This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

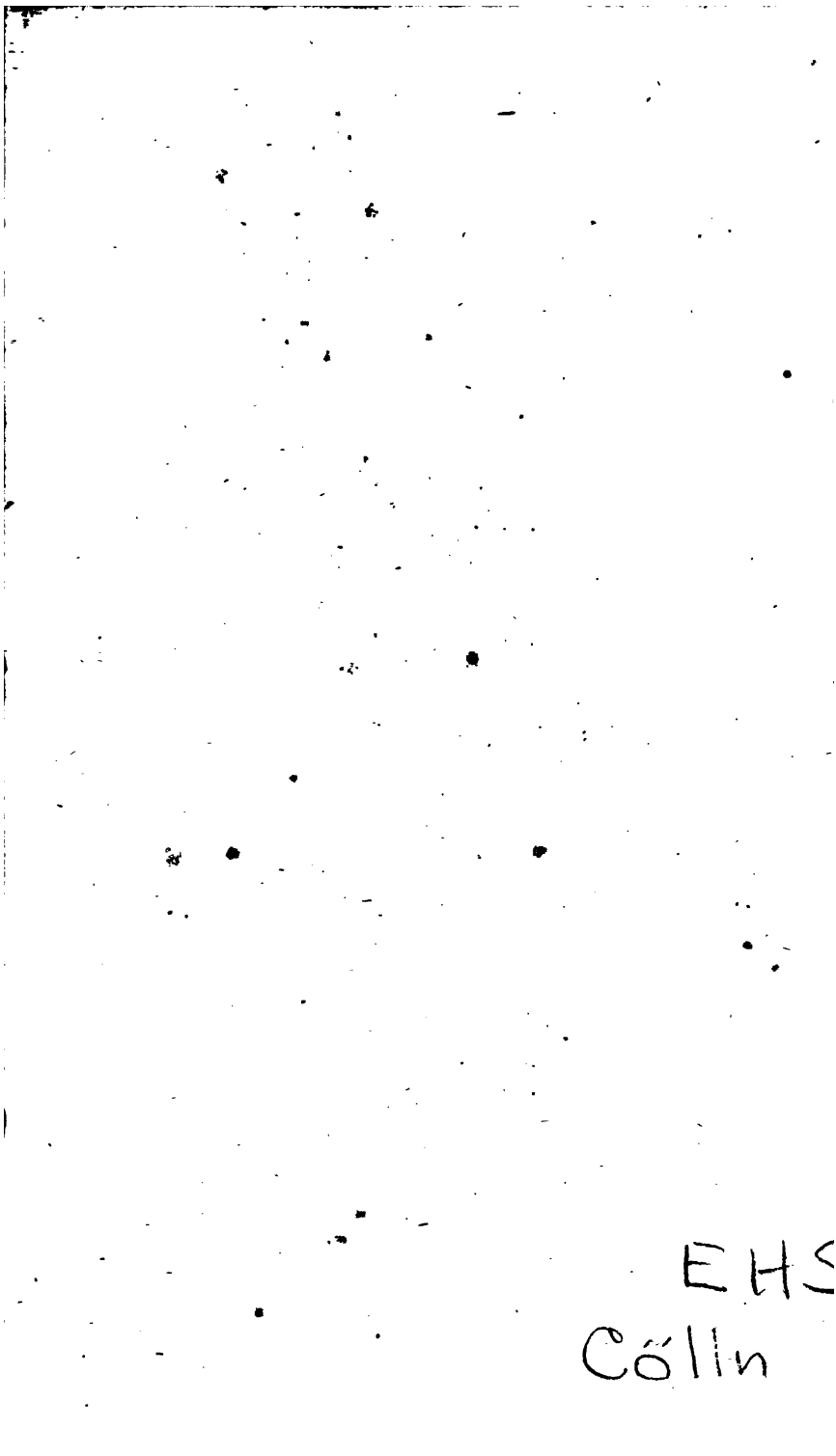
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Z 69


EHS
Cóllin

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

EMS

Neue Feuerbrände.

Marginalien

zu der Schrift:

Vertraute Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Von demselben Verfasser.

Zweyter Band.
Viertes bis sechstes Heft.

Mit einem Kupfer.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bey Peter Hammer.

EAUB

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
272985B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1944 L

Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Viertes Heft.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Inhalt.

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. . Seite IV

Correspondenz-Nachrichten. — Fortsetzung der Briefe über das Verpflegungswesen bey der preußischen Armee. . . . 1

Fehlerhaftes Betragen der preußischen Festungscommandanten, während der großen Kriegsereignisse im Jahr 1806. . . . 20

Aphorismen über den Weltgeist der neuern Zeit. Parallele zwischen der Reformation und der französischen Revolution. . . 33

Die Feinde im preußischen Staat. . 48

Fortsetzung der Geschichte des Angriffs, der Blockirung und Uebergabe von Glogau, von Carl Friedrich Benkowitz (Beschluß). . . 56

Ueber die Bildung eines Staats mit Hinsicht auf das politische System Preußens und Folgen desselben. . 107

Was hatten die Preußen nach den Begebenheiten bey Saalfeld und der Schlacht bey Jena zu thun, um den Kriegsschauplatz von der Oder zu entfernen. 126

Eisele 20 Mar 1944

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte.

Auf der vordern Vignette beginnt Herkules, gekleidet in die Löwenhaut und bewaffnet mit der Keule, eine seiner größten Heldenthaten, die Reinigung der Ställe des Elisischen Königs Augias. Diese Ställe waren seit langer Zeit nicht gereiniget worden, und es war zu fürchten, daß das Vieh in seiner eigenen Fäulniß sterben würde. Theils aus diesem Grunde, theils aber auch um einen Herkules zu beschäftigen, trug man ihm auf, diese Ställe zu säubern. Man glaubte nun seinem Heldensinn ein Grab gegraben zu haben. Allein dieser dämmte die beyden großen Flüsse, den Alpheus und Peneus und leitete sie durch die Ställe des Augias, und diese führten allen Unrath mit sich fort. Hier erscheint der Held in seiner ganzen Bestimmung und Würde, sein kräftiger Arm fühlt sich gedrungen, den Koth von Jahrhunderten zu durchwühlen, um einen für Geist und Körper gesündern Aether zu bereiten.

Auf der hintern Vignette erscheint Herkules zwar nicht mehr als Held der Kraft und dem Geiste nach, aber doch als solcher der äußern Kleidung nach, denn er hat auch hier noch die Löwenhaut und die Keule; allein dieß ist eine bloße Staatsuniform, aus welcher kein kräftiger Held, sondern ein verweichlichter entnervter Schwächling hervor sieht; er selbst kann sich nicht mehr furchtbar machen, seine Uniform soll jetzt alles das ersetzen, was er mit eigenem Arm nicht mehr zu leisten vermag. Er sitzt hier im Innern der Omphale, die seine Sinnlichkeit so mächtig reitzte, daß er ihr zur Liebe ihre Kleider anzog, und dagegen ihr seine Löwenhaut und seine Keule gab, sich auch sogar an ihren Rocken setzte und spann, und die Löwenhaut und die Keule von sich entfernte. Von diesem Momente an hörte Herkules auf, ein Held zu seyn; er konnte nicht mehr die beschützende Hand heben zu seiner Brüder Glück; gelähmt war die Götterkraft durch das verzehrende Feuer der Wollust. — Nicht selten geschieht es, daß Helden ihre Löwenhaut, die oft manchmal nur so angestrichen ist, mit dem Kleide eines Freudenmädchens vertauschen, ja vielleicht selbst in Nonnenkleidern gehüllt die entehrendsten Auftüge beginnen.

Corre-

Correspondenz-Nachrichten.

Fortsetzung der Briefe über das Verpflegungswesen bei der preußischen Armee.

1806.

Erfurth war das ersehnte Ziel der Flucht, und je näher man dieser alten berühmten Stadt kam, desto leichter wurden die Herzen; denn die Furcht vor dem verfolgenden Feinde verminderte sich, je mehr man sich ihren Mauern näherte. Wie ein in den Fluthen kämpfender und mit dem Tode ringender Mensch dem nächsten Strauche zueilt, um einen Haltungs- einen Rettungspunkt zu haben, ohne zu prüfen, ob dieser Punkt auch würklich Rettung und Sicherheit gewähre, so eilte die fliehende Masse der Stadt zu, die selbst das Unglück des Krieges von ihren Mauern nicht mehr abwenden konnte. Nur nach Erfurth, war alles was man sich dachte und sagte, ohne daran zu denken was von da aus weiter werden solle. Der großen geängstigten Masse war dieser Mangel an weiterer Aussicht

zu verzeihen, sie konnte nur den Wunsch nach Ruhe und Nahrung haben; bei solchen Aussichten, und den Feind hinter sich, hat man Motive genug zum unbedingten Vorwärtsschreiten. Was aber die verschiedenen Befehlshaber der fliehenden Armee gedacht haben mögen, als sie ohne allen Plan nach Erfurth zogen? das möchte wohl der Bekanntmachung werth seyn.

Ob sie Erfurth für so groß und wichtig hielten, um die vielen Tausende mit ihren volumen Umgebungen aufzunehmen? Ob sie glaubten, hier werde sich die Armee wieder formiren und die Vestung werde sich vertheidigen? oder ob sie dort den Beistand der Reserve zu finden hofften? Alles dies muß man dahin gestellt seyn lassen. Schlimm aber mußte es für diejenigen seyn, die den wahren Grund der Retiraide nach Erfurth einsahen: nähmlich daß die Sieger durch ihr rasches überflügelndes Manöver den Fliehenden keinen andern Weg mehr offen ließen.

Die Sachsen machten es jedoch besser, sie ließen Erfurth links, und gingen gerade nach Langensalze und Mühlhausen.

Was man an Erfurth als Rettungspunkt hatte, sahe man bald ein, und eben so, wie man unbegreiflicher Weise 3 oder 4 Tage früher die Absicht der französischen Corps nicht merkte, als sie bei Saalfeld, Naumburg und Dornorf über die Saale gingen, eben so sahe man auch hier zu spät ein, daß Erfurth nicht ein Haltungspunkt war wie man ihn bedurfte — und daß man besser gethan

hätte: wenn man mit den Sachsen nach Langensalze gegangen wäre. Man war denn nun aber einmal da, und die Stadt nahm so viel Flüchtlinge auf, bis der letzte Wagen nicht mehr hinein konnte. Dann schloß man die Thore, und alles, was nun noch nachkam, mußte um die Mauern herum marschieren, und sich seinen Weg weiter suchen.

In der Stadt war Schrecken und Jammer. Die Verwundeten lagerten sich vor den Häusern; es war noch keine Anstalt sie aufzunehmen; keine Quartiere wurden gemacht, und die Hungrigen konnten bei der überlegenen Menschenmenge keine Nahrung erhalten. Die Straßen waren so voll, daß nicht mehr durchzukommen war. Hier empfand man bald die bittere Täuschung: daß das ersehnte Ziel der gehegten Hoffnung nicht entsprach. Viele entschlossen sich daher, nach möglichster und kürzester Pflege, ihren Weg eiligst weiter fortzusetzen, und dies war für Erfurth recht erwünscht, denn die bestürzte Stadt hätte diesen Zustand dieser Vollheit nicht aushalten können. Jeder Durchgehende oder Dableibende konnte oder mußte vielmehr ganz nach eigner Willkühr handeln; denn noch war keine Spur von Ordnung oder Kommando da, selbst Officiere, die noch nach und nach mit den kleinen Ueberresten ihrer Untergebenen ankamen, entfernten sich im Stillen. Das allernöthigste, was hier die Fliehenden hätten finden müssen, das Brod, welches man wohl einige Tage früher zum Vorrath hätte backen können, fehlte ganz. Sie werden fragen, liebster Freund, ob denn kein Kommandant im

Platze war? Doch dieß verstehet sich ja von selbst! Der Herr Maj. v. Br. ließ sich am 15ten d. M. gemächlich rasiren und ankleiden; dann nahm er sein Frühstück ein, und beschied jeden sich Meldenden ungefähr dahin: daß er ihm nicht helfen könne — und jeder sehen müsse, wo er bleibe.

Die Truppen kamen den ganzen Tag hindurch noch einzeln an, die stärksten Trupps waren höchstens zu 50 Mann, aber größtentheils ohne Officiere. Sie fanden sich auf dem Petersberge ein und formirten sich dort nach ihren Uniformen. Die Officiere, die gegenwärtig waren, übernahmen die Kommando's über diese Trümmer der Armee, und spät am Abend dieses Tages erhielten sie endlich Quartier in der Stadt. Der kleine Flächenraum auf dem Petersberge war ein wahres Quodlibet von den meisten Uniformen der preußischen Armee und alles was man ansahe, trug die Miene der Unordnung. Kavallerie, Infanterie und Artillerie stand ohne Plan und ohne Zweck den Tag über auf diesem kleinen Platz, ohne daß man für ihre Verpflegung oder für ihre Anwendung etwas gethan hätte. Anstatt daß man aus der Stadt hätte Lebensmittel hinauf schaffen müssen, um die Ermatteten zu erquicken, so war auf dem Berge selbst nicht das Geringste zu haben. Dem Marquetender fehlte es sogar schon an Brandwein, und es herrschte überall in den Gebäuden ein Zustand, als ob in 100 Jahren kein Krieg gewesen, noch weniger einer zu fürchten sei, der ekelhaften Unreinlichkeit nicht zu gedenken, die man in den Oekonomiegebäuden antraf.

Die Hauptsache endlich: die Vertheidigung des Platzes, die schon vor dem Ausmarsch der preußischen Armee hätte geordnet seyn müssen, war noch an diesem Tage (den 15ten Oktob.) nicht sichtbar, ja es war auch so ganz und gar keine Spur davon, daß man mit Gewißheit auf die schnelle Uebergabe des Platzes rechnen konnte, sobald sich der Feind nur zeigen würde. Die Kanoniere standen zwar auf dem Petersberge bei ihren Kanonen und hätten dem anrückenden Feinde viel Schaden zufügen können; aber sie durften keinen Schuß thun. „Wir können uns nicht vertheidigen," sagte der Herr Kommandant: „wir sind gar nicht in dem Zustande uns halten zu können. Schießen wir hinunter, so schießen die Franzosen wieder herauf — ich kenne die Franzosen, und hier liegen 5000 Centner Pulver unter freiem Himmel! Denken Sie nur, meine Herrn — wenn eine Kugel dahineinfällt, so sind wir alle im Himmel!" So sprach der Kommandant, der die Ehre haben sollte, der Erste zu seyn, in diesem Feldzuge eine preußische Vestung gegen die besten Soldaten in Europa zu vertheidigen, der dies wenigstens eine Zeitlang mit Ehren hätte thun können, und der dadurch allen Kommandanten ein Beispiel gegeben haben würde.

Man hörte Nachmittags eine starke Kanonade aus nicht weiter Ferne her. „Der Herzog von Weimar schlägt sich in unserer Nähe mit dem Feinde und wir werden bald wieder frei seyn;" so sagte man! und sahe vom Petersberge hinab nach allen Himmelsgegenden. Dieß dauerte

nicht lange, so mußte alles was zum Militair gehörte eilig die Stadt verlassen und sich auf den Petersberg begeben; die Zugbrücke wurde aufgezogen, und einige Kanonenschüsse, auf die Stadt gerichtet, verkündeten die Ankunft der Sieger. Alle Straßen waren mit einemmale Menschenleer, alle Häuser waren verschlossen und in denselben herrschte — Todesangst.

Einige Militairtrupps zogen durch die Straßen, wahrscheinlich um die Thorwachen zu verstärken. Vom Petersberge herab sahe man in der nähmlichen Zeit eine lange französische Linie (nach ungefährer Schätzung etwa 10,000 Mann) aufmarschiren und gegen die Stadt Front machen, ihr rechter Flügel lehnte sich an eine Landstraße (wenn ich nicht irre an die Chaussee nach Simmerda), ihr linker an einen Wald an. Der rechte Flügel that einige Kanonenschüsse auf das Stadtthor, die auch vom Walle aus mit so gutem Erfolge erwidert wurden, daß dieser Flügel einige hundert Schritte zurück ging, um aus der Schußweite zu kommen.

In diesem Augenblicke traf ein französischer Cürassir-Obrist Nahmens: Valia, als Parlementair auf dem Petersberge ein, der sich ungefähr eine Stunde aufhielt. Das Feuern hatte aufgehört; der Parlementair ritt wieder fort. Im Paradesaal des Kommandanten sahe man doch noch eine Spur von alter deutscher Kraftsitte; es stand nähmlich in demselben ein großer Tisch voll leerer Weinflaschen — beim Weine hatte man die Staatsaction begonnen, das thaten

unsere Väter auch; aber sie hatten entweder vorher den Wein schon verdient oder sie verdienten ihn nachher. Doch der Wein wurde hier wohl auch verdient. — —

In sehr gegründeter Unruh standen die Einsichtsvolleren und Braven unter den Preußen, ihre Besorgniß mußte sich vermehren, je deutlicher sie den gänzlichen Mangel an Vertheidigungsanstalten einsahen, und fürchten mußten, einer unrühmlichen Kapitulation ihre Laufbahn aufzuopfern, ohne sich vertheidigt zu haben.

Die Kanoniere ergrimmten bei ihren Kanonen, daß sie nicht feuern durften; sie behaupteten alle, (ich weiß nicht ob mit Sachkenntniß) daß die französische Linie gerade schußrecht stünde, und sie selbige bald fortkanoniren wollten. Vielleicht wurden die guten Leute durch ihren noch geretteten Muth zu einer unrichtigen Beurtheilung der Sache verleitet. Es wurde bald bekannt, daß die Uebergabe des Platzes im Werke sei, daß man aber eine sehr vortheilhafte Kapitulation erhalten würde, und dieß gewährte bei diesen Umständen einigen Trost.

Es dauerte nicht lange, so erschien der nähmliche französische Parlementair wieder, und man erfuhr bald nachher sehr beunruhigende Dinge, die dem Herrn Kommandanten eben nicht zur Ehre gereichen.

Der französische Obriß hatte sich, der Militairsitte gemäß, bei seinem ersten Besuch gleich nach der anwesenden Generalität erkundigt, um mit ihr die Uebergabe zu unterhandeln; aber der Herr Kommandant hatte den anwe-

senden Prinzen v. Oranien sowohl, als den Feldmarschall von Möllendorf verschwiegen — ob dies auch mit dem anwesenden General Larisch der Fall gewesen sei, weiß ich nicht. Als der französische Obrist zum zweitenmale ans Thor kömmt, wird er von einem andern preußischen Offiziere empfangen, als das erstemal; wahrscheinlich konnte derselbe nicht Französisch, und hatte die Idee, daß der Feldmarschall von Möllendorf doch wohl die erste Person in der Stadt seyn müsse, und daß man doch mit niemand anderm als mit ihm wegen der Uebergabe des Platzes unterhandeln könne, und mit diesen, meines Dafürhaltens richtigen Voraussetzungen führt er den Parlementair gerade zum Feldmarschall. Dieser war zwar am Nachmittage noch auf dem Petersberge gewesen und hatte, von der Abendsonne beleuchtet, nach allen Richtungen hin den Feind gesucht, aber sein hohes Alter (er ist Anno 1721. gebohren) ließ wohl keine Thätigkeit mehr zu; er war in einen Pelz gekleidet, mit Mütze und Pelzstiefeln versehen, und mußte sich führen lassen. Der franz. Obrist traf ihn krank auf dem Bette an; beide waren überrascht. — Der würdige Greis höchst verlegen, daß ihm bei seiner hohen Würde und in seinem hohen Alter noch so etwas unmilitairisches und nach seinen Begriffen auch wohl unrühmliches begegnen mußte. Der Obrist, ein achtungswerther Mann, von höchster Bildung und voll Feuer und Leben, machte durch sein feines Benehmen und durch seine Geistesgegenwart dem alten Helden wieder etwas Luft. Er

bedauerte ihn wegen seiner Unpäßlichkeit, bezeugte große Freude über das unverhoffte Glück, Preußens ersten Feldherrn kennen zu lernen, versicherte ihn, daß ein solches Zusammentreffen für jeden Officier Epoche machen müsse, und daß er es sich für ein großes Glück anrechnen würde, wenn er nun mit Ihm die Unterhandlung wegen Uebergabe des Platzes fortsetzen dürfte. Er müßte übrigens auf den Kommandanten sehr zürnen, daß er ihn um dies Glück habe bringen wollen. So ungefähr ging es ein Weilchen fort, bis der kranke Greis, dem, bei aller Delicatesse, bei aller Schonung und Höflichkeit, der Besuch doch nicht angenehm seyn konnte, den Obristen bat, auf seine Krankheit Rücksicht zu nehmen, und sich wegen Uebergabe des Platzes nur wieder nach dem Petersberg zu begeben; der Kommandant habe Vollmacht dazu.

Der Sieger entfernte sich hierauf und erschien wieder auf dem Petersberge, brachte aber für den Herrn Kommandanten und für die anwesenden Herrn Staabsofficiere eine so tüchtige Lection mit, daß sie alle, wie arme Sünder da standen. Er war schon mit ihrem ersten Benehmen nicht zufrieden gewesen; denn sie zeigten sich stolz und kurz, und hatten mitunter sogar piquante Antworten gegeben (was man doch nur dann thun kann, wenn man Lust hat sich zu vertheidigen). Jetzt zeigte ihnen der Sieger, in welchem Verhältniß sie mit ihm stünden; daß ihre Sprache nicht wohl angewendet sei; daß er zwar bereit wäre, alles

für ihren Vortheil zu thun, was ihm bei Abschließung der Kapitulation möglich seyn würde, nur müßten sie sich anders nehmen. Uebrigens könne er, nachdem, was er jetzt zufällig entdeckt habe, die Unterhandlung nicht fortsetzen, sondern müsse erst wegen der gegenwärtigen preußischen Generalität seinem Prinzen (dem Groß-Herzog von Berg) Raport machen. Hiermit empfahl er sich, und ließ die Herrn stehen. Sie sahen sich einander an, und schöpften aus dieser gegenseitigen Beschauung nur noch größere Muthlosigkeit, denn die Angst mahlte sich auf den Gesichtern immer stärker aus, je näher man die Rückkunft des erzürnten Obristen glaubte. Man stärkte sich zwar in dieser Zwischenzeit fleißig aus den Flaschen und es kamen auf Ehre sehr heroische Aeußerungen ans Licht, die aber auch eben so wieder verschwanden.

Der Herzog von Berg, in dessen Militaircharakter die Schnelligkeit im Handeln ein Hauptzug ist, ließ die schwankenden Stützen der preußischen Monarchie, die durch sein Genie in ihrer Grundfeste (ihrer eingebildeten Unfehlbarkeit) erschüttert waren, und jetzt wie arme Sünder ihr Urtheil erwarteten, nicht lange warten. Der gefürchtete Obrist erschien und zeigte der Versammlung an: daß der Herzog über die von ihnen verursachte Zögerung höchst unzufrieden sei, er lege ihnen das Ultimatum vor, das heißt: er machte ihnen bekannt, wie die Kapitulation seyn sollte, und so mußte sie denn auch ohne Widerrede unterzeichnet werden.

Man hatte sich anfänglich geschmeichelt und behauptete sogar öffentlich, daß die Garnison freien Abzug mit allen Waffen erhalten und nicht Kriegsgefangen seyn würde.

Es kann auch wohl seyn, daß man anfänglich auf diese Basis unterhandelt hatte, denn es lag für die Fortschritte der französischen Waffen allerdings ein sehr großer Vortheil darin, Erfurth so schnell als möglich zu bekommen; allein man verscherzte durch unkluges Benehmen die schöne Gelegenheit, welche die Umstände darboten, mit Ehren aus einer Verlegenheit zu kommen, in der man, so wie man nun leider war, ohne Talent und ohne Muth, stecken bleiben mußte. Man hätte wenigstens auf diesem Platze noch eine Schwäche, oder besser gesagt, einen großen Fleck in dem preußischen Militaircharakter verdecken können, und dadurch nicht so früh ein böses Beispiel gegeben, nähmlich: man hätte nicht nöthig gehabt, zu zeigen: wie leicht die preußischen Officiere die Soldaten preisgeben; wie wenig Sorge und Anhänglichkeit sie für die Truppen haben; wie gleichgültig sie diese braven Menschen ihrer Feigheit opfern und nicht einmal durch gute Bedingungen das Schicksal dieser Unschuldigen zu erleichtern suchen. Nicht genug, daß man diese Braven, die vom Schlachtfelde noch Muth genug mitgebracht hatten, um sich in diesem Platze zu vertheidigen, oder sich wenigstens eine ehrenvolle Kapitulation zu erkämpfen, sogleich ohne Schuß, ohne Schwertstreich der Gefangenschaft preisgab, handelte man noch obendrein so schlecht, diese Truppen zu be-

lügen, ihnen die Wahrheit der geschlossenen schimpflichen Kapitulation zu verhelen, und ihnen die Versicherung zu geben: daß sie mit Ehr' und Waffen freien Abzug erhalten und zur preußischen Armee marschieren würden. Diese Versicherung that auf die desperaten und zum Theil ganz verzweifelten Gemüther der Soldaten die gute Würkung, daß sie ruhig blieben, über die schlechten Maaßregeln, die man in Erfurth zu ihrer Verpflegung getroffen hatte, und über den gänzlichen Mangel an Patriotismus, den sie an Erfurths Einwohnern sehr deutlich wahrnahmen, hinweg sahen, weil sie nun die Hoffnung hatten, wieder zur Armee zu kommen.

Ehe ich weiter schreibe, lassen Sie sich, liebster Freund, ein für allemal die Versicherung geben: daß alle Truppen, die sich von dem Schlachtfelde von Auerstädt (wo der alte preußische Ruhm begraben liegt) hier eingefunden hatten, die lebhafteste Begierde zur Vertheidigung zeigten.

So verging der 15te Oktober. Früh schon am 16ten kamen französische Militairbeamten in einigen Chaisen gefahren, die das Inventarium der Festung übernahmen. Die Soldaten lagen verdrüßlich und gefühllos in den elenden Löchern von Kammern und Boden, wo man sie, der Sitte gemäß, einquartirt hatte. Sie waren in eine Art von Stumpfsinn und Sorglosigkeit gerathen, weil sie als würkende Kraftmasse — nicht belebt und angewendet, sondern unverantwortlich von ihren Organen zertrümmert worden waren. So verging der Tag in unthätiger Ruhe bei

schmaler Kost und bei schiefen Gesichtern, die sie überall von den Einwohnern empfingen. Bittrer Spott und Schadenfreude grinzte ihnen überall entgegen; denn, unter uns gesagt, der Erfurther Pöbel lachte hämisch über das Unglück der preußischen Armee; nur die Vernünftigen, die überall eine ruhige Regierung und eine feststehende Ordnung der Dinge lieben und solche dem Kriege und andern Neuerungen vorziehen, sahen trauervoll auf die Zukunft; sie hatten die preußische Verfassung lieb gewonnen, und machten dem Könige nur den Vorwurf: daß er Länder genommen hätte, die isolirt von seinen Staaten nicht zu behaupten waren. Dieser Vorwurf scheint mir gegründet, denn unsere Grenze in Westen!! Freund, sehen Sie die Charte an — was finden Sie? — einen Bogen voll Tintenklekse! und das ist das Werk — unserer Minister die vor Klugheit hersten wollen. Doch genug hiervon. 10,000 unschuldige Menschen, unter denen so viele Brave waren, wurden das Opfer dieser verkehrten Politik, ohne alles in Anschlag zu bringen, was diese Städtchen mit ihren kleinen Kreisen dem Vaterlande durch ihre Einverleibung und Organisirung gekostet haben!

Der 16te Oktober ging damit hin, daß man das Privateigenthum vom Petersberge herab in die Stadt schaffte und sich demnach zueignete, was zu erhaschen war. Der Herr Kommandant stieg von dem Berge herab, wo er bisher müßig gesessen, schöne Einkünfte unverdient verzehrt und hinter seiner Autorität seine Erbärmlichkeit verborgen

hatte. *) Die Officiere liefen müßig in der Stadt herum, und was ich schon in einem frühern Briefe an Sie, lieber Freund, über die sichtbare Würkung sagte, die das Unglück auf die preuß. Officiere machte, sahe man auch hier. Sie waren nicht bekehrt und nicht gebessert; man sahe an ihnen weder Zorn noch innern Schmerz, sondern nichts als die alte Arroganz, die Großsprecherei und die brüske Gemeinheit. Einige schimpften tüchtig, daß sie, ohne den Platz vertheidigt zu haben, hätten kapituliren müssen, weil sich niemand aufgeworfen habe, dies dem Kommandanten zu rechter Zeit zu sagen.

Die Soldaten standen noch in dem Wahne, daß man ihnen freien Abzug ausbedungen hätte, und waren deshalb ruhig, wenigstens verbargen sie ihren Groll hinter dieser Hoffnung.

Der 17te war zur Uebergabe des Platzes bestimmt, und am frühen Morgen war Alles in Bewegung. Aengstlichkeit, Schmerz und Unmuth konnten sich auf den Gesichtern der Truppen nicht verbergen. Die sehr vermischte Menge von Kompagnien und Bataillonen, die alle auf der unglücklichen Retirade hierher verstreut worden waren, wurden so gut, als es möglich war, nach dem preußischen

*) Seine Thaten waren nun vollbracht, seine ehrenvolle Laufbahn war beendet, er hatte sich mit dem Staat für das, was er ihm gekostet und für das Vertrauen, welches man auf ihn gesetzt hatte, durch diese Kapitulation abgefunden, und wandelte nun sehr breit durch Erfurths Straßen.

Linial geordnet und so ging wie ein Leichenzug der Marsch zum Thore hinaus; man zog sich links und marschirte unter dem Petersberge auf.

Es dauerte nicht lange, so erschallten die Trommeln der Sieger. Sie kamen durch die Stadt in dichten Kolonnen, nicht etwa en Parade und von dem Korporalstock erst zu Puppen dressirt, nein! sie kamen so wie sie vom Schlachtfelde gegangen oder von ihrem Lager, der bloßen Erde unter freiem Himmel, aufgestanden waren; ihre Parade war der Sieg mit dem sie einzogen. Sie hatten ihre Mäntel um, und neben ihren meistens sehr schweren Tornistern und Bündeln hingen noch Stücken Fleisch und große Brode, die sie auch zum Theil auf den Bajonetten trugen.

Ihre Officiere prangten weder mit Scherpen noch Kordons, und ihre Säbel hatten keine Portepées; sie trugen ebenfalls ihre Bagage auf dem Rücken und waren in Mäntel gekleidet.

Ihr Marsch ging nach ihrem Trommelschlag außerordentlich schnell, und sie schienen von denen im Gewehr neben ihnen stehenden Preußen gar keine Notiz zu nehmen. Ihre Physionomien waren furchterregend. Kavallerie und Artillerie gewährten interessante Abwechselungen in den zwei Kolonnen, die neben einander durch die Straßen zogen; der Marsch dauerte zum ungeduldig werden lange; endlich machte man Halt! und zwar Fronte gegen die Preußen.

Wie gern, Freund! legte ich hier die Feder weg, um mein Herz von einem Gegenstande weg zu wenden, bei dessen Rückerinnerung es von neuem blutet; doch ich habe Ihnen versprochen über diese traurige Katastrophe Bericht zu erstatten; und so sei es denn.

Nehmen Sie indeß mit dem vorlieb, was ich Ihnen hier noch kürzlich mittheile, denn hier am Fuße des Petersberges gab es Szenen, die wohl die geübteste Feder nicht beschreiben kann.

Noch einmal muß ich über das preußische Militair die Geißel der Wahrheit schwingen und dadurch meine eignen Irrthümer gestehen. Sie, Freund, wissen recht gut, wie viel ich von den Vertheidigern meines Vaterlandes hoffte, mit welcher Zuversicht und mit wie viel Gründen ich die Zweifler widerlegte, die meinen Glauben nicht hatten.

Jetzt stand auch ich am Fuße des unseligen Petersberges, auf den nie eine preußische Schildwache hätte kommen sollen, der lieber bis zu ewigen Zeiten dem Abt Günther und seinen frommen Kollegen zu ihrem heiligen Müssiggange hätte dienen mögen, weil es doch unstreitig besser ist, daß ein müßiger Priester, als ein schlechter Kommandant einen befestigten Berg bewohne.

Jetzt stand auch ich an dem Rande desselben und zugleich am Rande des preußischen Ruhms. Die schmerzhaftesten Gefühle tobten in meiner Brust und nur der Zustand des neben mir stehenden preußischen Militairs, das

seinen

seinen moralischen Tod hier erwartete, brachte mich zum Bewußtseyn und stimmte mich zum Beobachten.

Mit starren Augen und mit zunehmender Verlegenheit sahen die Preußen die Sieger bei sich vorbei defiliren. — Viele schimpften vor Wuth; viele standen beschämt da, und viele andere wurden von innerm Schmerz gefoltert; noch andere beschäftigten blos ihre Neugierde. Am ärgerlichsten betrugen sich einige Officiere: sie musterten die Montirungsart der Franzosen und ließen sich mit fadem Witz und lächerlichem Spott darüber aus. Sie beurtheilten das französische Militair nach der preußischen Paradetheorie, die sie von den Exercirplätzen aus Berlin und Potsdam mitgebracht hatten und worin ihre ganze Kriegskunst bestand. Die Meisten dieser Preußen hatten noch nie Franzosen gesehen und man kann daher denken, welchen Eindruck der Anblick der Sieger auf sie machen mußte. Uebrigens hatte der Unmuth unsere armen preisgegebenen Soldaten ganz vernichtet; sie standen wie passive Wesen mit traurenden Mienen da, und allen sahe man das Verlangen an — von dieser Folter wegzukommen.

Das laute Halt! hatte kaum in den Reihen der Franzosen ertönt, als sich auch vor der preußischen Fronte ein dumpfes Kommando hören ließ. Es war nicht das gewöhnliche wilde Geschrei, welches man sonst mit Flüchen vermischt vor den preußischen Fronten hörte; es war ein leises Rufen: „Das Gewehr ab!“ und gleich nachher folgte das tröstliche Zureden: „Kinder setzt die Ge-

wehre hübsch zusammen, legt eure Säbel und Taschen ab, legt alles hübsch zusammen, es kann euch doch nichts mehr helfen.“ Dieß war der Augenblick, wo Alle von Einem Gefühle ergriffen wurden, wo alle Gesichter erbleichten, wo sich die Aerme, die nicht mehr fechten durften, krampfhaft zusammen zogen. Mit verbissenem Grimm und Schmerz richteten sich die Blicke der alten Krieger gen Himmel zu dem verewigten Friedrich! und Friedrich Wilhelm II. der sie zum Siege geführt hatte. Tausende der bittersten Thränen rollten über verhungerte Wangen und verbargen sich in die Bärte. Mein Zustand war unbeschreiblich; ich stand ohne Luft und wurde von nahmenlosen Gefühlen gepeinigt.

Als die Unglücklichen die Bürde der Waffen los waren, mußten sie wieder antreten, und die Fahnenträger mußten die Fahnen alle zusammen vor Ein Haus bringen. Hier erschien ein kleines Kommando Kavallerie nebst Officieren und Trompetern, welche diese Siegeszeichen mit schmetterndem Trompetenschall und im vollen Gallop davon führten. — Dieß war das ärgste, was ich ertragen konnte. Der Schmerz ergriff mich zu sehr; ich verbarg mein Gesicht, und war außer mir.

Die Feldwebel und Junker wurden jetzt aus den Gliedern gerufen, weil sie nach der Kapitulation mit den Officieren gleiche Rechte genossen, dieß war aber auch das Signal, das den armen belognen Soldaten die Augen öffnete; denn nun mußten sie es einsehen, daß sie als

Kriegsgefangene weggeführt werden würden; und dieß geschah denn auch auf der Stelle. Es herrschte in den Gliedern eine herzangreifende Stille. Die Wehrlosen ließen sich transportiren wie geduldige Schafe; mein Gebet hat sie begleitet.

Die Officiere sollten anfänglich, gleich von dieser Szene weg, ihren Weg nach Magdeburg antreten; aber dieß war geändert worden, sie mußten alle wieder in die Stadt, und bekamen erst am andern Tage als am 18ten Pässe, wohin sie reisen wollten.

Erfurth behielt zwar nur einen kleinen Theil der Sieger zur Besatzung, worunter denn auch Bayern, Hessen und Darmstädter waren; aber es war dennoch in dieser Stadt durch die Generalität und durch die Militairbeamten höchst lebhaft geworden. Das Rathhaus war von einem französischen Büreau eingenommen; die Magazine waren versiegelt, und die schnelle Veränderung aller Dinge in einer Stadt, die so eben von den Siegern in Besitz genommen ist, giebt dem Beobachter ein interessantes — (wenn er aber zu den Besiegten gehört) nicht angenehmes Gemälde. Unsere preußischen Officiere empfanden diesen Zustand hart, man hörte nicht einmal auf ihr Binden, wo sie noch vor kurzem befohlen hatten. Keine Schildwacht salutirte, und von ihren Federbüschen, Scherpen und andern Respektsattributen nahm man gar keine Notiz. Ihre Quartiere bekamen sie in einem sehr schlechten Stadttheil, das neue Werk genannt. Für alles übri-

ge mußten sie selbst sorgen. Die Erfurther thaten ihrer Stimmung keinen Zwang an; es gab daher manche Kränkung. — Die französische Großmuth war der einzige Schutz, und alle eilten so schnell als möglich diese Stadt zu verlassen. Künftig nun auch etwas von Magdeburg.

Fehlerhaftes Betragen der preußischen Festungskommandanten, während der großen Kriegsereignisse im Jahr 1806.

Als der Fürst von Hohenlohe, eines ausdrücklichen Befehls vom Könige zufolge, mit einem Theile der preußischen Armee nach der Oder marschirte, ließ er in Magdeburg eine 20,000 Mann starke Garnison zurück.

Hatte man auch zu dem Kommandanten dieses Platzes kein rechtes Vertrauen, indem er schon im Rheinkriege seines ängstlichen und unentschlossenen Benehmens wegen vor dem Kriegsgerichte gestanden hatte: so war dies doch keinesweges bei dem General Kleist der Fall, denn dieser war in der preußischen Armee mit Ehren grau geworden, wurde vom Könige geschätzt und das Publikum schien gleichsam beruhiget zu seyn, da er der Vertheidiger eines so wichtigen Platzes seyn sollte. Es ist wahr, schöner kon-

te ein Ehrenmann die letzten Lebenstage wohl nicht beschließen, als unter den Ruinen von Magdeburg begraben zu werden; allein der König und die Nation ist getäuscht worden.

Wichtigere Entschuldigungsgründe sind jedoch vom General Kleist zur Zeit noch nicht bekannt worden, als — daß er den gänzlichen Ruin einer blühenden Stadt habe verhindern wollen, wogegen sich aber die patriotischen Bürger Magdeburgs sogar in öffentlichen Blättern dahin erklärten, daß sich Niemand von Seiten der Bürgerschaft den Maasregeln des Gouverneurs widersetzt haben würde, zum Beweis, daß auch sie Hab' und Gut der allgemeinen Ehre und Wohlfahrt aufopfern und ihrer grauen Vorfahren würdig seyn wollten, die einst gegen den mächtigen Karl V. mit aller Hartnäckigkeit ihre Glaubensfreiheit behaupteten, und späterhin entschlossen waren, lieber die Stadt in Rauch und Flammen aufgehen zu sehen, als ihren Nacken unter das Sklavenjoch des Tyrannen Tillys zu beugen. Und wenn auch der Gouverneur diesen guten Willen bei den Bürgern nicht fand, so hatte er 20,000 Mann, mit welchen eine unruhige Bürgerschaft schon in Schranken zu halten war.

Der Fall von Spandau, Stettin und Cüstrin; die Unglücksfälle bei Prenzlau und Lübeck rechtfertigen den General von Kleist keineswegs, einen so wichtigen Platz und eine so starke Garnison dem Feinde in die Hände gegeben zu haben. Durch die Einnahme der Festungen an der

Unterodder überwand der Feind eine Schwierigkeit über die Oder zu gehen; der Fall von Magdeburg dagegen gab ihm den Vortheil, seine Bewegungen durch Südpreußen gegen die Weichsel zu beschleunigen; hier die Russen auf die Vertheidigung des Narews einzuschränken und Südpreußen zu konföderiren, wodurch die Hülfsquellen und Streitkräfte der Franzosen in eben dem Maaße stiegen, wie die der Preußen und Russen geschwächt wurden. Oeffnete Magdeburg seine Thore dem Feinde nicht eher, bis der letzte Mundvorrath aufgezehrt, und die letzte Munition verschossen war; so war Napoleon genöthigt, zur Sicherheit seiner Kommunication, wenigstens 30,000 Mann zur Observation von Magdeburg zurück zu lassen; der Kaiser konnte mit seiner dadurch bedeutend geschwächten Armee es nicht wagen, Ende Decembers über die Weichsel zu setzen, und den Russen bei Pultusk eine Schlacht zu liefern; und wagte er sie: so wäre der ohnehin zweifelhafte Sieg dann wohl entschieden auf die Seite der Russen gefallen.

Wurden die Franzosen durch eine decidirt verlorne Schlacht von der Weichsel oder Warte ab, und bis über die Oder zurück gedrängt, wie nützlich konnte dann erst Magdeburg den verbündeten Armeen werden, um den Feind auch von der Oder weg zu manövriren. Cüstrin und Stettin blieben dann höchst wahrscheinlich ihrem Schicksal überlassen; das Kriegstheater zog sich von der Weichsel nach Norddeutschland und Hannover zurück. Lag

es aber auch in der furchtbaren Einbildungskraft des Generals von Kleist, den preußischen Staat ohne Rettung für verloren zu betrachten, und daher es nicht einmal der Mühe werth zu halten, sich einem dreimonatlichen drangsalvollen Leben zu unterziehen, warum mußte denn die brave Garnison Kriegsgefangen seyn? Magdeburg war dem Feinde zu wichtig; noch hatte die Blokade, von Seiten des Feindes weder Menschen, noch Pulver und Kugeln gekostet; man hatte 14 Tage davor gestanden, und anstatt zu bombardiren — parlementirt. Es ist zu glauben, — denn der Feind führte ja nicht einmal Belagerungsgeschütz bei sich, — daß, um den Ort zu bekommen, er mit Freuden den freien Abzug der Garnison würde bewilligt haben. Ließ man ja doch auch die Garnison von Mainz im Jahr 1793 abziehen, nachdem der Ort vier Monate blokirt, und die dritte Parallele eröffnet war.

Die Festung Hameln war in dem besten Vertheidigungsstand; sie konnte sich viele Monate halten, wenn ein Kommandant die Vertheidigung dirigirte, der Energie hatte. Der General von Schüler sah aber lange vorher schon Bäume vor Soldaten an, und setzte durch seine Aengstlichkeit und Peinlichkeit ganz Hanover in Allarm, wie der Krieg noch nicht einmal declarirt war; und die Holländer und Franzosen sich noch erst an der Yssel versammeln sollten. Man konnte dadurch auf kommende ernsthafte Fälle schließen.

Er glaubte, Hameln nicht bis zum letzten Augenblicke vertheidigen zu müssen, weil es Stettin, Cüstrin und Magdeburg ja auch nicht gethan hätten. Eine sonderbare Tendenz, sich den Tempel des Ruhmes zu eröffnen! Ist das Ehrgefühl? ist das Patriotismus? ist das Erkenntlichkeit und Dankbarkeit gegen den König, der noch kürzlich die Söhne dieses Generals im Avancement ausgezeichnet begünstigt hatte? mußte man das schlechte Betragen anderer pflichtvergessenen Festungskommandanten zum Muster nehmen? Hielt sich Hameln länger, so wurde, bei einer günstigeren Wendung des Krieges für die kombinirten Waffen, Norddeutschland mit einem Schwerdtschlage wieder erobert, und geschah dies auch nicht; so wurde der Marschall Mortier doch en échec gehalten; die Festung Stralsund kam nicht in Blokadestand, und Colberg fand weit mehrere Gelegenheit, in Verbindung mit den Schweden, der Kommunication des Feindes zu schaden.

Um die Disciplin der preußischen Armee nun vollends vor den Augen der Welt in ein nachtheiliges Licht zu stellen, hatte er nach der geschlossenen Kapitulation so wenige Kraft, nicht einmal die eingerissene Rebellion und Unordnung zu schlichten. Abgeändert soll die Kapitulation noch werden, als sie schon dem Kaiser der Franzosen zur Ratifikation vorgelegt ist! Der General Savary gab einen Bescheid, der Ernst und Würde zusammenfaßte, aber eben darum der preußischen Militairehre um so kränkender war. Sollte das Betragen eines Kommandanten nicht selbst Ver-

anlassung zu dergleichen Insubordinationsfehlern geben? In Cosel, Neisse und Danzig wird so etwas nicht vorfallen; eben so wenig würde jener Unfug in Hameln statt gefunden haben, wenn man bei einer halbjährigen Blokade, schon längere Zeit, eine Portion Pferde- oder Ratzenfleisch als einen Leckerbissen betrachtet hätte.

Von Cüstrin sagt ein französischer Ingenieurofficier: Cüstrin ist, wegen seiner Ortslage und künstlichen Beschaffenheit, die erste Festung im preußischen Staate. Wenn 50,000 Mann vor diesem Platz erscheinen, so kann man doch beruhigt seyn, denn es kann weder überrumpelt, noch formell angegriffen werden. Die Schurkerei des elenden Oberst von Ingersleben ging aber so weit, daß er den Ort zur Uebergabe gar nicht einmal auffordern ließ, sondern er trug diesen wichtigen Platz dem Feinde an. Es ist authentisch, daß er in eigener Person den Marschall Davoust aufsuchte, um diesem den Antrag zu machen. Die Franzosen hatten von einer dergleichen Infamie keine Vorstellung; sie glaubten eine Kriegslist darunter verborgen zu sehen, und wiesen vor der Hand den Kommandanten zurück. Um jedoch einem so sonderbaren, aber höchst willkommenen Ereignisse näher auf die Spur zu kommen, schickte man einen Parlementär, und der Ort ergab sich ohne alle Umstände. Hat man einen Ausdruck, um eine so abscheuliche Handlung zu bezeichnen? Allein sie ist zu graß, um die ganze Nation zu schänden; sie fällt lediglich auf den Verräther allein.

d'O war freilich auch ein ehrloser preußischer Festungskommandant, als er Glatz überrumpeln ließ; aber so charakteristisch feigherzig war er doch nicht.

Die politische Maxime, welche die Franzosen haben, Festungskommandanten zu imponiren und nieder zu schlagen, wurde bei Stettin mit dem glücklichsten Erfolg zuerst angewendet. Der Zustand der preußischen Armee wurde dem Gouvernement zu Stettin so erschrecklich vorgemalt; die Kapitulation des Fürsten von Hohenlohe bei Prenzlau so pikant geschildert, und durch Sophismen so wahrscheinlich gemacht, daß sich dieser Platz, wenn auf keinen Entsatz weiter zu rechnen sei, wenige Tage nach dem Gefechte bei Prenzlau ergab.

Hatte der Gouverneur dieses Platzes aber Besonnenheit, so mußte er schließen: wenn auch die direkte Kommunikation den übrigen preußischen Truppen mit Stettin abgeschnitten sei, es doch noch einen Weg über die Inseln, Usedom und Wollin, über die Oder zu kommen gebe, worüber, wenn auch nicht ganze Corps, doch ein großer Troß von Flüchtlingen gerettet werden konnten, um über Colberg und Danzig an die Armee des Königs sich anzuschließen. Anstatt aber diese patriotische Rücksicht zu nehmen, um alle Kräfte aufzubieten, den Ort in Vertheidigungsstand zu setzen, denkt der Gouverneur blos an die Uebergabe des Platzes und die Besatzung der Gefangenschaft am Feinde zu überliefern. 15 Schwadronen Husaren, die sich glücklich bis Stettin durchschlagen, verweigert er dem

Durchmarsch, damit ja die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Feinde, worin die erste Bedingung wahrscheinlich, wie beim Kommandanten zu Magdeburg, das eigene Interesse betraf, nicht unterbrochen würden.

Daß Spandau mit dem ersten Anlauf in die Hände des Feindes gerieth, ist freilich auch die Schuld des Kommandanten, denn ein kluger und thätiger Kommandant weiß und erschafft sich Mittel, einem Uebel, sei es auch noch so groß, abzuhelfen. Mehr aber noch fällt die Verantwortung auf das Oberkriegscollegium, daß es diesen für Berlin und zur Deckung von Pommern und den Marken so wichtigen Platz so vernachlässigt hatte. Zur Zeit, da die Franzosen Spandau aufforderten, haben sich in dem ganzen Platz nur 5 Kanonen befunden. Die Garnison bestand aus 600 Mann; der Munitionsbestand war dermaßen erschöpft, daß man sogar die Taschenmunition der Garnison bis auf 8 Patrone reducirt hatte. Die steinerne Brustwehre des Kastels war noch, wie vor 50 Jahren, unbekleidet mit Erde geblieben; palliſadirt waren auch nicht einmal die Schlupfwinkel, vermittelst welcher man in die Festung unbemerkt hinein und heraus kommen konnte. Zu keiner Zeit sind die Gebrechen der preußischen Plusmachereien in Kleinigkeiten so stark zum Ausbruche gekommen. Mit 10,000 Mann konnte bei Spandau viel gethan werden, es konnte dadurch das Corps des Fürsten von Hohenlohe, und alle übrigen Oderfestungen gerettet werden.

Unter den schlesischen Festungen hat sich Glogau leidlich, Breslau gut, Schweidnitz schlecht vertheidigt.

Vor Glogau erlitt der Feind den ersten hartnäckigen Widerstand. Darauf rechnend, diese Festung ebenfalls beim ersten Anlaufe zu bekommen, hatte man es für überflüssig gehalten, Belagerungsgeschütz mitzuführen. Der Feind wurde daher an 4 Wochen vor diesem Orte aufgehalten und nach einem kurzen Bombardement, durch Kapitulation, gegen den patriotischen Willen der Bürger, dem Feinde übergeben. Laute Klagen führt man in der Stadt gegen den Artilleriemajor von Lichtenberg; man beschuldigt ihn, er habe zu sehr die Munition geschont; er habe versäumt des Nachts Leuchtkugeln zu werfen, und dadurch dem Feind zu vielen Spielraum gelassen, seine Batterien erbauen zu können. Der Major von Lichtenberg hatte eine unrichtige Ansicht von der politischen Lage der Dinge. Eines Theils wollte er die Munition für die Russen aufbewahren, weil er auf einen unfehlbaren Entsatz rechnete, andern Theils wollte er dem Könige Ersparungen machen. Um konsequent zu handeln, mußte er aber folgendermaßen raisonniren: Während dieser Belagerung können zwei Fälle eintreten; die Russen haben Gelegenheit, Glogau zu deblokiren, oder die Festung bleibt ihrem Schicksale überlassen. Im ersten Fall kann Glogau die verbrauchte Munition durch die übrigen schlesischen Festungen ersetzt erhalten, im andern Fall fällt die Festung in die Hände des Feindes. Zur Eröffnung der Trencheen ist die beste Jahrs-

zeit verstrichen; an eine Minen- und Breschenvertheidigung, zu welchen der Regel nach die Munition für wichtigere Momente aufgehoben werden muß, kann nicht gedacht werden. Die Munition darf also nicht geschont werden, denn je mehr Munition konsumirt wird, destomehr werden dem Feinde die Mittel entzogen, den übrigen schlesischen Festungen zu schaden. Eben durch die ungeheuern Munitionsvorräthe, die der Feind in Glogau fand, ist Breslau zu Grunde gerichtet worden. Durch das Geschütz von Schweidnitz und den ebenfalls beträchtlichen Munitionsvorrath von diesem Platz, wird Danzig belagert, Cosel und Neisse bombardirt. Aus Breslau ist sie größtentheils verschossen worden.

Soll das Verhalten eines Festungskommandanten die Probe der Kritik halten, so muß er nicht über äußere Umstände kalkuliren. Sein Kompaß ist der Nothbedarf an Pulver, Blei und Lebensmitteln. Leidet er daran keinen Mangel; reißen bei der Garnison keine epidemische Krankheiten ein; ist seine Contrescarpe noch nicht durchbrochen; sein Geschütz nicht demontirt; so macht er es so, wie der, bei der Belagerung von Cosel sich unsterblich gemachte Oberste von Neumann: er erklärt sich bestimmt gegen das Parlementiren, welches zu nichts dient, als die Stärke und Schwäche des Charakters des Festungskommandanten kennen zu lernen: er droht, jeden Parlementär, der wieder mit einer Aufforderung kommen würde, in Verhaft nehmen zu lassen.

Ungeachtet der General von Reinhart in der letzten Belagerungsperiode faſt gar keine Hoffnung hatte, den Platz durch eine Entſatzungsarmee gerettet zu ſehen, ſo war die Hülfe doch näher, als ſie zu erwarten war; denn gerade zu der Zeit kam der Graf von Götzen als Abgeordneter vom Könige in Schleſien an, um daſelbſt, concert mit dem Fürſten von Pleß, durch Selbſtranzionirte eine Feldarmee zu organiſiren. Behauptete ſich Glogau alſo nur noch 14 Tage, ſo hatte der Graf von Götzen nicht allein ein weites Gebiet zum Werben, ſondern man hatte auch Zeit, den größten Theil der Breslauer Gewehr- und Armaturvorräthe in den oberſchleſiſchen Feſtungen in ſichere Verwahrung zu bringen; man konnte weit mehrere Leute bewaffnen; man konnte eine Landmiliz zur Vertheidigung von Breslau und Brieg organiſiren, und mit den dermaligen darin ſtehenden regulären Truppen die Feldarmee verſtärken.

Glogau konnte demnach endlich entſetzt werden, und es iſt eine große Frage, ob bis zur heutigen Zeit ein einziger feſter Platz aus Schleſien, in die Hände der Feinde gefallen wäre. Welche Hülfsmittel geriethen dem Feinde durch die Einnahme der niederſchleſiſchen Feſtungen in die Hände, und welche Anſtrengungen koſten ihm die Belagerungen von Danzig und Colberg?

Ungeachtet des geſchärften Publikandums über das Verhalten der Feſtungskommandanten, hat der Obriſtlieutenant von Haak, anſtatt dem rühmlichen Beiſpiele des Generals von Thiele bei der Belagerung von Breslau zu

folgen, das Muster jener Kommandanten bei der Vertheidigung von Schweidnitz gewählt, welches die ganze Nation gegen die Kommandanten von Magdeburg, Cüstrin und Stettin mit Abscheu erfüllt hatte. Einen so festen und wichtigen Platz dem Feinde nach einem unbedeutenden Bombardement in die Hände zu spielen, der im siebenjährigen Kriege über zwei Monate so ruhmvoll durch die Oestreicher vertheidigt wurde, ist eine offenbare Schandthat. An Entschuldigungsgründen wird es dem Obristlieutenant von Haak nicht fehlen, ob er gleich an 3 Monate Zeit hatte, die Festung zu approvisioniren und durch Selbstrauzionirte zu garnisoniren. Um der Welt blauen Dunst in die Augen zu streuen, behält er nach der geschlossenen Kapitulation den Ort noch acht Tage in den Händen. Was sollte in den acht Tagen wohl für ein Entsatz erscheinen? Die Russen? Diese Erscheinung der Unmöglichkeit kannte er wohl; — der Fürst von Pleß? Mehrere Unglücksfälle hatten dessen Thätigkeit gelähmt.

Bald darauf, als Schweidnitz gefallen war, trat die Schlacht bei Eylau ein. Ein großer Theil der französischen Auxiliairtruppen bekam eine andere Bestimmung. Schnell wurde die Blokade von Neisse und Glatz aufgehoben. Bei Schweidnitz würde es auch der Fall gewesen seyn. Ein fortgesetztes Bombardement mußte den Kommandanten also seiner Pflicht und seines Eides entbinden, und wenn in Schweidnitz kein Stein auf dem andern blieb.

„Das Nachspiel aller dieser traurigen Begebenheiten war die Kapitulation so vieler Festungen (sagt der Verfasser der historischen Briefe), auf eine Art, die ihre Kommandanten, die, welchen in dem Augenblick der höchsten Gefahr diese ehrenvollen Stellen anvertraut wurden; die, auf welche die ganze Nation ängstlich ihren Blick gerichtet; die, welche den Geist dieser Nation vor den Augen von ganz Europa repräsentiren sollten, Preis giebt: dem Spott und der Verachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt, ihrer eignen Verwandten, und ihrer eignen Kinder! Ich glaube, daß hier das Publikum in seinem Urtheil kaum zu strenge seyn kann. Die Nation hat ihr Urtheil ausgesprochen, und die Regierung hat das ihre angekündigt, das ist, was wir von beiden zu fordern haben, wenn sie nicht unsre Achtung verlieren sollen.“

Ich entferne mich jetzt aus den Regionen der Schandthaten, die wirklich auch den Muth des Muthigsten beugten, da eine Schreckenspost die andere drängte; hinter welchen das Unglück die Schande verbarg, um neuere Begebenheiten zu berühren, die Preußens Patrioten wieder aufrichten, die den Kummer und die Besorgnisse zerstreuen, daß Preußen, durch das Verschulden weniger Verräther, auf mehrere Generationen geschändet seyn könne. Ich weise auf den Patriotismus der Schlesier, auf die Heldenthaten des Generals Lestoq bei Eylau; auf die schöne Vertheidigung bei Breslau, besonders aber von Danzig, Cosel, Colberg und Neisse. Die Nation war

zu sehr in Siegesträume eingewiegt. Unglücksfälle, wie sie kaum der ängstlichste Politiker ahnen konnte, zogen momentane Bestürzung selbst über talent- und kraftvolle Männer. Jetzt ist alles wieder zu sich gekommen, und die Folge wird noch manche schöne That entwickeln, die unser Ehrgefühl wieder erwärmt und zur Aufbewahrung der Nachwelt eben so ehrenvoll seyn wird, wie sie es bei unsern Vätern unter dem unsterblichen Friedrich dem Großen waren.

Aphorismen über den Weltgeist der neuern Zeit.

Parallele zwischen der Reformation und der französischen Revolution.

Das Motto: „Strebe nie dem Weltgeist entgegen, weil er sich nur in der Opposition gegen das Verderbliche offenbaren kann, und weil Beschützung des Verderblichen zum Untergange führt,“ hat sich so oft bewährt, daß es von allen Staatsregenten als ein unumstößliches Axiom betrachtet werden sollte.

Der von Natur träge Mensch springt ungern von seinen Gewohnheiten, seiner Denkart und seinen Gebräuchen ab. Tritt dieser Fall jedoch ein, so haben immer starke Ursachen die Veranlassung dazu gegeben.

Die Gaunerei und der erschreckliche Denkdespotismus der Theokraten spaltete den Catholicismus. Der Uebermuth der Aristokraten, und die Charakterlosigkeit Ludwigs XVI., veranlaßten die französische Revolution.

So wie Luther weit von dem Gedanken entfernt war, das ganze Gebäude der Hierarchie zu erschüttern, eben so wenig wollten Mirabeau und la Fayette jenes Königthum so fürchterlich schreckbar revolutioniren. Jener wollte die Ablaßkrämerei, welche noch nie mit einer so großen Unverschämtheit getrieben worden war, modificirt wissen; diese wollten dem französischen Volke, das unter Ludwig XVI. bis zur Nullität herabgesunken war, wieder politischen Einfluß auf die übrige Welt geben.

Die Folgen beider, in der Weltgeschichte Epoche machender Revolutionen wurden durch die Umstände groß, daß leidenschaftliche Priester, gegen die Wahrheit strebend, sich vergebens an Luthers Meinungen rieben, und eine habsüchtige unkluge Politik, Leuten, die mit Vernunft und Moderation ihren Kerker erbrochen hatten, in das alte Labyrinth wieder zurück treiben wollten.

Hätte Papst Léo X. der Stimme der Vernunft Gehör gegeben, und einen Mißbrauch eingeschränkt, welcher der ganzen Menschheit ein Scandal war; so würde der Theo-

antismus noch lange seinen respektablen Standpunkt behauptet haben. Seine gegen Luthern und dessen Anhänger geschleuderte Bannstralen, ingleichen jene feilen Skribler und Schmeichler, welche die Rechte des Papstes gegen Luthers Angriffe auf eine glänzende Art vertheidigen wollten, verfehlten aber ihre Tendenz, eines Theils, weil ihre Beweisgründe zu schwach, zu absichtlich erniedrigend waren, und daher den Verständigen um so mehr zum Aergerniß gereichten, andern Theils Luther gezwungen wurde, mehrere öffentliche Behauptungen hervor treten zu lassen, die die Zahl seiner Anhänger vervielfältigte. Luther redete der Wahrheit und dem Geiste der Zeit das Wort, während die Clerisei über leere Formen und über die verletzten Majestätsrechte des Papstthums declamirte.

Dieser Funke, in Luthers Geiste angefacht, entwickelte sich zur fürchterlichsten Flamme, von welcher in der Folge das Gebäude des Papstthums so schnell verzehrt ward.

Frankreich wollte aus der Nichtigkeit treten, durch eine bessere Finanzverwaltung dem Concurs entgehen, viele eingerissene Mißbräuche abschaffen und eine so große geistige Nation in politische Aktivität setzen, und nur deswegen seine Regierungsform ändern. Man konnte sie gemächlich ihr Wesen treiben lassen. Das Reich zerspaltete sich in Faktionen, woraus ein Bürgerkrieg entstand, und daher dem übrigen Europa um so weniger gefährlich war.

Habsucht und diplomatische Inkonsequenz machten aber die Oestreicher taub und blind. Anstatt den Erfahrungssatz zu würdigen, daß die Einheit eines Volkes, welches Nationalität beseelt, nur durch die Gefahr von Außen zurückgeführt werden kann, sahen sie keine andere Perspektive, als das durch Meinungen, Vorurtheile und Interesse getheilte Frankreich klein zu machen, und jene deutschen Provinzen wieder an sich zu reißen, welche ihnen Ludwig XIV. abgenommen hatte.

Verhielt man sich passiv, so war in wenigen Jahren der in die Höhe strudelnde Enthusiasmus der Franzosen für Volksfreiheit verraucht. Entnervt und geschwächt trat alles bis auf einige Veränderungen, die lediglich auf das nationelle Wohl Bezug haben konnten, in das alte Gleis wieder zurück. Die Ungerechtigkeiten der Deutschen exaltirte dagegen nicht nur den Enthusiasmus der Franzosen, sondern er war auch auf das übrige Europa übergegangen.

War Kauniz der Mann, durch dessen Veranlassung, von dieser Zeitperiode an, alle übrige europäische Staaten in ihrem Innern erschüttert wurden, so war Preußen diejenige Macht, die alle jene bösen Aufschläge gegen Frankreich in der Geburt ersticken konnte. Frankreich war Preußens natürlichster Alliirter; eine gesunde Politik hätte Oestreich an Land und Macht nicht wachsen lassen.

Um eine wichtige Sache durchzusetzen, verfehlen halbe Maaßregeln den Zweck. Es ist besser den Calcül zu überspannen, als zu leicht ihn anzunehmen.

So wie Luthers individueller Muth nur um so höher stieg, je mehr er in Gefahr war, den Märtyrertod zu sterben, so wuchs auch in demselben Maaße der Muth unter den Franzosen beim Ausbruche des Revolutionskrieges, als sie gegen sich das ganze Europa gewaffnet sahen. Luthers Feinde handelten schwach, daß sie mit dem Manne nicht auch seine Meinungen auf dem Flecke vernichteten, und den Dünkel hatten, ihn mit den Waffen der Antitheſen anzugreifen, die gegen Luthers Wahrheitssprache die Kraft verloren. Die Feinde der Franzosen handelten inconsequent, daß sie sich einbildeten mit 60,000 Mann ganz Frankreich erobern zu können. Luther wirft die päpstliche Bulle, das kanonische Recht und Ecks Schriften ins Feuer, eben da wo die Priester glauben ihn recht in die Enge getrieben zu haben. Die Franzosen setzten den König und die königliche Familie zu derselben Zeit in den Tempel, als die Preußen, Oestreicher und Hessen ihr Gebiet betraten.

Die Clerisei jubelt, als selbst Karl V. gegen die enthusiastischen Bewegungen, welche Luthers Schriften in ganz Deutschland verbreitet hatten, eingenommen war, und ihn nach Worms citirt, wo er vor Kaiser und Reich sich öffentlich vertheidigen soll. Luther erscheint, er widerruft seine Meinungen aber keinesweges, und erklärt

vielmehr, daß er weder dem Papst, noch seinen Concilien glaube, weil sie sich selbst widersprächen. Luther erleidet nicht Hussens Schicksal; er geht unter sicherm Geleit nach Sachsen zurück, um fernerhin den Reformator zu machen.

Die Emigranten wiegen die verbündete Armee in Siegesträume ein, als, fast ohne Schwerdtschlag, Longwy, Verdún und Stenay fallen, als la Fayettens Armee sich auflöst, und der Rest davon von Dümourie nach der Marne geführt wird. Die Gefahr war groß. Stand Prinz Coburg, statt des Herzogs von Braunschweig, an der Spitze der verbündeten Armee, so erfolgte eine Schlacht statt einer Kanonade bei Valmy, die zum Vortheil der Alliirten ausfallen mußte.

In Paris verlor man aber den Muth nicht. Statt zum Kreuz zu kriechen, und auf einen höflichen Empfang zum Einmarsche der Deutschen in die Hauptstadt sich gefaßt zu machen, schlägt man in wilder Wuth den Royalisten die Köpfe ab. Dieß kühne Betragen der Feinde dämpfte den Muth der Deutschen. Man wurde zu spät gewahr, daß man nicht gut kalkulirt hatte, welches zur Folge hatte, daß die Franzosen dem Schicksale der Holländer im Jahr 1787. entgingen.

Luther war bereit, eher den Scheiterhaufen zu besteigen, als zu Worms andere Grundsätze wie in seinen Schriften und auf seiner Studierstube zu Wittenberg zu zeigen. Die Neufranken waren eins, sich lieber unter dem Schutte ihrer Häuser von Paris begraben, als sich überwinden zu

lassen. Ein solcher Heroismus brachte diese Nation gleich nach wenigen Jahren auf eine imponirende Höhe.

Das muthvolle Betragen der Franzosen im Jahr 1792. hatte die verbündeten Mächte vorsichtiger gemacht. Man hatte durch den beendigten, ersten unglücklichen Feldzug nicht allein Frankreich auf Kräfte und Hülfsquellen aufmerksam gemacht, von denen es bis daher keine Ahndung hatte, sondern man hatte auch alle Nationen der Erde in Gährung gebracht. Der für Recht und Billigkeit so empfängliche Deutsche focht Nothgedrungen gegen eine Nation, die von den Thronbeherrschern von ganz Europa angefeindet und verfolgt wurde, weil sie durch die Schuld ihrer Regierung die Sklavenketten gesprengt hatte. Gleichwohl war man nun gezwungen, diesem Weltgeist entgegen zu streben. Man vervielfältigte die Rüstungen, und errichtete ein Bündniß was zum Erschrecken war. Je schwärzer der Himmel sich aber über die Neufranken zusammen zog, desto Energie- und Muthvoller waren die Entschlüsse derselben.

Man schritt zur Hinrichtung des Königs; man erklärte aus eigenem Willen Nationen den Krieg, die der Sache der Franzosen im Herzen zwar feind, aber noch bis zu einem schicklichen Zeitpunkte den schlauen Beobachter machen wollten, um die ganze Nation unter die Waffen zu bringen.

Dessenungeachtet würden die Franzosen ihrem Schicksale doch nicht haben entgehen können, wenn an der Spitze

der Coalition ein Marlborough oder ein Eugen stand; wenn bei den Verbündeten eine gleiche Harmonie, wie in dem Spanischen Successionskriege unter den Engländern und Oestreichern herrschte. Nie haben sich die Schwächen einer Coalition aber bloßer gezeigt, als in dem französischen Revolutionskriege.

Zu welchen Resultaten konnte die brillante Feldzugseröffnung vom Jahr 1793. führen, wenn das Ende dieses Feldzugs mit eben der Thätigkeit beschloß; und es Preußen gerade jetzt nicht einfiel, daß seine Anstrengungen und Aufopferungen lediglich für Oestreich geschahen. Alles Privatinteresse mußte bei Seite gesetzt werden; von partiellen Vortheilen konnte ohnmöglich noch die Rede seyn. Mehr als jemals hatten jetzt die Regenten Ursache, einen mit Aufrichtigkeit und Kraft verwebten engen Bund zu schließen und die Einheit ihres allerseitigen Interesses anzuerkennen, da die schwachen Pfeiler ihrer baufällig gewordenen Thronen schon damals einstürzen wollten, was jedoch zu ihrem Glücke durch den wilden, grausamen Charakter, welchen die Revolution unter Robespierre annahm, noch verhindert wurde.

Im Jahr 1794. bestrafte der Feind die gemachten Fehler der Verbündeten vom vorigen Jahre. Die Eroberung der Niederlande; ganz Holland; alle deutschen Provinzen bis ans linke Rheinufer waren die Resultate dieses merkwürdigen Feldzuges. Von diesem Zeitpunkte an, war die allgemeine Anerkennung der Revolution bei den eu-

ppäischen Mächten erzwungen. Es gab nun selbst bei dem schnödesten Mißgeschick keinen Wechsel der Dinge für Frankreich mehr. Frankreichs Machthaber konnten jetzt zuversichtsvoll rechnen, daß Zwietracht, erschöpfte Hülfsquellen, Mißtrauen und Planlosigkeit die Ligue in nächster Zeit trennen würden. Der Erfolg zeigte auch, daß ihre Schlüsse richtig waren; denn Preußen, Spanien, Toskana und Hessen machten im Jahre 1795. Friede mit Frankreich.

Folgten England und Oestreich dem nämlichen Beispiele; so konnte der äußerst verworrene Handel noch ziemlich günstig für das deutsche Reich geschlichtet werden; da beide Mächte aber in dem Wahne standen, durch mehrere Anstrengungen das wieder zu gewinnen, was Planlosigkeit und Disharmonie bei der Coalition der ersten Feldzüge verdorben hatte: so mußte auch Italien und die Schweiz bluten; so mußte das Verdienst einen Helden empor heben, der als ein wahrer Schicksalssohn bestimmt zu seyn schien, im Frieden zu Campo Formio Frankreich seine natürliche Grenze, wonach Ludwig XVI. seine ganze Lebenszeit vergebens gestrebt hatte, anzuweisen, und späterhin Deutschland und Europa eine andere Gestalt zu geben. Zu der immer höher steigenden Größe Frankreichs mußte der Zufall gerade England in diesem Zeitpunkte diejenige Gewalt auf den Meeren zugewendet haben, um den Continent durch Gold und Intriguen in Feuer und Flammen erhalten zu können. Keine Macht hat dem Weltgeiste mehr

entgegen gestrebt, als England. Seine angezettelten Verschwörungspläne durch Pichegrü und Moreau creirten den ersten Consul zum Kaiser der Franzosen. Sein Lüneviller Friedensbruch vernichtete Hannover. Seine dritte angezettelte Coalition riß den Zusammenhang des Staatenintereſſe von Deutschland auseinander; es stürzte den König von Neapel vom Throne, und schuf die Republik Holland zu einem Königreiche um. Englands inkonsequentes Beharren, Preußen Hannover zu mißgönnen, welches, wenn es nicht an Preußen fiel, von England unbeschützt, unter eine französische Dynastie fallen mußte, ist Schuld an dem vierten Coalitionskriege, welcher Preussens Macht vernichtete, und die wichtigsten Fürsten des nördlichen Deutschlands dethronisirte, welcher aber auch gegen Englands Willen zum Wohle der nordischen Völker Rußlands politischen Einfluß lähmen wird; wenn Türken und Pohlen wieder aufgerichtet seyn werden, wenn Preussen nicht mehr in unmittelbaren Berührungspunkten in Rücksicht seiner Grenzen mit Rußland stehen wird.

England ist also das eigentliche Werkzeug was Deutschland ins Elend stürzte, was ein tausendfaches Leben fraß und sonst glücklichen Menschen die Höfe auf Erden schuf. Ueber dieses komme der Fluch unserer Nachkommen, wenn es einmal eine Periode geben sollte, wo kein weiser Staatsregent, sondern ein Tyrann gebietet; und sie unter der Last des Despotismus erliegen. Aber auch ihr, ihr stolzen Insulaner werdet eurem Schicksale nicht entgehen können,

sobald eure Intriguen, euer Gold werden aufhören müssen, dem großen Manne der Zeit im Rücken gefährlich zu seyn. Dieser schreckliche Zeitpunkt scheint euch mit schnellen Flügeln eilen zu wollen, und nicht nur Frankreich, sondern auch Deutschland, in dessen Eingeweiden ihr so fürchterlich beispiellose Kriege wüthen ließt, wird seine Waffen gegen euch richten, um die Meere frei zu machen.

Die Feinde im preußischen Staat.

Die Franzosen handeln energisch gegen alles was ihren Zwecken entgegenarbeitet, aber edel und groß gegen den geruhigen Bürger. Man reise nach Schlesien, und befrage sich bei den unglücklichen Bürgern, wie es um ihre Einquartierung stehe? so wird man mit allem Respekt von den Franzosen, dagegen mit tiefer Verachtung (Sachsen und Bayern ausgenommen) von den deutschen Feinden sprechen hören. Der Franzose ist genügsam; der Süddeutschländer saugt mit der größten Schadenfreude dem armen Bürger, der kaum durch seine Hände Arbeit täglich verdienen kann, was die Einquartierung konsumirt, das Blut aus. Indeß des Wirthes Armuth des Franzosen Menschengefühl zur Nachsicht stimmt, mißhandelt ihn der Deutsche in demselben Falle mit den niedrigsten Schimpfwörtern.

Ein solches entgegengesetztes Benehmen nimmt für die Franzosen ein, und führt den Deutschen zur Selbstverachtung.

Bis auf den Unfug einiger Kommissarien, deren Hände in keiner Armee ganz rein sind, halten die Franzosen, da, wo sie stehen, eine musterhafte Polizei, und der Arme ißt sein Brod trotz der ungeheuren Naturallieferungen viermal wohlfeiler, als vor dem Ausbruche des Krieges. Hülfsbedürftige werden mehr von den Franzosen, als durch ihre eigene Landsleute unterstützt. Der edle la Revailliere hat durch seine wohlthätige Hand manches Elend in der Stadt Glogau gemildert; nicht minder der General Verriere. Sei es Zufall oder Plan, daß der Krieg wohlfeile Zeit giebt, und die Humanität der Feinde noch die der eigenen Landsleute übertrift, gleichviel! Können aber die ehemaligen obwaltenden Schwächen der Regierung greller hingestellt werden?

Der König wurde darum mit Haaren in den Krieg hineingezogen, weil er nicht der Monarch seines Staates seyn wollte; traute er seinen eigenen Ansichten, gab er der Stimme der vernünftigen Denker Gehör, so strebten wir jetzt nicht selbst — unter den schrecklichsten Convulsionen — dem Weltgeist entgegen. Wir waren vielmehr mit demselben amalgamirt. Wir wurden im Jahr 1805. Frankreichs Alliirte; wir rückten mit 100,000 Mann Franzosen in Curland und Liefland ein. Unsere Generale lernten neben so wackern Vorbildern den praktischen Krieg,

die preußische Armee bewährte ihren tapfern Ruf. Der König lernte mehr seine Leute kennen; Handeln und Thatenverdienst drängte die brutalen Radoteurs von der Seite des Königs ab; Rußlands kolossale Staatengröße wurde bis zum Ladogasee und dem Ausflusse der Wolga abgeschnitten, wodurch es seinen politischen Einfluß über die Türken, Preußen und Schweden verlor. Preußen vertauschte Böhmen, Mähren und Galizien gegen Neuostpreußen. Neuostpreußen, Curland, Liefland, Lithauen, Wolhynien, die Ukraine und Podolien bildeten das neue Königreich Polen. Preußen erhielt dadurch wieder eine solide Vormauer gegen Rußland, und durfte von dieser Zeitperiode an, in seiner Politik nicht mehr ein schwankendes Rohr seyn. Dem türkischen Reiche und Schweden, wenn anders sein König nicht absichtlich sein Interesse verkennen wollte, wurden ihre von Rußland abgerissenen Provinzen wieder gegeben. Der Continentalfriede war im Jahr 1806. festgestellt. Während sich nun Frankreich gegen England wendete, um den Meeresdespotismus zu zertrümmern, deckte Preußen den Rücken der Franzosen. Im Verein mit Frankreich hatte Preußen den Triumph, der Welt eine gemächlichere Existenz, einen dauerhaften Frieden gegeben zu haben.

Vorurtheile, Eifersucht, Haß, Leidenschaft und Mißtrauen, schlugen aber die Staatsmänner Preußens mit Blindheit; und ihnen haben wir es zu danken, wann das große schöne Werk, so mühsam unter dem großen Churfür-

ſten errichtet; ſo feſt von Friedrich Wilhelm I. erbaut, und ſo künſtlich durch Friedrich den Großen vollendet, vielleicht völlig zuſammen ſtürzt, und wieder ein Markgrafenthum wird.

Könnten jene Geiſter lebhaft werden, und aus der ehrwürdigen Hohenzolleriſchen Gruft auf der Oberwelt erſcheinen, was würde der große Churfürſt ſagen, die ſchönſten Städte Preußens in Brandſtädte und Schutthaufen verwandelt zu ſehen; wie das grauſenvolle Schickſal des platten Landes beklagen, von deſſen Mark 300,000 Mann Feinde und eine eben ſo große Anzahl Freunde zehren. Auch er — mußte gleich einem zweiten Deukalion bevölkern, in Schutt und Wüſteneyen arbeiten, um einem verarmten Volke einigen Wohlſtand zu geben, die Felder tragbar zu machen, und gleichwohl würde er bei der Anſicht dieſer Lage das Zutrauen zu ſich ſelbſt verlieren. Viele Preußen, die noch in einem mittelmäßigen Wohlſtande zu ſeyn wähnen, liegen, ohne es zu wiſſen, ſchon in dem Abgrund. Ihr Zuſtand gleicht einem hitzigen Fieberkranken. So lange er phantaſirt, weiß er nicht wie ihm iſt; aber nachdem die Geneſung eintritt, ſchließt er von der gänzlichen Abſpannung ſeiner Kräfte auf die Uebel, welche ihn gedrückt haben.

Friedrich Wilhelm I. würde über den ausgearteten Militairgeiſt wüthend werden. Seine Soldaten waren unter ſeinem Herrſcherarm wahre Spartaner; Unerſchrockenheit, Ausdauer und Gehorſam verkündeten ihre Tu-

Hetzer schon; die jetzigen sind Weichlinge, unnütze Wissenschaft hat ihre Köpfe verrückt, die Disciplin verscheucht und die Subordination aufgelöst. Der ernste Blick jener Soldaten und die Geneigtheit, die von ihren Vorgesetzten erhaltenen Befehle, wie heilige Evangelien zu betrachten, wie steht dieß alles im Contraste mit den Nachkommen. Bei ihnen bekrittelt Arroganz und Eigendünkel die Befehle der Obern, welches unentschlossen und pflichtvergessend macht. Unter Friedrich Wilhelm I. gab es wenige, aber energische und talentvolle Generale, und viele Subalternofficiere. Unter der itzigen preußischen Armee glauben die Subalternofficiere durchgängig Generale seyn zu können, und die wirklich guten Generale vermissen die Kapitains und die Subalternofficiere.

Würde sich es Friedrich Wilhelm I. mit seinem alten Dessauer wohl zutrauen, dieses alles während eines Menschenalters wieder abändern zu können? O ja! Er würde mit dem Schwerdte darunter schlagen. Diejenigen, welche sich seinem festen Willen, vom General an, widersetzen wollten, würde er durch eine Militairkommission todtschießen lassen; die Intrigeurs und Großmäuler auf der Stelle cassiren, und mindere Subordinationsvergehungen so ahnden, wie sie bei Armeen geahndet werden müssen, in denen Ordnung und Gemeingeist als die ersten Zierden betrachtet werden.

Friedrich der Große würde bei dem Anblick der bis an die Weichsel vorgerückten 300,000 Mann Franzosen die Hände

über den Kopf zusammen schlagen. Er würde seinen Nachkommen Friedrich Wilhelm II., der eigentlich sein schönes Werk so muthwillig zerstöhrte, verwünschen, und kaum seinen Augen trauen, auch Bayern und Würtenberg in den Eingeweiden seiner Staaten wühlen zu sehen, da er das erstere mehrmals den Klauen Oestreichs entriß, und die Familie des letztern in seinem eigenen Schoos erzog.

Er würde über die Dummheit, mehr aber noch über die Untreue der Minister und Generale, die so schändlich das Vertrauen seines edlen Enkels gemißbraucht hatten, erstaunen, und kaum glauben, daß unter den letztern auch ein Kleist seyn könne, welchen er immer als einen wackern Officier geschätzt hatte. Mehr, als in seiner letzten Lebenszeit, würde sein Herz mit Gram über die Tücke der Menschheit ergriffen seyn. Was würde er aber als neulebender preußischer Regent thun? würde er wie Friedrich Wilhelm III. dem nun einmal zu weit über Hand genommenen Weltgeist ferner entgegen streben, oder mit seinem Lieblingsvolke den Franzosen über Hals und Kopf Frieden schließen?

Als ächter Machiavellist würde er ohne Bedenken das letztere thun und im Verein mit Frankreich auf Rußland losschlagen, um 600,000 Mäuler, die sein Land verwüsten und zu Grunde richten, in größter Geschwindigkeit nach Curland und Liefland zu spediren; um nach beendigtem Frieden, wenn auch nicht einen unabhängigen, doch einen respektablen Staat beherrschen zu können.

Als

Als Antimachiavellist würde er fragen, wie haben sich die Russen seit der Schlacht bei Jena betragen? was haben die Engländer gethan? Versagte der Kaiser Alexander dem durch Herrn von Obrnillie mit Frankreich geschlossenen Frieden blos deshalb die Ratifikation, um Preußen nicht im Stich zu lassen? oder forderte es seine eigene Sicherheit, in diesen Krieg sich neuerdings einzumischen?

Man würde nun berichten. Ungeachtet es auf dem rechten Weichselufer Stellungen giebt, die einen zweimal überlegenen Feind verhindern können, über die Weichsel zu setzen, so ist derselbe doch nicht aufgehalten worden. Anstatt sich mit einem Theile der Armee bei Strasburg, mit dem andern bei Plonsk, oder bei Soldau und Zakroczyn aufzustellen, und alles, was hier wagen wollte, in den konkaven Weichselabschnitt, zwischen Thoren und Zakroczyn über die Weichsel vorzudringen, von zweien Seiten mit konzentrirter Macht anzufallen und in die Weichsel zu sprengen, — abandonniren die Russen Praga; sie versäumen zwischen Zakrozyn und Wraclaweck die Weichselzugänge zu beobachten, sich der Schiffe und Fähren zu bemächtigen.

Dieß alles fällt auf, wenn man bedenkt, daß die Russen nur lediglich auf Thoren und Warschau ihre Aufmerksamkeit zu richten hatten, weil die Festungen Danzig und Graudenz ihnen die rechte Flanke bis Culm und Fordon deckte, und links die Sümpfe bei Pultulks und das neutrale östreichische Gebiet jede Diversion verhinderte. Da die Franzosen den nöthigen Spielraum gewinnen: so gehen

sie, ohne Hindernisse zu finden, über die Weichsel, treiben die Russen über die Wkra, und greifen ihre concentrirte Stellung bei Pultulks an. Sie würden hier so wie bei Austerlitz mit Erfolg geschlagen worden seyn, wenn Napoleons linke Flanke gesicherter war; wenn Moräste und unzugängliche Wege nicht seine Thätigkeit hemmten. Auch bei preußisch Eylau waren die Russen verloren, wenn die Preußen die Schlacht nicht Remis machten, und den Rückzug der Russen über dem Pregel gedeckt hätten.

Von der Schlacht bei Eylau an sind die Russen in Unthätigkeit geblieben; sie haben drei Monate Zeit gehabt Danzig zu entsetzen. Sie haben aber diesen wichtigen Punkt seinem Schicksal überlassen; ungeachtet sie davorstunden. Anfänglich glaubten sie, nicht stark genug zu seyn. Zuletzt hatten die Franzosen durch verschanzte Posten ihre Stellung an der Niederweichsel unüberwindlich gemacht. Es fehlte den Oberbefehlshabern der russischen Armee entweder an Hülfsmitteln, wozu Mangel an Intelligenz nicht Rath zu schaffen wußte, oder man hatte seine Ursachen, mehr nach Zeit und Umständen, die Franzosen von der Weichsel abzumanövriren.

Wenn es wirklich Wahrheit ist, was General Benningsen in seiner Relation an den Kaiser Alexander über die Schlacht bei preußisch Eylau behauptet: so mußte er bald darauf neuerdings gegen die Niederweichsel coût que coût zum Entsatz gegen Danzig und Graudenz vorrücken. Um den Feind bei Elbing und Marienwerder zu schwächen,

mußten mit diesem Angriffe eine Landungsexpedition von Engländern, Schweden und Russen in Verbindung stehen; ingleichen eine Scheinattake auf Warschau gemacht werden. Die Tendenz der Landung war, den Marschall Mortier bei Colberg zu schlagen; hiernächst der großen französischen Armee in den Rücken zu manövriren. Die Wahl des hier kommandirenden Generals mußte auf einen Mann fallen, auf dessen Talente und Charakterkraft man sich verlassen konnte. Die Stärke der Armee mußte so berechnet seyn, daß sie an der Oder leicht mit 60,000 Mann Franzosen engagirt werden konnte.

Danzig war für beide Theile ein wichtiger Punkt, ohne diesen war die Stellung der Franzosen an der Weichsel luftig und unsicher; mit ihm konnte Preußen noch Hoffnungen schöpfen, die Lage der Dinge geändert zu sehen. Beide Theile strengten um den Besitz dieses Punktes die möglichsten Kräfte an. Alles, was die Russen thaten, war Palliativ, das Thun der Franzosen dagegen Radical, darum mußte auch Danzig fallen. Das Landen der 10,000 Mann Russen bei Weichselmünde verstärkte im glücklichsten Fall die Garnison von Danzig, wodurch die Belagerungsarbeiten zwar erschwert, aber nicht gehemmt wurden. Die Wegnahme des Holms war eine weit wichtigere Unternehmung für die Franzosen; sie schnitt der Festung die Kommunikation mit der See ab, und hob die Munition auf, welche der Festung gerade in der wichtigsten Crisis zugeführt werden sollte.

Weniger mißlich war die Lage der Preußen und Rußsen, wenn seit der Jenaer Schlacht von Seiten Englands und der Schweden mit den Armeen in Preußen mehr concert operirt wurde. Die Expedition des Admirals Duckworths, durch die Dardanellen zu segeln, war der Kühnheit eines Nelsons würdig; allein sie war nicht nach den Zeitumständen kalkulirt, darum würde auch der glücklichste Zufall den Engländern ungünstig gewesen seyn. Auf keinen Fall, wenn es auch zum Bombardement von Konstantinopel kam, so war ein ähnlicher Erfolg wie bei Kopenhagen zu erwarten. Die Furcht der Türken war durch die Franzosen in Widerstand und Heroismus umgeschaffen. Die Türken hatten die einzige Alternative vor sich; entweder nach Asien vertrieben zu werden, wenn sie von der Parthei Frankreichs absprangen, oder in der Integrität ihrer Besitzungen sich erhalten zu sehen, wenn sie fest an Frankreich sich anschlossen. Frankreich war die dominirende Macht; die Politik Frankreichs ist, Rußland zu schwächen, folglich war für die Türken mehrere Wahrscheinlichkeit da, eine europäische Nation zu bleiben, wenn auch ein Theil von Konstantinopel in einen Aschenhaufen verwandelt würde, als sich durch die Engländer imponiren zu lassen. Wenn die Engländer scharfsichtig waren, so mußten sie diese Expedition lieber noch in Petto behalten, oder mit einem ganz andern Nachdruck in Ausführung bringen. Zum zweitenmale durch den Hellespont zu gehen, möchte nun wohl nicht mehr vorkommen.

Eine zweite isolirte Kriegsbegebenheit ereignete sich in Pommern. Nachdem der Marschall Mortier die Belagerung von Stralsund aufgehoben hat, verfolgen ihn die Schweden, was recht war — unüberlegt überschreiten sie aber die Peene. Der Wille war gut, der Zweck aber den Kräften und Mitteln nicht proportionirt. Da sie glauben, den Marschall Mortier bis Colberg zurück gedrängt zu haben, wollen sie Stettin überrumpeln. Marschall Mortier wirft sich aber mit Uebermacht auf das Centrum ihrer 15 Meilen langen mit 8000 Mann besetzten Operationslinie, zersprengt dieselbe; und das Resultat ist ein Waffenstillstand, der die ganze Maschine ins Stocken bringt.

Während diesen Ereignissen ziehen sich die Landungstruppen der Engländer zusammen, man trainirt aber die Einschiffung, und hemmt alle Thätigkeit, als man über den geschlossenen Waffenstillstand der Schweden Kundschaft eingezogen hat. Unterdessen daß Danzig und die Schlesischen Vestungen brennen, erobern die Engländer, mit mehrerer Thätigkeit, Mondevido und Alexandrien. Zum klaren Beweis, daß wenn eine Continentalmacht auf einen andern als Geldbeistand bei den Engländern rechnet, allemal betrogen ist.

Friedrich ist entrüstet über diesen elenden Kaufmannsgeist, über das Blindseyn der englischen Diplomatiker, die um eines kleinen Gewinnstes wegen falliren wollen. In der fernern Geschichtserzählung vernimmt er mit Wohlgefallen in dem preußischen Kriege das gute Verhalten zweier

seiner zurückgelassenen Zöglinge. Es ist General Lestocq, der bei Preußisch Eylau mit so vieler Geistigkeit und Entschlossenheit gleich dem alten Ziethen manövrirte, der ihn bildete, und General Kalkreuth, der vermöge seiner wackern Vertheidigung von Danzig einigermaaßen die Schande von Magdeburg ausgelöscht hat. Diesen Platz erster Größe muß endlich aber auch er den Händen der Feinde überliefern, weil durch die schlechte Vertheidigung der Russen der Holm verloren geht; weil die Munition verschossen ist; weil von seiner 9000 Mann starken Besatzung nur noch 5000 dienstfähig sind; weil der Hagelsberg nicht länger behauptet werden kann, und die Belagerer bis an Hauptgraben vorgerückt sind. Außer der muthvollen Vertheidigung zeichnet sich die Kapitulation dieser Festung auch darin vor allen übrigen aus, daß die Garnison einen freien Abzug mit Ober- und Untergewehr erhielt.

So ist die Lage. Ist es möglich, kann der König bei so bewandten Umständen einem schrecklichen Schicksal noch länger entgegenstreben? Ist von den Russen wohl zu erwarten, daß sie jetzt, da Danzig verloren ist, thätiger seyn werden? Wird der Kaiser Napoleon nicht nächstens offensive gehen, um auch den Rest der preußischen Staaten zu erobern, um ins russische Gebiet einzurücken? Sollt er sich nicht seines schwer seufzenden Volks erbarmen? Ist seine Beharrlichkeit im Unglück dem Wohle seiner Unterthanen nicht eben so schädlich, als es in frühern Epochen seine zu weit getriebene Neutralität war? Ist nicht der so sehnlichst

von seinen Unterthanen gewünschte Friede zu erwarten? selbst unter schmerzhaften Aufopferungen.

Die Russen fühlen sich unfähig, zur Rettung der Preussen etwas thun zu können; warum klebt der König immer noch an ihnen? Alexanders Staaten trift das Unglück des Krieges zur Zeit noch nicht. Will er der Freund des Königs seyn, so muß er selbst ihm rathen, den angebotenen Frieden des Kaisers Napoleons anzunehmen. Aber der mehr durch seine Minister und Generale, als durch den Kaiser Napoleon getäuschte ehrliche König nährt noch Haß in seinen Herzen gegen Frankreich. Er hat zu viel verloren. — Ein höchster Grad von Mißtrauen, welchen er in sich und in die Menschen setzt, läßt ihn noch nicht zur Besinnung kommen, von zweien Uebeln das kleinste zu wählen. Sein Freund in der Noth ist Alexander, welchem er aber über kurz oder lang fluchen wird. Seine Schwärmerei am Grabe Friedrichs des Großen drängte den König von dem rechten Pfade seiner Politik ab.

Friedrichs Rath würde seyn: Mache dich los von den Russen; sei weise im Unglück; sei vorsichtiger in der Wahl deiner Minister und Generale; mache den Alleinherrscher und heile langsam die geschlagenen Wunden deines Volkes.

Fortsetzung der Geschichte des Angriffs, der Blokirung und Uebergabe von Glogau.

Den 8ten November.

Daß man sich am vergangenen Abend mit ängstlichen Erwartungen niederlegte, darf dem nicht erst gesagt werden, der die Vorboten einer Belagerung kennt; denn das Erwarten irgend eines Unglücks ist meist schrecklicher, als das Unglück selbst.

Indessen blieb die Nacht alles ruhig, und man hörte nichts, als das fürchterliche Rufen der Soldaten, die auf den Wall postirt waren. In jeder Viertelstunde zog dies Geschrei rings um die Festung her, und da sie sich einander nahe standen, sehr laut schrien, und das Rufen sich sodann allmählig in die Ferne verlohr, so machte es einen ganz seltsam schauerlichen Eindruck. Es schien, als schrien die bösen Geister in der Hölle, und als wollten sie ihrem Feinde durch Geschrei sich furchtbar machen. Die Belagerer mußten dies Geschrei sehr gut hören.

Morgens nach 6 Uhr fing die Kanonade von neuem an, und man sah Haubitzen fliegen, hörte Kugeln pfeifen und einschlagen. Zwei Kanoniere auf der Sebastiansbastei

wurden von einer Kugel, einer am Unterleibe, und einer am obern Schenkel tödtlich verwundet. Der Erste blieb auf der Stelle todt, der Andere lebte noch einige Zeit nachher.

Sachverständige werden sich wundern, daß Kanoniere auf dem Hauptwall an solchen Stellen verwundet wurden, da nur der Kopf an ihnen hätte in Gefahr seyn sollen. Aber gerade auf der Sebastiansbastei war die Brustwehr verfallen, und so niedrig, daß die Artilleristen mit darüber hinwegragten. Dies war um so gefährlicher, weil gerade von dieser Seite der Angriff geschah.

Die Kanonade dauerte diesen Morgen nicht lange. Sobald sie vorbei war, ließ ich eine wärmende Suppe von Bier und Gewürzen auf den Wall tragen, und vertheilte sie selber unter eine Anzahl von 30 bis 40 Mann. Ich fand eine gute Stimmung zur Vertheidigung unter ihnen, und suchte diese zu vermehren, indem ich ihnen die Anzahl der Feinde als klein und ungeübt vorstellte.

Man erlaube mir, diese anscheinenden Kleinigkeiten zu erzählen, denn man wird später sehen, warum; man erlaube mir, von mir selber zu reden, denn in einer belagerten Stadt kann man nur seiner eignen Beobachtung gedenken. Ein Theil des Publikums hat mich gern auf meinen Reisen nach Italien begleitet, vielleicht begleitet er mich auch mit Theilnahme durch die Schicksale einer belagerten Stadt!

Ich begann bald anfangs eine merkwürdige Erfahrung an mir zu machen. Seit dem 20sten Oktober, wo die Nachricht von der verlohrnen Schlacht bei Auerstädt eintraf, wo die traurigen Nachrichten von unsern Niederlagen und Verlusten sich drängten, war ich sehr traurig gewesen, hatte bei dem Gedanken an das Unglück und das Elend unserer Truppen oft die Thränen nicht zurückhalten können, und war ganz in mich selbst gekehrt. Sobald die Belagerung Glogau's begann, verlohr sich meine Schwermuth. Ich ward heiter, ich ward offen, ich mischte mich mit Vergnügen unter die Vertheidiger auf dem Wall. Was mir von weitem sehr fürchterlich vorgekommen war, das hatte in der Nähe etwas Ermunterndes, etwas Angenehmes für mich.

Diese Erscheinung weiß ich mir nicht ganz zu erklären. Vielleicht ist sie in den folgenden Bemerkungen gegründet. Ich hatte mit inniger Theilnahme das Unglück der Monarchie und der Armee gesehen, zumal, da ich immer laut gegen den Krieg gewesen war; ich hatte mit meinen Empfindungen mich über das ganze Schreckliche, was in dem beginnenden Kriege geschah, verbreitet: jetzt concentrirte sich mein Gefühl plötzlich auf mich selbst, und auf den kleinen Punkt, worauf ich lebte. Ich vergaß die Gefahr des Ganzen über die eigne, und diese letzte ertrug ich gern; das Nähere verdrängte das Entferntere, und das Nähere hatte vor der Hand noch keine schreckliche Ansicht. Auch waren wir nun von der Welt abgeschnitten, und erfuhren keine

neuen Nachrichten mehr. Es wurden keine neuen Wunden geschlagen, und die alten verharschten allmählig.

Diese Bemerkungen erklären vielleicht meine veränderte Stimmung. Kurz, von dem Augenblick der Belagerung an befand ich mich weit glücklicher, als vorher.

Auf dem Wall sah man eine Menge besoffener Soldaten. Viele davon lagen an der kalten, feuchten Erde, und schliefen. In dieser Jahrszeit kann dies nichts anders, als die nachtheiligsten Folgen haben. Auch entdeckten dieselben sich bald; denn, wenn die Schlafenden erwachten, so waren sie so erstarrt und betäubt, daß sie sich kaum zu besinnen vermochten, und auch den Gebrauch ihrer Glieder erst allmählig wieder erhielten. Sollte so etwas im Kriege nicht ein größerer Feind seyn, als die feindliche Armee!

Man erzählte sich heute, daß die Belagerer zum Theil auf Schiffen gekommen wären, daß sie aus Bayern und Würtembergern bestänben, und die Stadt hätten überrumpeln wollen. Da man so wenig Nachricht von ihrer Annäherung hatte, so wäre dies freilich nicht unmöglich gewesen.

Die ersten Merkmahle von der Beschießung der Stadt waren eine Menge zersprungener Fenster und beschädigter Dächer. Am Marktplatze war eine Haubitze in das Haus eines Bäckers eingedrungen, hatte einen Baum vor der Thür beschädigt, war sodann durch einen Laden auf den Hausflur, und von hier durch ein Fenster seitwärts in

eine kleine Stube geflogen. Hier warf sie eine Uhr vom Tisch, zerschmetterte sodann, als sie sprang, die Stubenthür, und schlug Stücke von der Decke herunter. Dies war ohngefähr die Würkung einer acht und zwanzigpfündigen Haubitze.

Eine sechspfündige Kugel hatte ein großes Stück Mauer von einem Hause am Markte heruntergeworfen, und eine andere hatte eine freistehende Vase auf dem Accisedirectionshause so künstlich getroffen, daß bloß der Kelch der Vase hinweggenommen wurde, Fuß und Deckel aber an einer eisernen Stange zusammenhängend stehen blieben, so daß nun die Vase einem japanischen Dach ähnlich sah. Der übrigen gewöhnlichen Beschädigungen waren so viel, daß sie nicht erwähnt werden können.

Man entdeckte vom Wall, daß es meistens Kavallerie sei, die sich vors erste der Stadt genähert hatte. Diese besetzte das Dorf Boystau, welches in der Entfernung einer viertel Meile von Glogau liegt. Uebrigens bemerkte man Chasseurs, die im Felde herum flankirten, und sah einige todte Menschen und Pferde liegen, die bei der Kanonade geblieben waren.

Mittags um 11 Uhr erschien ein Trompeter auf dem Glacis, und bald darauf wurden zwei Officiere mit verbundenen Augen in die Stadt geführt. Die Neugierde, sie zu sehen, war sehr groß, und sie wurden von einer dichten Volksmenge bis zum Hause des Gouverneurs begleitet. Hier blieben sie eine Stunde. Obwohl es erst der

zweite Tag des Angriffs auf die Festung war, so foderte man doch dieselbe schon zur Uebergabe auf. Die Parlementairs kehrten mit einer abschlägigen Antwort zurück.

Unterdessen wurden den Soldaten Speisen von ihren Wirthsleuten, ihren Weibern und Geliebten auf den Wall gebracht, denn sie durften ihren Posten nicht verlassen. Zu ihrer Sicherheit arbeiteten sie selber an der Brustwehr, und machten sie höher.

Die Stadt war nun völlig blokirt, denn rings um dieselbe standen Vedetten, die sich einander abrufen konnten, und niemanden durchließen. Man schoß zuweilen von dem Hauptwall nach ihnen, aber da es schwer ist, mit einer Kanonenkugel einen einzelnen zu treffen, auch nach den angenommenen Grundsätzen der Artillerie ein Einzelner des Schusses nicht werth ist, so unterblieb dies nachher. Auch habe ich nicht bemerkt, daß je ein Einzelner getroffen worden wäre.

Gegen Abend kam die Nachricht, daß der Feind eine Batterie in der Gegend der nach Süd-Süd-Ost bei der Stadt liegenden Lohmühle anlegen wollte. Es wurden einige Leuchtkugeln hingeworfen, und sie brannten auch, aber erleuchteten die Gegend umher zu wenig, um die Arbeiten der Feinde zu entdecken. Ich hatte einen ganz andern Begriff von einer Leuchtkugel gehabt, und von der Erhellung, die sie auf einem gewissen Raum gewährt; aber vielleicht waren diese nicht so verfertigt, wie sie zu ihrer ganzen Würkung hätten verfertigt seyn sollen.

Ich begann bald anfangs eine merkwürdige Erfahrung an mir zu machen. Seit dem 20sten Oktober, wo die Nachricht von der verlohrnen Schlacht bei Auerstädt eintraf, wo die traurigen Nachrichten von unsern Niederlagen und Verlusten sich drängten, war ich sehr traurig gewesen, hatte bei dem Gedanken an das Unglück und das Elend unserer Truppen oft die Thränen nicht zurückhalten können, und war ganz in mich selbst gekehrt. Sobald die Belagerung Glogau's begann, verlohr sich meine Schwermuth. Ich ward heiter, ich ward offen, ich mischte mich mit Vergnügen unter die Vertheidiger auf dem Wall. Was mir von weitem sehr fürchterlich vorgekommen war, das hatte in der Nähe etwas Ermunterndes, etwas Angenehmes für mich.

Diese Erscheinung weiß ich mir nicht ganz zu erklären. Vielleicht ist sie in den folgenden Bemerkungen gegründet. Ich hatte mit inniger Theilnahme das Unglück der Monarchie und der Armee gesehen, zumal, da ich immer laut gegen den Krieg gewesen war; ich hatte mit meinen Empfindungen mich über das ganze Schreckliche, was in dem beginnenden Kriege geschah, verbreitet: jetzt concentrirte sich mein Gefühl plötzlich auf mich selbst, und auf den kleinen Punkt, worauf ich lebte. Ich vergaß die Gefahr des Ganzen über die eigne, und diese letzte ertrug ich gern; das Nähere verdrängte das Entferntere, und das Nähere hatte vor der Hand noch keine schreckliche Ansicht. Auch waren wir nun von der Welt abgeschnitten, und erfuhren keine

neuen Nachrichten mehr. Es wurden keine neuen Wunden geschlagen, und die alten verharschten allmählig.

Diese Bemerkungen erklären vielleicht meine veränderte Stimmung. Kurz, von dem Augenblick der Belagerung an befand ich mich weit glücklicher, als vorher.

Auf dem Wall sah man eine Menge besoffener Soldaten. Viele davon lagen an der kalten, feuchten Erde, und schliefen. In dieser Jahrszeit kann dies nichts anders, als die nachtheiligsten Folgen haben. Auch entdeckten dieselben sich bald; denn, wenn die Schlafenden erwachten, so waren sie so erstarrt und betäubt, daß sie sich kaum zu besinnen vermochten, und auch den Gebrauch ihrer Glieder erst allmählig wieder erhielten. Sollte so etwas im Kriege nicht ein größerer Feind seyn, als die feindliche Armee!

Man erzählte sich heute, daß die Belagerer zum Theil auf Schiffen gekommen wären, daß sie aus Bayern und Würtembergern beständen, und die Stadt hätten überrumpeln wollen. Da man so wenig Nachricht von ihrer Annäherung hatte, so wäre dies freilich nicht unmöglich gewesen.

Die ersten Merkmahle von der Beschießung der Stadt waren eine Menge zersprungener Fenster und beschädigter Dächer. Am Marktplatze war eine Haubitze in das Haus eines Bäckers eingedrungen, hatte einen Baum vor der Thür beschädigt, war sodann durch einen Laden auf den Hausflur, und von hier durch ein Fenster seitwärts in

eine kleine Stube geflogen. Hier warf sie eine Uhr vom Tisch, zerschmetterte sodann, als sie sprang, die Stubenthür, und schlug Stücke von der Decke herunter. Dies war ohngefähr die Würkung einer acht und zwanzigpfündigen Haubitze.

Eine sechspfündige Kugel hatte ein groſses Stück Mauer von einem Hause am Markte heruntergeworfen, und eine andere hatte eine freistehende Vase auf dem Accisdirectionshause so künstlich getroffen, daß bloß der Kelch der Vase hinweggenommen wurde, Fuß und Deckel aber an einer eisernen Stange zusammenhängend stehen blieben, so daß nun die Vase einem japanischen Dach ähnlich sah. Der übrigen gewöhnlichen Beschädigungen waren so viel, daß sie nicht erwähnt werden können.

Man entdeckte vom Wall, daß es meistens Kavallerie sei, die sich vors erste der Stadt genähert hatte. Diese besetzte das Dorf Boystau, welches in der Entfernung einer viertel Meile von Glogau liegt. Uebrigens bemerkte man Chasseurs, die im Felde herum flankirten, und sah einige todte Menschen und Pferde liegen, die bei der Kanonade geblieben waren.

Mittags um 11 Uhr erschien ein Trompeter auf dem Glacis, und bald darauf wurden zwei Officiere mit verbundenen Augen in die Stadt geführt. Die Neugierde, sie zu sehen, war sehr groß, und sie wurden von einer dichten Volksmenge bis zum Hause des Gouverneurs begleitet. Hier blieben sie eine Stunde. Obwohl es erst der

zweite Tag des Angriffs auf die Festung war, so foderte man doch dieselbe schon zur Uebergabe auf. Die Parlementairs kehrten mit einer abschlägigen Antwort zurück.

Unterdessen wurden den Soldaten Speisen von ihren Wirthsleuten, ihren Weibern und Geliebten auf den Wall gebracht, denn sie durften ihren Posten nicht verlassen. Zu ihrer Sicherheit arbeiteten sie selber an der Brustwehr, und machten sie höher.

Die Stadt war nun völlig blokirt, denn rings um dieselbe standen Wedetten, die sich einander abrufen konnten, und niemanden durchließen. Man schoß zuweilen von dem Hauptwall nach ihnen, aber da es schwer ist, mit einer Kanonenkugel einen einzelnen zu treffen, auch nach den angenommenen Grundsätzen der Artillerie ein Einzelner des Schusses nicht werth ist, so unterblieb dies nachher. Auch habe ich nicht bemerkt, daß je ein Einzelner getroffen worden wäre.

Gegen Abend kam die Nachricht, daß der Feind eine Batterie in der Gegend der nach Süd-Süd-Ost bei der Stadt liegenden Lohmühle anlegen wollte. Es wurden einige Leuchtkugeln hingeworfen, und sie brannten auch, aber erleuchteten die Gegend umher zu wenig, um die Arbeiten der Feinde zu entdecken. Ich hatte einen ganz andern Begriff von einer Leuchtkugel gehabt, und von der Erhellung, die sie auf einem gewissen Raum gewährt; aber vielleicht waren diese nicht so verfertigt, wie sie zu ihrer ganzen Würkung hätten verfertigt seyn sollen.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich einige Worte von der Lage meiner Wohnung sagen. Ich wohnte dicht am Breslauer-Thor an der Ostseite der Stadt, zwei Treppen hoch, und hatte aus meinen Fenstern eine sehr schöne Aussicht über die Wälle hinweg tief ins Feld hinein. Ich übersah die ganze Friedrichsbastion mit der Linie vor derselben bis zum Thor, und einen beträchtlichen Theil von den Außenwerken. Stieg ich eine Treppe höher, so übersah ich mehrere Bastionen nach der Oderseite und Landseite zu, so daß ich fast eine Hälfte von den östlichen und südlichen Umgebungen der Stadt beobachten konnte. Ich hatte also in meiner eignen Wohnung Gelegenheit, viele Bemerkungen über den Angriff und die Vertheidigung der Stadt zu machen; und dies war nothwendig, um die Geschichte derselben zu schreiben. Denn in einer beschossenen Stadt ist jeder nur von dem ganz sicher, was er selber beobachtet.

Ohngefähr zwanzig Schritt von meiner Wohnung zwischen dem Hauptwall und der Stadt lag ein großes Mehlmagazin, welches ich aus meinem Fenster übersah, die andere Seite der Straße aber nahm das große Jesuitercollegium ein.

Ohngefähr 350 Schritt in gerader Linie von meiner Wohnung lag außerhalb den Werken nach der Ostseite die Sternschanze, und dicht an derselben fließt die Oder. Die Lohmühle sah ich etwa 800 Schritt von mir nach der Südseite der Stadt liegen.

Ich war nun voller Erwartung, daß das Magazin würde beschossen werden, sobald die Batterien an der Lohmühle fertig wären. Geschah dies, so war meine Wohnung dem stärksten Feuer ausgesetzt, und überhaupt glaubte man, daß sie höchst gefährlich läge. Demohngeachtet verließ ich sie nicht, denn sie war zur Beobachtung äußerst anziehend.

Abends um 8 Uhr begann ein erschreckliches Schießen von den Wällen der Festung: ein fortdauerndes Kanonen- und kleines Gewehrfeuer. Kaum kann in einer Schlacht der Donner der Feuerschlünde stärker seyn, denn es spielten hier vielleicht gegen 100 Kanonen, worunter viele vier und zwanzigpfünder waren. Wenig Menschen mögen einen solchen Kanonendonner gehört haben, auch wenn sie einer Schlacht beiwohnten; denn das Feldgeschütz ist bei weitem nicht von der Größe des Festungsgeschützes.

Da ich nicht wußte, was vorging, und nicht unterscheiden konnte, ob das Feuer aus der Festung von dem Feinde beantwortet wurde, mein Haus aber weit über die Wälle hervorragte, so war ich keinen Augenblick sicher, daß nicht Kanonen- und Flintenkugeln in meine Wohnung einschlugen. Ich stieg also in die unterste Etage des Hauses hinab. Auf dem Flur fand ich einen Regimentstambour, der einen andern hieher geflüchteten Tambour herausholen wollte; aber ich merkte aus seinem ganzen Betragen, daß er selber nicht Lust hatte, sich wieder ins Freie zu begeben, und nur zum Schein seine Untergebenen dazu

auffoderte. Kurz, sie blieben beide zögernd auf dem Flur, und der letzte, der todtenblaß war, wandte sich sehr naiv mit den Worten zu mir: ich werde doch da jetzt nicht herausgehen!

Hätte der Tambour den Feind in die Flucht trommeln können, so würde ich ihn gedrungen haben, sich an seinen Posten zu begeben; so aber mußte ich schon diese appellatio ad hominem laut belachen. Indessen bemerkte ich auch andere Soldaten, die von dem Kanonendonner so in Schrecken gesetzt waren, daß sie in einem Holzstall ihre Zuflucht suchen wollten, jedoch nur wenige.

Was übrigens an Einwohnern in der Stadt war, flüchtete in die Keller, und viele blieben die ganze Nacht darin.

Man hat nachher nicht genau erfahren können, woher diese heftige Kanonade entstand. Mehrere sagten, der Feind wäre auf der Oder zu Schiffe der Festung näher gekommen, um auf der schwächsten Seite in dieselbe einzudringen, und die Vertheidiger hätten sich sodann auf die Punkte verbreitet, wo kein Angriff geschah. So viel konnte der Feind indessen aus diesem Vorfall sehen, daß wir Munition hatten und wachsam waren.

Sonntag, den 9ten November.

Es war heute besonders schönes Wetter. Das Thermometer, das in der Nacht auf 2 Grad gestanden hatte, stieg am Tage bis auf 10 Grad. Die Soldaten lagen auf dem Wall an der Erde, und schliefen. Denn vom 7ten d. M. an waren sie beständig unter freiem Himmel gewesen.

wesen. Ihr Essen wurde ihnen von den Bürgern auf den Wall gebracht, aber es waren meistens Kartoffeln. Jedoch wurde auch Brod und Bier vertheilt, und Suppe für sie gekocht.

Da es sich voraussehen ließ, daß die Mannschaft ein fortdauerndes Bleiben unter freiem Himmel nicht aushalten würde, so wurden heute Häuser dicht am Thore ausgewählt, in welchen eine Wache war, und die Reserve sich aufhalten konnte. Am Breslauer Thor traf diese Auswahl das Haus, worin ich wohnte, und eine große Anzahl Soldaten brachten die Nacht darin zu.

Die übrigen, die auf dem Wall seyn mußten, zündeten ein großes Feuer an, um sich zu wärmen, und standen rings um dasselbe her. Dadurch entstand in der dunkeln Nacht eine so schöne Beleuchtung, daß ich nie etwas ähnliches gesehen habe. Aus meinem Fenster hätte ein Mahler das herrlichste Nachtstück entwerfen können, denn die Mannschaft auf der Friedrichsbastion hätte ihm zu einem fortdauernd schönen Tableau gedient. Das rothe, schwarze und gelbe der Uniformen, so wie das Metall derselben schimmerte oft im höchsten Licht, unterdeß andere Parthien in tiefes Dunkel zurücktraten.

Den Abend hindurch blieb es vollkommen ruhig; aber in der Nacht wurden wir zweimal vom Kanonendonner geweckt, um 11 Uhr, und um 1 Uhr.

Montag, den 10. Nov.

Die Belagerer, die, wie wir nun wußten, aus Bayern und Würtembergern bestanden, hatten in der Nacht einige Batterien zu Stande gebracht, und man entdeckte sie deutlich vom Wall. Nach den Regeln der Vertheidigung hätte nun ein Ausfall aus der Festung geschehen müssen, um sie wieder zu zerstören; aber es war keine Kavallerie vorhanden, welche dazu nothwendig erforderlich ist. Das Kommando Husaren von ohngefähr 50 Mann, welches man den 7ten zum Recognosciren ausgeschickt hatte, war nicht zurückgekehrt, und es befanden sich nur noch wenige schlechte Pferde in der Festung. Die Batterien blieben also ruhig vor unsern Augen liegen.

Nach dem bürgerlichen Schießhause indessen, welches von der Nordseite der Stadt dicht am Glacis, so wie auch an der Oder liegt, fuhren Infanteristen und Jäger zu einer mir unbekannten Expedition aus der Festung hin. Sobald die Belagerer dies bemerkten, kam ein Kommando Kavalleristen aus dem Dorfe Brustau, wahrscheinlich, um sie aufzuheben. Ich befand mich auf dem Boden meines Hauses, als dies geschah, und konnte die Gegend überschauen.

Sobald die Kavalleristen schußrecht waren, bekamen sie einen Kartätschenschuß vom Wall, der sehr gut gerichtet seyn mußte, denn sie sprengten plötzlich aus einander, und galopirten eilend zurück. Es ist unglaublich, mit

welcher Theilnahme man selbst dergleichen kleine Vorfälle beobachtet.

Der Angriff auf die Festung war auf eine ganz eigne Art gemacht, und nach meiner Meinung gar nicht in der Regel. Auch konnte dies nicht wohl seyn, denn der Feind war anfangs viel zu schwach zu einer förmlichen Belagerung. Er hatte geglaubt, die Festung durch einen coup de main zu bekommen, nachdem andere bedeutendere Festungen so leicht in seine Hände gefallen waren. Da dies nicht glückte, so entstand eine periodische Beschießung und Blokade; denn nach der Regel hätte eine erste, zweite und dritte Parallele gezogen werden müssen. Dies geschah nicht, aber der Feind war schon am ersten Tage des Angriffs da gewesen, wo er erst bei der dritten Parallel hätte seyn sollen, nemlich am Glacis. Der ganze Krieg wurde außerordentlich geführt, und dies bemerkten wir selbst bei dem Theil, den wir davon empfanden.

Die Blokirung war indeß sehr strenge, und es wurde niemand weder heraus noch herein gelassen. Nahte sich jemand den Vedetten, so wurde er ergriffen, und von einer Vedette zur andern bis zum Hauptquartier transportirt. Dies konnte man sehr deutlich vom Hauptwall bemerken.

An dem evangelischen Kirchhofe vor dem preußischen Thor stand eine Allee von großen schattigten Linden; hinter denselben hatten jedoch die Belagerer gleich anfangs Schutz gefunden, und fanden ihn noch. Es wurden also Arbeiter unter einer Bedeckung von Jägern und Musketier hinaus-

geschickt, um sie umzuhauen. Während dies geschah, begann die Bedeckung auf eine Vedette zu feuern, die in einiger Entfernung hielt, und zwar mit einzelnen Schüssen.

Ich befand mich auf dem Hauptwall, und sah alles deutlich vor mir. Ein Mensch sollte hier getödtet werden; man legte vor seinen Augen auf ihn an, zielte und schoß unaufhörlich nach ihm. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine seltsame Bemerkung an mir. Ich, der ich sonst keine Taube mag würgen sehen, der ich von jedem Leiden der Menschen und Thiere erweicht werde, ich wünschte, daß er möchte getroffen werden; ohne diesen Menschen, ohne die Belagerer zu hassen, wünschte ich, daß er vor meinen Augen möchte getödtet werden.

Welch ein schrecklicher Einfluß des Krieges! Und wie weit müssen die gebracht werden können, die sich ohne Grundsätze den Empfindungen desselben überlassen! Das Schrecklichste wird ein Scherz, und das Leben der Menschen ein Spiel, wobei man gleichgültig, wie bei einem Spiel mit Zahlpfennigen verfährt.

Erst am folgenden Tage, als die Rede davon war, daß die Vedette ihren Platz nicht hatte verlassen dürfen, fiel mir ein, wie schrecklich es sei, nach einem Menschen, der in seinem Beruf ist, wie nach einer Scheibe, zu schießen, und ihn eine geraume Zeit hindurch eine fortdauernde Todesangst empfinden zu lassen. Ich schämte mich jetzt einer Blutgier, die ich noch nie in meinem Leben gefühlt hatte, und freute mich, daß die Vedette mit dem Leben davon ge-

kommen war, denn unter den dreißig Schüssen, die man auf sie that, hatte kein einziger getroffen.

Ueberhaupt scheint es höchst unrecht, und eine Art von Mord zu seyn, wenn im Kriege einzelnen das Leben geraubt wird. Menschenblut darf, selbst nach den fürchterlichen Kriegsgesetzen, nur dann vergossen werden, wenn entscheidende Augenblicke da sind, oder wenn dem Feinde ein wesentlicher Vortheil durch das vergossene Blut erwächst.

Die Belagerer ließen sich selten in großen Haufen sehen, aber heute bemerkte man doch ein Infanterieregiment, welches sich an einer Anhöhe, ohngefähr $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt, hinaufzog. Auch sah man mehrere Menschen aus Brustau nach den Batterien, die man aufgeworfen hatte, zu eilen, um darin zu arbeiten. Da ihr Haufen ziemlich groß war, so ward eine Bombe aus der Festung nach ihnen geworfen, und man sah deutlich, wie sie sich tief bückten, als diese über ihre Köpfe hinwegflog. Bei dem Scherz, den man darüber auf den Wällen machte, ließ sich wieder fühlen, wie sehr das Leben der Menschen ein Spiel im Kriege wird. Die Bombe platzte zu spät, und that also keinen Schaden. Ueberhaupt bemerkte ich häufig, daß die geworfenen Bomben eine geraume Zeit, oft eine halbe Minute lagen, ehe sie zersprangen, und also den Umstehenden Zeit genug ließen, sich zu retten. Dies ist ein Fehler in der Artillerie, indem der Schlag in der

Bombe so berechnet seyn muß, daß sie gleich nach dem Niederfallen zerspringt.

Wo sich heute nur Feinde sehen ließen, da wurden ihnen gleich 6 und mitunter 24 Pfünder entgegengeschickt. Einer von den letzten flog durch das Gartenhaus in Lindenruh, welches man deutlich vom Wall bemerkte.

Am Abend sah man viele Wachfeuer auf den Anhöhen um Glogau, als wäre ein ganzes Lager gebildet worden; aber man glaubte in der Festung, daß dies eine falsche Vorspiegelung sei. Auch blieb in der Nacht alles ruhig.

Dienstag, den 11ten November.

Am Morgen wurde ein Detachement abgeschickt, um das Schießhaus, worin die Belagerer sich sehr leicht verbergen konnten, zu demoliren. Die Bayern zogen sich, sobald sie dies bemerkten, in das Gesträuch an der Oder gegen das Schießhaus, und es entstand ein Scharmützel, wobei das große und kleine Geschütz spielte. Den Leichnam eines erschossenen Bayers bekamen die Belagerten in ihre Gewalt, und führten ihn über die Oder nach den Damm. Aber zugleich desertirten auch 9 Mann nebst einem Schützen von unserer Seite.

Wir hatten jetzt Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, die man auch mit wenigen Einsichten im Frieden machen kann: wie wenig Soldaten taugen, die nur mit Gewalt in ihrem Posten zurückgehalten werden. Es ist fast unmöglich, daß sie im Kriege etwas leisten können, denn sie schmachten nach dem Augenblick, wo sie ihrer Ge-

fangenschaft entledigt werden, und ergreifen ihn mit Freuden.

Zur ernsten Vertheidigung Glogau's hätten, wie schon bemerket, vor allen Dingen Ausfälle gehört, um die aufgeworfenen Batterien zu vernichten, und die Belagerer in ihren Positionen zu beunruhigen. Auch fühlten dies alle Belagerte: Kunstverständige und Unwissende. Aber die ewige Antwort, die man bekam, wenn man von einem Ausfall sprach, war, daß man sich auf die Mannschaft nicht verlassen könnte, und daß sie insgesamt davon gehen würde, wenn man sie herausließe.

Ist es möglich? Hat man nur Soldaten dazu, daß sie die Wachparade beziehen, auf dem Exercierplatz manövriren, Schildwache stehen, und auf der Pritsche schlafen? Prügelt, geißelt, mißhandelt man sie nur, um Friedenspuppen, um abgerichtete, seelenlose Schießmaschinen zu seyn? Bildet und behandelt man sie so, daß sie bloß im Frieden brauchbar sind, daß sie auch im Frieden nur nach dem Ende ihrer Leiden schmachten, und den Krieg als das Ziel derselben ansehen?

Es sind Abscheulichkeiten und Unbegreiflichkeiten vor unsern Augen vorgefallen, die den denkenden und fühlenden Menschen ganz empören, gegen die aber dennoch niemand zu reden wagen durfte. Hilft die jetzt erhaltene Lection nichts, lernt man nicht einsehen, daß jeder Mensch, also auch der Soldat, seinen Stand liebhaben muß, um etwas darin zu leisten, fährt man auch künftig

fort, ihn so zu behandeln, daß er seine Lage verabscheut, und es als das größte Glück seines Lebens ansieht, sie verlassen zu können, — nun, so ist keine Hoffnung vorhanden, je Soldaten zu bilden. Die zahllosen Greuel und Barbareien, die Negersklaverei mitten in Europa wird fortdauern, um Menschen — zu Sklaven zu machen, die das Tagewerk eines Sklaven leisten.

Genug, wir durften nicht wagen, mit unsern Soldaten dasjenige zu unternehmen, was zu ihrer ersten Pflicht gehört, und wozu sie eigentlich da sind. Man schob freilich auch die Schuld des nie gewagten Ausfalles auf die wenige Kavallerie, die in der Festung war, aber wir hatten vor der Hand nur eine geringe Anzahl Feinde gegen uns, und es hätte sich wohl der Plan zu einem Ausfall mit Infanterie machen lassen.

Nachmittags schlichen sich feindliche Schützen bei den Gärten zwischen dem breslauischen und preußischen Thor dicht an das Glacis der Festung, und fiengen an auf den Hauptwall zu schießen. Ich befand mich eben auf demselben, und hörte die Kugeln über mich wegpfeifen, die bis auf den Markt in die Stadt flogen, und dort in die Dächer einschlugen. Dies verursachte sogleich ein lebhaftes Feuer von der Festung; denn wir blieben nie eine Antwort schuldig, und das Geschütz auf der Friedrichs- und Engelsbastion fing stark an zu spielen. Der Feind in der Nähe war verborgen, aber in einer größern Entfernung unweit von Lindenruh ließ sich ein größerer Haufen sehen,

auf welchen man einen Kartätschenschuß abfeuerte. Man sah die Kugeln deutlich einschlagen, und den Haufen auseinander stieben, aber es war nicht zu erkennen, ob welche auf dem Platz blieben. Nachher hieß es, daß sechs gefallen wären.

Am Abend sah man viele Wachfeuer um die Festung her, jedoch in einer Entfernung, wo die Kartätschen nicht hinzureichen vermochten, und wo selbst die Kugeln keine Würkung mehr thaten.

Es waren nun schon vier Tage seit dem Anfang der Belagerung verflossen, und unsere Garnison, besonders die Artilleristen, hatten die Wälle noch nicht verlassen dürfen. Wie sehr die Menschen litten, in dieser Jahrszeit Tag und Nacht unter freiem Himmel zu bleiben, ist leicht einzusehen, und es ließ sich befürchten, daß es in kurzer Zeit selbst an physischen Kräften mangeln würde, diese angreifenden Beschwerlichkeiten länger zu ertragen.

In der folgenden Nacht blieb alles ruhig.

Mitwoch, den 12. November.

Man hat in dem Winter 180$\frac{6}{7}$ die Bemerkung gemacht, daß er sehr gelinde war. Heute war einer von den schönsten Tagen, und dies diente etwas zur Erhohlung der Mannschaft. Das reaumürsche Thermometer mochte in der Nacht ohngefähr auf 2$\frac{1}{2}$ Grad stehen, am Tage aber stieg es bis auf 8 Grad. Die Kanoniere benutzten das schöne Wetter, um an ihren Schanzen zu arbeiten, und die Brustwehr höher zu machen; denn diese waren zum

Theil an den Spitzen der Bastionen, wo die meisten Kanonen standen, am niedrigsten.

Um auch künftig die Mannschaft etwas gegen den Ungestüm des Winterwetters zu schützen, wurden die Marktbuden auf die Wälle gebracht, und einiges Stroh hineingelegt. Bei jeder Bastion befand sich also nun eine kleine Hütte, wo ein Theil von der Besatzung Platz fand. Vor derselben wurde gewöhnlich ein Feuer angezündet, und dies war alles, was die Mannschaft zum Schutz gegen den Winter hatte. Sie führte also eine Art vom Leben der Wilden, nur daß diese noch mehr vor der Kälte geschützt sind.

Nachmittags erschien ein Trompeter mit einem Brief, der ihm am äußersten Thor abgenommen wurde, und der, wie man nachher erfuhr, eine Privatangelegenheit betraf. Einzelne Desertionen fielen vor; allein ein Rekrute, der die Festungswerke noch nicht genau kennen mochte, wurde in dem Hauptgraben erwischt, und sollte erschossen werden. Man erfuhr aber weiter nichts von der Hinrichtung, und wahrscheinlich ist er mit den menschenfreundlichen Spießruthen davon gekommen.

Am Abend sah man an den Gurkauer Bergen eine Menge von Wachfeuern, und zwar in einer so geraden Linie, als wenn sie zu einer Illumination gehört hätten. Es mochten 40 bis 50 Feuer seyn, die zu einem Lager zu gehören schienen.

Unterdeß wir aber in der Entfernung Feuer sahen, hatten wir in der Nähe selbst ein weit größeres. Das Holz auf dem Holzplatz vor dem preußischen Thor war von den Belagerern in Brand gesetzt, und da niemand sich zum Löschen hinauswagte, so brannte es ungestört fort.

Donnerstag, den 13. November.

Wir wurden gegen 4 Uhr des Morgens auf eine gewaltsame Art aus dem Schlummer gerissen: durch Kanonendonner, durch Sausen der Kugeln, und durch plötzliches, lautes Zusammenrufen der Wachen. Alles, was zum Militair gehörte, lief eilend auf den Wall, gerüttelt aus dem tiefsten Schlaf, und von der größten Ruhe in dem schützenden Zimmer mußte sich jeder plötzlich den Kugeln der Belagerer unter freiem Himmel aussetzen.

Es war einer der fürchterlichsten Morgen, die ich je erlebt habe; denn zu dem Donner des Geschützes gesellte sich ein erschrecklicher Sturm, mit Regen vermischt. Diese Vereinigung von Tönen, das Brausen des Sturms, das grausige Zischen der Kugeln, der Schlagregen an den Fenstern, und das Rufen des Militairs, bildete eine furchtbare Scene. Niemals habe ich tiefer gefühlt, wie schwer die Pflichten des Soldaten sind, als an diesem Morgen, wo er aus der friedlichen Ruhe der Nacht plötzlich in eine von Schrecken, von Empörung und Tod schwangere Umgebung übergehen mußte. Die meisten von den Soldaten waren überdieß nur leicht gekleidet, und mußten sich ohne Mantel dem ganzen Ungestüm des Wetters aussetzen.

Die Gefahr war an diesem Morgen bedeutend, und ich selber gerieth darein. Ich hatte mich noch nicht entschließen können, in dem Keller zu schlafen, obwohl der größte Theil von den Einwohnern Glogau's darin schlief; ich hatte mir in meinem Stockwerk bloß ein Hinterzimmer zu meiner Schlafstelle gewählt, weil vorne die Kugeln von der Südostseite der Stadt gerade in meine Fenster, die über den Hauptwall hervorragten, hineinfliegen konnten. Heute kam eine Kugel von der Oderseite der Stadt, und flog gerade über mein Nachtlager hinweg, indem sie mehrere Wände durchschlug, und sodann in einer Räucherkammer liegen blieb. Es war ein Sechspfünder, und sie verursachte ein großes Geräusch in dem Hause.

Ich stieg zu meinem Wirth hinunter, bei welchem ich mehrere Bewohner des Hauses, die nicht in dem Keller waren, versammelt fand. Da ich gewöhnlich in der Gefahr ruhig, oft selber scherzhaft war, so flößte sich diese Stimmung mehrern ein, und wir blieben während der Kanonade ziemlich unerschrocken zusammen.

Um zu wissen, wie es auf den Straßen aussähe, ging ich an die Hausthüre. Ich erblickte keinen Menschen, alles war still in den Straßen, und man hörte nichts, als den Donner des Geschützes, das ahnungsvolle Sausen der Kugeln, und das Herabstürzen der Mauer- und Ziegelsteine von den getroffenen Häusern. Der Himmel war blutroth von dem Feuer auf dem Holzplatz. Thüren und

Fenſter krachten von den Exploſionen der Mörſer und 24 Pfünder auf dem Wall.

Dies war ohnſtreitig eine Scene, wie man ſie nur ſelten haben kann, und ſie mußte bei jedem einen ergreifenden Eindruck hervorbringen. Das Sauſen der Kugeln durch die Luft nahe um uns hat etwas ſo eignes Charakteriſtiſches, daß es ſich ſchwer beſchreiben läßt, und ſcheint ſelber phyſiſch auf den Körper zu würken. So wie man ſagt, daß bei einem Erdbeben Uebelkeit und Erbrechen bei manchen Menſchen von der wankenden Bewegung entſteht, ſo ſcheint auch das ſchnelle Trennen und Zuſammenfließen der Luft durch die Bewegung der Kugeln den Leib phyſiſch zu afficiren, auch wenn die Kugeln nicht ganz nahe vorbeifliegen.

Indeſſen miſcht ſich immer eine geiſtige Einwürkung darunter, auch wenn man nicht furchtſam iſt. Der bloße Gedanke, daß in jedem Augenblick eine eiſerne Maſſe den Körper zerſchmettern kann, und das Hören dieſer Maſſe, ohne ſie zu ſehen, ſcheint eine leichte Art von Fieberempfindung hervorzubringen, die jedoch entfernt von aller Angſt, bloß augenblickliches Krankheitsgefühl ſeyn mag. Es ſcheint, als wenn die Luft umher ſchwanger von Todeskrämpfen iſt, von denen ſich etwas dem Körper mittheilt. Doch glaube ich, daß man dieſe Bemerkungen nur machen kann, wenn man beinahe ganz kalt bei der Gefahr iſt.

Die Kanonade dauerte gegen zwei Stunden, und am Morgen waren faſt alle Häuſer, Kirchen und Thürme beſchädigt. Das Holz, von welchem ein Vorrath von ohn-

fort, ihn so zu behandeln, daß er seine Lage verabscheut, und es als das größte Glück seines Lebens ansieht, sie verlassen zu können, — nun, so ist keine Hoffnung vorhanden, je Soldaten zu bilden. Die zahllosen Greuel und Barbareien, die Negersklaverei mitten in Europa wird fortdauern, um Menschen — zu Sklaven zu machen, die das Tagewerk eines Sklaven leisten.

Genug, wir durften nicht wagen, mit unsern Soldaten dasjenige zu unternehmen, was zu ihrer ersten Pflicht gehört, und wozu sie eigentlich da sind. Man schob freilich auch die Schuld des nie gewagten Ausfalles auf die wenige Kavallerie, die in der Festung war, aber wir hatten vor der Hand nur eine geringe Anzahl Feinde gegen uns, und es hätte sich wohl der Plan zu einem Ausfall mit Infanterie machen lassen.

Nachmittags schlichen sich feindliche Schützen bei den Gärten zwischen dem breslauischen und preußischen Thor dicht an das Glacis der Festung, und fiengen an auf den Hauptwall zu schießen. Ich befand mich eben auf demselben, und hörte die Kugeln über mich wegpfeifen, die bis auf den Markt in die Stadt flogen, und dort in die Dächer einschlugen. Dies verursachte sogleich ein lebhaftes Feuer von der Festung; denn wir blieben nie eine Antwort schuldig, und das Geschütz auf der Friedrichs- und Engelsbastion fing stark an zu spielen. Der Feind in der Nähe war verborgen, aber in einer größern Entfernung unweit von Lindenruh ließ sich ein größerer Haufen sehen,

auf welchen man einen Kartätschenschuß abfeuerte. Man sah die Kugeln deutlich einschlagen, und den Haufen auseinander stieben, aber es war nicht zu erkennen, ob welche auf dem Platz blieben. Nachher hieß es, daß sechs gefallen wären.

Am Abend sah man viele Wachfeuer um die Festung her, jedoch in einer Entfernung, wo die Kartätschen nicht hinzureichen vermochten, und wo selbst die Kugeln keine Würkung mehr thaten.

Es waren nun schon vier Tage seit dem Anfang der Belagerung verflossen, und unsere Garnison, besonders die Artilleristen, hatten die Wälle noch nicht verlassen dürfen. Wie sehr die Menschen litten, in dieser Jahrszeit Tag und Nacht unter freiem Himmel zu bleiben, ist leicht einzusehen, und es ließ sich befürchten, daß es in kurzer Zeit selbst an physischen Kräften mangeln würde, diese angreifenden Beschwerlichkeiten länger zu ertragen.

In der folgenden Nacht blieb alles ruhig.

Mitwoch, den 12. November.

Man hat in dem Winter 180$\frac{5}{7}$ die Bemerkung gemacht, daß er sehr gelinde war. Heute war einer von den schönsten Tagen, und dies diente etwas zur Erhohlung der Mannschaft. Das reaumürsche Thermometer mochte in der Nacht ohngefähr auf 2$\frac{1}{2}$ Grad stehen, am Tage aber stieg es bis auf 8 Grad. Die Kanoniere benutzten das schöne Wetter, um an ihren Schanzen zu arbeiten, und die Brustwehr höher zu machen; denn diese waren zum

gefähr 15000 Klaftern vorhanden war, brannte hell auf dem Holzplatz, und niemand wagte es, etwas davon zu retten.

Zwischen 8 und 9 Uhr erschienen Trompeter und zwei Officiere als Parlementairs, von welchen der eine mit einem großen Orden decorirt war. Sie wurden, wie gewöhnlich, mit verbundenen Augen durch die Stadt geführt. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß die Stadt würde übergeben werden, und dies machte einen höchst schmerzlichen Eindruck. Hie und da hörte man wohl einen Menschen aus der niedrigsten Klasse von Uebergabe sprechen, aber der größte Theil der Einsichtsvollen, so schien es wenigstens, war dagegen.

Die Auffoderung der Festung geschah heute durch den Prinzen Jerome Napoleon, der sich in dem Hauptquartier vor Glogau befand. Der Parlementair mit dem Stern war der General Lefevre und das Gerücht der Uebergabe mochte durch irgend einiges Wanken des Gouvernements hervorgebracht seyn. Es bestätigte sich indessen nicht, und die Parlementairs kehrten in einem Wagen zurück.

Eine Wahrnehmung darf ich nicht übergehen, die ich in Absicht der Besatzung machte. Ich hörte nämlich heftiges Streiten über diejenigen, die während der Kanonade am Morgen auf dem Wall gewesen wären oder nicht. Die
en machten den Abwesenden die bittersten Vorwürfe
spotteten über sie mit sarkastischer Laune. Besonußten die Flüchtlinge aus der Schlacht bei Jena

und Auerstädt große Bitterkeiten hören, und wenn einer von ihnen zur unrechten Zeit den Wall verließ, so riefen die andern: das ist auch einer von denen, die bei Jena so liefen. Die Flüchtlinge nahmen die Vorwürfe gewöhnlich schweigend auf.

Ich will hier nicht untersuchen, ob sie dieselben verdienten, und ob nicht auch andere in ihrer Lage würden geflohen seyn, aber so viel scheint mir doch aus diesen kleinen Zänkereien hervorzugehen, daß die Stimmung der Besatzung gut war, und Muth verrieth. Dieser hätte sehr hoch gehoben werden können, wäre die Besatzung besser verpflegt worden; aber leider stand ihr Unterhalt mit den Strapatzen, die sie auszustehen hatte, in gar keinem Verhältniß.

Der Major, Baron von Putlitz, Chef des dritten Bataillons von dem vacanten von Gravenitzischen Regimente, war bestimmt, dem Prinzen Jerome Napoleon die Antwort auf die am Morgen ergangene Auffoderung der Festung zu überbringen, und er ritte am Nachmittage mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Belagerer. Die Antwort war verneinend.

Unsere Besatzung erhielt heute einige Mäntel; dies war das Nothwendigste, was ihr gereicht werden konnte, aber die meisten blieben unbedeckt, blieben in der leichtesten Kleidung allem Ungestüm der Winterwitterung ausgesetzt. Es war eine Menge Geld für die Winterkleidung der Armee zusammengebracht worden; da diese nun nicht mehr

gefähr 15000 Klaftern vorhanden war, brannte hell auf dem Holzplatz, und niemand wagte es, etwas davon zu retten.

Zwischen 8 und 9 Uhr erschienen Trompeter und zwei Officiere als Parlementairs, von welchen der eine mit einem großen Orden decorirt war. Sie wurden, wie gewöhnlich, mit verbundenen Augen durch die Stadt geführt. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß die Stadt würde übergeben werden, und dies machte einen höchst schmerzlichen Eindruck. Hie und da hörte man wohl einen Menschen aus der niedrigsten Klasse von Uebergabe sprechen, aber der größte Theil der Einsichtsvollen, so schien es wenigstens, war dagegen.

Die Auffoderung der Festung geschah heute durch den Prinzen Jerome Napoleon, der sich in dem Hauptquartier vor Glogau befand. Der Parlementair mit dem Stern war der General Lefevre und das Gerücht der Uebergabe mochte durch irgend einiges Wanken des Gouvernements hervorgebracht seyn. Es bestätigte sich indessen nicht, und die Parlementairs kehrten in einem Wagen zurück.

Eine Wahrnehmung darf ich nicht übergehen, die ich in Absicht der Besatzung machte. Ich hörte nämlich heftiges Streiten über diejenigen, die während der Kanonade am Morgen auf dem Wall gewesen wären oder nicht. Die Soldaten machten den Abwesenden die bittersten Vorwürfe, und spotteten über sie mit sarkastischer Laune. Besonders mußten die Flüchtlinge aus der Schlacht bei Jena

und Auerstädt große Bitterkeiten hören, und wenn einer von ihnen zur unrechten Zeit den Wall verließ, so riefen die andern: das ist auch einer von denen, die bei Jena so liefen. Die Flüchtlinge nahmen die Vorwürfe gewöhnlich schweigend auf.

Ich will hier nicht untersuchen, ob sie dieselben verdienten, und ob nicht auch andere in ihrer Lage würden geflohen seyn, aber so viel scheint mir doch aus diesen kleinen Zänkereien hervorzugehen, daß die Stimmung der Besatzung gut war, und Muth verrieth. Dieser hätte sehr hoch gehoben werden können, wäre die Besatzung besser verpflegt worden; aber leider stand ihr Unterhalt mit den Strapatzen, die sie auszustehen hatte, in gar keinem Verhältniß.

Der Major, Baron von Putlitz, Chef des dritten Bataillons von dem vacanten von Gravenitzischen Regimente, war bestimmt, dem Prinzen Jerome Napoleon die Antwort auf die am Morgen ergangene Auffoderung der Festung zu überbringen, und er ritte am Nachmittage mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Belagerer. Die Antwort war verneinend.

Unsere Besatzung erhielt heute einige Mäntel; dies war das Nothwendigste, was ihr gereicht werden konnte, aber die meisten blieben unbedeckt, blieben in der leichtesten Kleidung allem Ungestüm der Winterwitterung ausgesetzt. Es war eine Menge Geld für die Winterkleidung der Armee zusammengebracht worden; da diese nun nicht mehr

gefähr 15000 Klaftern vorhanden war, brannte hell auf dem Holzplatz, und niemand wagte es, etwas davon zu retten.

Zwischen 8 und 9 Uhr erschienen Trompeter und zwei Officiere als Parlementairs, von welchen der eine mit einem großen Orden decorirt war. Sie wurden, wie gewöhnlich, mit verbundenen Augen durch die Stadt geführt. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß die Stadt würde übergeben werden, und dies machte einen höchst schmerzlichen Eindruck. Hie und da hörte man wohl einen Menschen aus der niedrigsten Klasse von Uebergabe sprechen, aber der größte Theil der Einsichtsvollen, so schien es wenigstens, war dagegen.

Die Auffoderung der Festung geschah heute durch den Prinzen Jerome Napoleon, der sich in dem Hauptquartier vor Glogau befand. Der Parlementair mit dem Stern war der General Lefevre und das Gerücht der Uebergabe mochte durch irgend einiges Wanken des Gouvernements hervorgebracht seyn. Es bestätigte sich indessen nicht, und die Parlementairs kehrten in einem Wagen zurück.

Eine Wahrnehmung darf ich nicht übergehen, die ich in Absicht der Besatzung machte. Ich hörte nämlich heftiges Streiten über diejenigen, die während der Kanonade am Morgen auf dem Wall gewesen wären oder nicht. Die Soldaten machten den Abwesenden die bittersten Vorwürfe, und spotteten über sie mit sarkastischer Laune. Besonders mußten die Flüchtlinge aus der Schlacht bei Jena

und Auerstädt große Bitterkeiten hören, und wenn einer von ihnen zur unrechten Zeit den Wall verließ, so riefen die andern: das ist auch einer von denen, die bei Jena so liefen. Die Flüchtlinge nahmen die Vorwürfe gewöhnlich schweigend auf.

Ich will hier nicht untersuchen, ob sie dieselben verdienten, und ob nicht auch andere in ihrer Lage würden geflohen seyn, aber so viel scheint mir doch aus diesen kleinen Zänkereien hervorzugehen, daß die Stimmung der Besatzung gut war, und Muth verrieth. Dieser hätte sehr hoch gehoben werden können, wäre die Besatzung besser verpflegt worden; aber leider stand ihr Unterhalt mit den Strapatzen, die sie auszustehen hatte, in gar keinem Verhältniß.

Der Major, Baron von Putlitz, Chef des dritten Bataillons von dem vacanten von Gravenitzischen Regimente, war bestimmt, dem Prinzen Jerome Napoleon die Antwort auf die am Morgen ergangene Auffoderung der Festung zu überbringen, und er ritte am Nachmittage mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Belagerer. Die Antwort war verneinend.

Unsere Besatzung erhielt heute einige Mäntel; dies war das Nothwendigste, was ihr gereicht werden konnte, aber die meisten blieben unbedeckt, blieben in der leichtesten Kleidung allem Ungestüm der Winterwitterung ausgesetzt. Es war eine Menge Geld für die Winterkleidung der Armee zusammengebracht worden; da diese nun nicht mehr

gefähr 15000 Klaftern vorhanden war, brannte hell auf dem Holzplatz, und niemand wagte es, etwas davon zu retten.

Zwischen 8 und 9 Uhr erschienen Trompeter und zwei Officiere als Parlementairs, von welchen der eine mit einem großen Orden decorirt war. Sie wurden, wie gewöhnlich, mit verbundenen Augen durch die Stadt geführt. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß die Stadt würde übergeben werden, und dies machte einen höchst schmerzlichen Eindruck. Hie und da hörte man wohl einen Menschen aus der niedrigsten Klasse von Uebergabe sprechen, aber der größte Theil der Einsichtsvollen, so schien es wenigstens, war dagegen.

Die Auffoderung der Festung geschah heute durch den Prinzen Jerome Napoleon, der sich in dem Hauptquartier vor Glogau befand. Der Parlementair mit dem Stern war der General Lefevre und das Gerücht der Uebergabe mochte durch irgend einiges Wanken des Gouvernements hervorgebracht seyn. Es bestätigte sich indessen nicht, und die Parlementairs kehrten in einem Wagen zurück.

Eine Wahrnehmung darf ich nicht übergehen, die ich in Absicht der Besatzung machte. Ich hörte nämlich heftiges Streiten über diejenigen, die während der Kanonade am Morgen auf dem Wall gewesen wären oder nicht. Die Soldaten machten den Abwesenden die bittersten Vorwürfe, und spotteten über sie mit sarkastischer Laune. Besonders mußten die Flüchtlinge aus der Schlacht bei Jena

und Auerstädt große Bitterkeiten hören, und wenn einer von ihnen zur unrechten Zeit den Wall verließ, so riefen die andern: das ist auch einer von denen, die bei Jena so liefen. Die Flüchtlinge nahmen die Vorwürfe gewöhnlich schweigend auf.

Ich will hier nicht untersuchen, ob sie dieselben verdienten, und ob nicht auch andere in ihrer Lage würden geflohen seyn, aber so viel scheint mir doch aus diesen kleinen Zänkereien hervorzugehen, daß die Stimmung der Besatzung gut war, und Muth verrieth. Dieser hätte sehr hoch gehoben werden können, wäre die Besatzung besser verpflegt worden; aber leider stand ihr Unterhalt mit den Strapatzen, die sie auszustehen hatte, in gar keinem Verhältniß.

Der Major, Baron von Putlitz, Chef des dritten Bataillons von dem vacanten von Gravenitzischen Regimente, war bestimmt, dem Prinzen Jerome Napoleon die Antwort auf die am Morgen ergangene Auffoderung der Festung zu überbringen, und er ritte am Nachmittage mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Belagerer. Die Antwort war verneinend.

Unsere Besatzung erhielt heute einige Mäntel; dies war das Nothwendigste, was ihr gereicht werden konnte, aber die meisten blieben unbedeckt, blieben in der leichtesten Kleidung allem Ungestüm der Winterwitterung ausgesetzt. Es war eine Menge Geld für die Winterkleidung der Armee zusammengebracht worden; da diese nun nicht mehr

existirte, so war es unbegreiflich, daß man das Geld nicht für die Besatzung, die so viel ausstehen mußte, verwandte, und jedem Soldaten wenigstens einen Mantel gab. Es hieß sogar, daß in dem Jesuitercollegio eine Menge von Reutermänteln vorhanden sei; aber auch von diesen kam kein einziger zum Vorschein. Die Besatzung mußte bei allem Vorrath von Tuch und Kleidung beinahe erstarren! — —

In dieser Noth der Mannschaft traten einige Bewohner der Festung auf, und halfen hie und da dem Einzelnen durch einige Bedeckung. Ich selber gab her, was ich entbehren konnte: einen Mantel, eine Bettdecke, die in einen Mantel verwandelt wurde, und einen alten Schlafrock. Unter dieser Bedeckung sah ich täglich drei Krieger auf den Wällen herumgehen. Kurz, der friedliche Schlafrock, der lange Zeit des Morgens und Abends bei stiller Lampe den Musen gedient hatte, war jetzt in den Dienst des Mars getreten, und paradirte mitten unter bunten Uniformen in Reih und Glied. So weit erstreckte sich die allgemeine Umkehrung der Dinge!

Uebrigens ertheilten uns die Belagerer viele Lobsprüche wegen tapferer Vertheidigung der Festung. Niemals waren die Lorbeeren wohlfeiler gewesen, als jetzt. Nach der Schlacht bei Auerstädt und Jena, nach der Affaire bei Prenzlau, nach der eilenden Uebergabe von Festungen, wie Magdeburg, Spandau, Cüstrin u. s. w., waren sie schon

schon einzuerüdten, wenn auch nur etwas ganz gewöhnliches geleistet würde.

Mir fiel in diesem Zeitpunkt oft ein, wie leicht es im Grunde sei, eine Festung zu vertheidigen. Man braucht nur ihren Anlagen etwas zu Hülfe zu kommen; denn eine Festung vertheidigt sich von selbst. Dies zu Hülfe kommen aber kann aus einem bequemen, bombenfesten Gewölbe geschehen, wo der Gouverneur den Plan der Festung vor sich hat, seine Rapports erhält, und die nothwendigen Befehle ertheilt. Er kann die besten Vertheidigungsanstalten treffen, ohne einen Fuß auf den Wall zu setzen; er hat einen einzigen festen Standpunkt, von welchem er alles beobachtet und anordnet, unterdeß der General im Felde seinen Standpunkt häufig verändern, und sich so wie seine Mannschaft den Strapatzen aussetzen muß.

In der Festung sind es eigentlich die Soldaten auf dem Walle, denn sie sind Tag und Nacht der Gefahr und der Witterung Preis gegeben. Ist es nicht schreiend, wenn man nicht alles mögliche aufbietet, für sie zu sorgen? Ist es nicht unverantwortlich, wenn man nicht einmal im Winter, bei diesem fast unaufhörlichen Ausharren unter freiem Himmel, für ihre Bedeckung sorgt?

Wie wichtig ihr Dienst in der Festung sei, läßt sich bei wenigem Nachdenken empfinden. Alle Autoritäten ruhten in der Stadt. Es gab kein Geschäfte bei der Kammer, bei der Oberamtsregierung, bei der Accisdirection, bei dem Magistrat; mindestens nur sehr wenige. Die

einzige Thätigkeit war bei dem Militair, besonders bei den Artilleristen und bei dem gemeinen Soldaten. Dies machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich fast beständig unter ihnen war, und ich habe nie den gemeinen Soldat mehr respectirt, als in der Zeit der Belagerung.

In der Nacht vom 13ten bis zum 14ten November war ein fürchterlicher Sturm, und während desselben brannte das Holz auf dem Holzplatz unaufhörlich fort. Die Funken davon flogen in die Stadt, und man war besorgt, daß auch sie entzündet werden möchte. Da eine Anzahl von 10,000 Klafter Holz verbrannt ist, so kann man schließen, welch eine Glut bei diesem Brand entstand. Man sah ganze Flammengebürge, ganze Flammenmeere; das Feuer schlug Wellen wie ein wirkliches Meer, denn die Flamme, die an einem Orte durch den Wind niedergedrückt wurde, stieg am andern um so höher wieder empor. Auch spielte das Feuer in ganz verschiedenen Farben nach den verschiedenen Holzarten, welche in Brand geriethen.

Freitag, den 14. November.

Am Morgen hatte die Wuth des Feuers sich beinahe gelegt, denn der größte Theil des Holzes war verbrannt; aber das Schießhaus in der Nähe stand noch. Auf dem Judenkirchhof, welcher neben dem Holzplatz liegt, brannten die Grabmähler.

Jetzt versprach man jedem Bürger, der Holz retten würde, eine Klafter davon. Es wurden Anstalten dazu gemacht, aber die Belagerer thaten Schüsse auf die Ret-

tenden, und diese zogen sich zurück. Es stand freilich in keinem Verhältniß, sein Leben gegen eine Klafter Holz zu wagen. Aber wäre es nicht möglich gewesen, das Holz in Sicherheit zu bringen, da man eine Belagerung gewiß voraussah? Man brauchte es ja nur zu Schiffe von einem Ufer der Oder zum andern zu bringen!

Man zeigte sich jetzt überall Kugeln und Granatensplitter, welche in die Häuser hineingeflogen waren, und Verwüstung angerichtet hatten; doch war noch kein Einwohner verwundet, weil sie meistens in den Kellern sich aufhielten.

Weit mehr, als das Beschießen der Festung, dünkte uns der Gedanke, was aus uns werden sollte. Wir wußten nichts von unserm König, von unserm Lande, von unserer Armee. Die letzten Nachrichten, die wir erhalten hatten, lauteten so traurig, daß wir auf einen Sturz des Ganzen schließen mußten. Bei Civil und Militair also entstand eine ängstliche Besorgniß über unser künftiges Schicksal, und dies war auch dasjenige, was mich, der ich sonst immer heiter war, zu Zeiten niederbeugte.

Gegen Abend geschahen einzelne Schüsse aus Kanonen und Mörsern, weil die Belagerer Geschütz in die Batterien führten. Es schien, als wenn ein neuer Angriff drohte, und es entstanden neue Besorgnisse. Die Nacht blieb jedoch alles ruhig.

Sonnabend, den 15. November.

Ich war am Morgen um 4 Uhr erwacht; denn da gewöhnlich um diese Zeit die Kanonade anfieng, so hatte man schon im Schlaf eine Vorempfindung davon, und erwachte früher wie gewöhnlich.

Es war alles ruhig, und eine tiefe Stille herrschte. Um halb 5 Uhr hörte ich eine feindliche Kugel in die Stadt kommen. In derselben Minute antwortete unser Geschütz, und nun begannen die Kugeln von allen Seiten zu sausen; die Morgenkanonade nahm wieder ihren Anfang.

Ich stand auf, um ihre Würkung zu beobachten. Als ich ans Fenster trat, sah ich zwei Granaten in die Stadt kommen, und merkte überhaupt, daß ich mit Gefahr in meinem Zimmer umgeben war. Ich stieg also hinunter ins erste Stockwerk, um wenigstens vor den Kugeln in Sicherheit zu seyn. Die Kanonade dauerte fort, und besonders kamen viele Granaten, ohngefähr 50 Pfund schwer, in die Stadt.

Um 6 Uhr brannte in der langen Gasse ein Judenhaus, und bald darauf ein Haus unweit dem Wall am preußischen Thor. Das feindliche Geschütz schwieg allgemach, denn man wollte nicht gerade unsere Stadt verbrennen; aber das unsrige spielte fort.

Als es hell war, stieg ich auf den Wall, um unter die Artilleristen eines Bastions Suppe vertheilen zu lassen. Ich scherzte mit ihnen, und sagte, daß ich ihnen die Sauce zu den Klößen brächte, die ihnen der Feind geschickt hätte,

aber sie waren vor Kälte beinahe erstarrt, und hatten keinen Sinn für Scherz. Mitten unter dem Feuer von zweierlei Geschütz, und dem Brande in der Stadt mußten sie beinahe erfrieren, denn auch sie hatten keine gehörige Bedeckung. Man behandelt den Soldaten gleich einem Sclaven, und verlangt dennoch von ihm die Pflichten der Vaterlandsliebe, der adelsten Hingebung, und aller heroischen Tugenden. Welch ein kleinlicher, und grausamer Widerspruch!

Auch sah ich heute vor meiner Thür einen Soldaten mit Stockschlägen bestrafen, der eine Taube auf der Straße geschossen hatte. Einer hieb von der rechten, der andere von der linken Seite und zwar mit einem dicken Rohr. Sein Fehler bestand in einem augenblicklichen Muthwillen, der bei dem vielen Schießen an allen Orten verzeihlicher war. Auch schien es übrigens ein ordentlicher Mensch zu seyn.

Ich habe stets die Bestrafungen der Soldaten mit großem Widerwillen angesehen, weil sie immer von der Art sind, daß nur eigentlich incorrigible Böswichter damit belegt werden sollten; aber vorzüglich war es mir während der Belagerung zuwider, wenn ich diejenigen, von denen die Vertheidigung der Festung abhieng, so hart behandeln sah. Dies lag indessen in dem ganzen System der preußischen Disciplin, und der Chef, der diese Strafe verordnete, war übrigens an und für sich keinesweges hart und ungerecht.

Um 9 Uhr bemerkte man Feinde in der Klostermühle, ohngefähr 900 Schritt von der Stadt entfernt, und warf Granaten dahin, um sie in Brand zu stecken; aber umsonst. Eben so vergeblich versuchte man das Wirthshaus, die blaue Flasche genannt, anzuzünden. Ueberhaupt scheint es mit groben Geschütz sehr schwer zu seyn, einen gewissen Punkt zu treffen. Ich bin mehreremale Zeuge gewesen, daß man nach einem Hause oder nach einer Batterie zehn Schüsse gethan hat, ohne daß die Kugel ein einziges mal traf. Besonders schwer ist es, ein Haus mit einem Bogenschuß, wie Granaten und Bomben ihn fordern, zu treffen.

Das Schießhaus hatte man ebenfalls mehreremal anzuzünden versucht; allein es stand noch immer, nachdem auch alles Holz umher schon verbrannt war. Die Feuersbrünste haben ihren eignen Eigensinn, sie verzehren manches nicht, was ihnen sehr nahe liegt.

Um 11 Uhr kamen wieder zwei Officiere zum Parlementiren in die Festung. Unterdeß sie bei dem Gouverneur waren, fuhr man draußen fort, in den Batterien zu arbeiten, und ließ sich durch alles Winken von den Wällen nicht irre machen. Da dies gegen die Kriegsregeln ist, indem, wenn Parlementairs in der Festung sind, eo ipso ein Waffenstillstand entstehen muß, so wurde gleich herausgesandt, und nun unterblieb das Arbeiten. Die Parlementairs kamen übrigens auch heute ihrem Ziele wegen Uebergabe der Festung nicht näher.

Es war nun schon eine weit größere Zerstörung in der Stadt, wie bisher. In den Zimmern mehrerer Häuser waren Granaten zersprungen, und hatten eine große Verwüstung angerichtet. Eine drang durch eine Oeffnung in ein Souterrain ein, worin 24 Fabrikarbeiter versammelt waren, brannte und zersprang, aber mit so weniger Kraft, daß keiner von allen Anwesenden verwundet ward; nur einem Kinde waren die Haare versengt.

Man zeigte sich jetzt überall die Zerstörung von den Kugeln und Granaten, und war schon etwas daran gewöhnt. Denn man gewöhnt sich an alles, selbst an das Pfeifen der Kugeln, an Feuersbrünste, an Gefahr. Man lernt den Krieg wie jede andre Kunst: durch Uebung. Unsere Bürger waren nun schon beherzter geworden, und unsere Soldaten, besonders die Artilleristen, wußten sich nun schon ganz anders zu nehmen, wie anfangs. Schon den zweiten Tag der Belagerung hatten sie weit besser geschossen, als den ersten. Denn der Krieg will durchaus gelernt seyn, und ich bin überzeugt, daß Muth und Tapferkeit weit eher eine Kunst oder Wissenschaft ist, die aus Uebung entspringt, als eine angebohrne Eigenschaft. Wer das erstemal Kugeln um sich pfeifen hört, geräth in Furcht, und dies ist der menschlichen Natur gemäß. Nur öftere Erfahrung kann die Furcht vertreiben.

Wir Menschen leben ja überhaupt in einer Schlacht, in einer ewigen Schlacht, wo der Tod rings um uns her Menschen abwürgt, ohne daß wir selber vor dem Abwür-

gen sicher sind, und wir haben uns dennoch daran gewöhnt. Sollte man sich nicht an eine wirkliche Kriegesschlacht gewöhnen können, wo der Tod die Menschen nur etwas dichter hinwegrafft!

Die Sterblichen lernen sehr viel, und haben schon viel lernen müssen. Wenn gar kein Tod in der Welt gewesen wäre, und er käme plötzlich, es würde plötzlich jedem die Wahrheit gepredigt, daß er in jedem Augenblick am Tage und in der Nacht sterben könnte, würden die sterblich gewordenen nicht in der ersten Zeit außer sich vor Furcht und Schrecken seyn? Und wir haben uns dennoch trefflich an diese Lage der Dinge gewöhnt.

So gewöhnt man sich auch an Schlachten und Gefahr im Kriege. Aber Muth und Tapferkeit sind noch lange nicht hinreichend zu einem guten Soldaten; er muß auch die Vortheile, die Kunstgriffe, kurz die Praxis des Krieges kennen, und die kann er ebenfalls nur im Kriege lernen. Es ist daher etwas sehr gewagtes, wenn eine Friedensarmee mit krieggeübten Truppen einen Kampf beginnen will. Caeteris paribus verliehrt sie gewiß.

Eine Armee, die ihre Künste nur bei Revüen und Manövers gelernt hat, verhält sich zu einer krieggewohnten Armee, wie einer, der die reine Mathematik an der Tafel studirt hat, zu einem wirklichen Feldmesser. Wenn jener, der die ganze Theorie und alle Lehrsätze weiß, zum erstenmal die Geometrie üben will, so findet er tausend Dinge im Felde, die auf der Tafel nicht waren, die ihn

gänzlich konfus machen, und seine Operation verhindern. Ein geübter Feldmesser wird diese Schwierigkeiten überwinden, ein ungeübter wird darin stecken bleiben.

Ein solcher Zögling der reinen Mathematik war die preußische Armee, und sie würde wahrscheinlich eine andere Armee, die mit ihr in gleicher Lage war, überwunden haben; aber sie wagte sich an die seit so vielen Jahren Krieg und Sieg gewohnte französische Armee, wagte sich mit so vieler Zuversicht, so vielem Glauben an eigne Unfehlbarkeit an dieselbe, daß fast gar keine Maaßregeln im Fall eines unglücklichen Ausganges getroffen waren. Diese fast ungläubliche Sorglosigkeit läßt sich nur dann erklären, wenn man die Reden eines preußischen Generals erwägt, der seine Truppen bei einer Stadt übte, und als die Uebung zu seiner Zufriedenheit ausfiel, rief: o wenn wir so manövriren, so schlagen wir die Franzosen mit zwei Bataillon's!

Die Lection, welche man bekommen hat, wird eine andere Sprache einführen, aber es ist zu spät. Der militärische Irrthum hat den Ruin eines ganzen Staats nach sich gezogen, und seine Unterthanen in eine so unglückliche und kritische Lage durch die bange Ungewißheit, in welcher sie schweben, gebracht, daß sich alles Geschehene nie wieder ausgleichen läßt. Schützen diese kriegdurstenden Generale jetzt die armen Unterthanen, über welche sie das Ungewitter des Krieges gesammelt haben, vor dessen Ausbrüchen? Wenden sie das Elend ab, das aus dem Ernäh-

ren fremder Truppen, aus den Requisitionen, den Durchmärschen, den Plünderungen, den Contributionen, den Bombardements der Festungen, das aus vielen unvermeidlichen Mißhandlungen der wehrlosen Unterthanen entsteht? Nein! Sie sind vom Schauplatz verschwunden. Sie würkten nur, um das Elend herbeizuführen. Jetzt würken sie nicht mehr. Aber sie leben, sie befinden sich wohl. Warlich, man kann von ihnen sagen, daß sie unsterblich sind!

Wer über die letzten Begebenheiten schreibt, der muß, wenn er auch den sanftesten und nachsichtigsten Charakter hat, unaufhörlich über seine Feder wachen, daß sie ihn nicht zu den bittersten Ausfällen hinreißt, denn die arroganze, alles niederschlagende Zuversicht des Militärs war zu groß; kannte keine Grenzen.

Es gab Menschen, die vor der Schlacht bei Auerstädt und Jena, eine bescheidne, furchtsame Sprache führten, die einen Frieden, wenn auch nicht in Königsberg, Memel, oder gar St. Petersburg, doch in Berlin, voraussahen; aber wer hätte es wagen dürfen, diese Sprache vor jenen Generalen hören zu lassen! Er wäre warlich ihren Mißhandlungen in Worten, vielleicht selbst in Thätlichkeiten, nicht entgangen.

Es scheint, als hätten die preußischen Officiere eine gewisse Arroganz, wodurch viele im Frieden so drückend für

den Civilstand wurden, *) auch auf den Krieg ausdehnen wollen, und damit auszureichen geglaubt. Aber es ist eine ganz andere Sache, einen wehrlosen Civilisten vor sich zu haben, den man niederstoßen kann, wenns einmal beliebt, oder aber einen geübten Krieger, den gleiche Rechte schützen, der gleiche Waffen führt. Der unsichtbare, halb allmächtige Nimbus von Pointd'honneur, womit sich jene Arroganten im Frieden gegen den wehrlosen Bürger umgeben, verläßt sie im Kriege, und sie ergreifen schimpflich die Flucht, oder die Gefangenschaft!

Es gab in dem militärischen Pointd'honneursystem etwas Erschreckliches, wovor dem denkenden Menschenfreunde die Haare zu Berge stehen mußten. Der Civilist durfte immerhin von dem Officier geschlagen werden, aber wenn er seinen Gegner niederschlug, so konnte dieser nur den Schimpf mit dem Blute des Civilisten abwaschen. Es ist unglaublich, aber es ist wahr; es gehörte für das Kaiserthum Fez Marokko, aber man fand es in dem aufgeklärtesten Königreiche von Europa. Waren die Hände des Civilisten infam? War sein Blut minder kostbar, als das Blut des Officiers?

Diese Greuel wurden geduldet, weil man glaubte, daß dies superfeine bis zur Thorheit hinaufgeschraubte Ehr-

*) Ich setze mit Bedacht viele; denn daß es Ausnahmen giebt, daß auch viele zu vernünftig sind, um im Stolziren, Bramarbasiren und Beleidigen etwas zu suchen, davon kann ich selbst eine Menge Zeugnisse aufführen.

ſyſtem im Kriege Wunder thun würde. Dies hat ſich nicht beſtätigt. Die Beſiegung des Feindes geht aus etwas ganz anderm hervor; ſie braucht nicht mit dem Blute und mit der Schmach des Civiliſten bezahlt zu werden. Das wahre Ehrgefühl ſetzt ſeinen Ruhm in Gerechtigkeit und Billigkeit gegen ſeine Nebenmenſchen, ſie mögen vornehm oder gering, adelich oder bürgerlich ſeyn. Weg mit jenem erbärmlichen Point d'honneur! Wir bedürfen keiner bramarbaſirenden Studentenhelden.

Es werden ſich manche Menſchen gegen dieſe Bemerkungen erheben, beſonders diejenigen, die in einen in die Queer geſetzten Hut, in einen drohenden Gang, in Brüskiren anderer, und in ähnliche Schwachheiten, etwas ſetzen, aber Männer, die richtig denken und empfinden, werden mit ihren Beifall nicht verſagen, und jene Wahrheiten werden auch von andern Schriftſtellern ſo oft geſagt werden, bis man endlich daran glaubt.

Genug von dieſem Gegenſtand! Ich kehre zum 15ten November zurück.

Nachmittags geſchahen einzelne Schüſſe auf die Batterien der Belagerer; aber hier bemerkte ich wieder, wie ſchwer es ſei, dieſelben zu treffen. Von dieſer Seite haben die Belagerer einen großen Vorzug. Von ihren Schüſſen geht faſt kein einziger verlohren, denn ſie haben eine große Scheibe vor ſich. Eine Batterie hingegen, die nach optiſchen Regeln dem Auge in der Entfernung vielleicht nur in der Größe eines Fingers erſcheint, erfordert beim Rich-

ten der Kanonen eine sehr genaue Directionslinie. Doch wurde heute in meiner Gegenwart von der Sebastiansbastei eine Batterie sechsmal hinter einander getroffen. Dies hatte die Würkung, daß die Menschen, die sich darin befanden, sich daraus flüchteten, und eilend davon liefen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß das Haus, in welchem ich wohnte, wegen seiner bequemen Lage am Thor zu einem Aufenthaltsort der Reserve, und überhaupt zu einer Wache bestimmt war. Ich sah mich also Tag und Nacht mit Soldaten umgeben, und wenn ich des Abends zu Hause kam, fand ich die Vorsäle und Treppen ganz mit schlafenden und wachenden Kriegern bedeckt, die in einer leichten Kleidung auf platter Erde lagen. Dieser Anblick erschütterte mich oft tief, denn es waren ja die Hauptpersonen in der Stadt, die hier so erbärmlich umherlagen; sie waren es ja, die unsere Festung vertheidigten, und ohne welche die Belagerer in jeder Stunde freien Zugang gehabt hätten.

Sonntag, den 16. November.

Die gewöhnliche Morgenkanonade begann um $4\frac{1}{2}$ Uhr. In 5 Minuten ohngefähr hörte ich 15 bis 20 Kugeln vor meiner Wohnung vorübersausen. Nicht lange nachher brach Feuer auf der preußischen Gasse aus, wahrscheinlich durch eine zersprungene Granate veranlaßt. Ich eilte auf die Straße und bemerkte eine sehr fürchterliche Szene. Die Dunkelheit, das Leuchten des Feuers durch die Nacht, der Donner der Kanonen, das Einschlagen der Kugeln und

Granaten, das klägliche Geschrei: Feuer, Feuer! machte einen so schauderhaften Eindruck, daß ich mich etwas ähnlichen nicht zu erinnern vermag. Denn wenn die Stille der Nacht nur durch solche Töne des Schreckens unterbrochen wird, so muß sie wohl eine furchtbare Gestalt annehmen.

Das Feuer auf der preußischen Gasse war noch in seiner vollen Wuth, als eine Scheune des Kommandanten, welche dich am Wall stand, und mit Stroh angefüllt war, zu brennen begann, und unter einer erschrecklichen Gluth gänzlich danieder brannte. Ueberhaupt entstand am heutigen Morgen an vielen Orten Feuer; aber die Hausbesitzer waren nun schon so klug und muthig geworden, daß sie hineilten, wenn eine Granate in ihrem Hause gesprungen war, und das entstehende Feuer wieder löschten, ehe es völlig zum Ausbruch kam.

Bei Anbruch des Tages schwieg das feindliche Feuer, aber das unsrige dauerte fort. Besonders spielte ein 24 Pfünder und ein Mörser auf der Friedrichsbastei gegen meinem Fenster über. Die Würkung dieses Geschützes war so groß, daß das Haus in seiner Grundfeste erschütterte, die Thüren zusammenschlugen, und die Fensterflügel aufsprangen. Auch war die Batterie, worauf das Geschütz spielte, zerschossen, wie ich nachher am Hauptwall bemerkte.

In der Stadt waren nun auch wenige Häuser nur noch unbeschädigt. Manche Hausbesitzer bezahlten jemanden

sehr theuer, um auf ihren Boden während der Kanonade zu bleiben, und das etwa entstehende Feuer zu löschen, unterdeß sie selber ihre Sicherheit im Keller suchten. Kann man hier aber Sicherheit finden, oder bringt nicht vielmehr diese Sicherheit in andern Rücksichten Gefahr? Die Kugeln wurden hier vermieden, aber die Kellerluft war in meinen Augen etwas schlimmeres. Man nannte mich hie und da tollkühn, weil ich während der ganzen Belagerung fortfuhr, im zweiten Stockwerk zu schlafen, und zwar in einem dem Anschein nach so exponirten Hause. Aber ich möchte diesen Namen nicht verdienen, und glaube nicht, daß ich ihn verdiene. Ich hatte die Gefahr berechnet, und konnte mich dabei beruhigen. Gegen Südwest war ich durch das Jesuitercollegium geschützt, gegen Osten durch die Sternschanze, gegen Norden und Westen aber durch die Masse der Stadt. Kugeln konnten mich nur von der Südseite der Stadt, von der Lohmühle her, treffen, und hier entdeckte ich noch keine Batterien, die ich aus meinem Fenster hätte wahrnehmen müssen. Eine Granate hingegen konnte mir nur gefährlich werden, wenn sie von der Nordseite der Stadt, wo die Batterien sehr entfernt von mir waren, durch das Fenster in mein Zimmer kam. Dies konnte einer wahrscheinlichen Berechnung nach nur höchst selten geschehen; mit Bomben aber wurden wir noch nicht beschossen. Kurz, ich fürchtete die Kellerluft mehr, als das Geschütz, und es war nicht Kühnheit, sondern Berechnung, wenn ich nicht unter der Erde schlief.

Um uns vor dem häufigen Beschießen zu sichern, wäre wieder nichts heilsamer gewesen, als ein Ausfall. Bei den gemeinen Soldaten durfte man davon reden, und sie waren meistens mit Freuden bereit dazu; aber es gab Officiere, welche tausend Einwendungen dagegen hatten. Einst wurde ich, als ich von einem Ausfall redete, von einem derselben sehr angefahren, und er sagte zornig: diejenigen, die so redeten, und müßig auf dem Wall herumgingen, möchten doch hingehen, und einen Ausfall machen.

Gründlich und weise war diese Antwort nicht, höflich auch nicht, aber sie hatte doch etwas an sich, wodurch man zum Schweigen gebracht wurde. Kurz, ich verstummte, und habe mit diesem bescheidenen Officier nie wieder von einem Ausfall gesprochen.

Trotz seiner gründlichen Widerlegung indessen, trotz dem übrigen, ewigen Refrain gegen den Ausfall, daß man keine Kavallerie habe, und sich auf die Besatzung nicht verlassen könne, hätte sich doch vielleicht ein Plan dazu machen lassen.

Es mußten mindestens 1000 sichere Landeskinder in der Stadt seyn; 500 von diesen waren zu einem Ausfall genug, und es blieben dann noch 2500 Mann in der Festung. Diese 500 Mann konnten den Feind nicht in seiner Stärke angreifen, aber konnten sie nicht die Vedetten gefangen nehmen, konnten sie nicht auf die Batterien losgehen, und sie demoliren, konnten sie nicht, wenn die

Bela-

Belagerer mit einem übermächtigen Corps herbeieilten, sich unter die Kanonen der Festung zurückziehen, und wenn der Feind sie verfolgte, ihn auf einen Punkt hinlocken, wo die Kanonen der Wälle ihn von allen Seiten trafen? Diesen Punkt hätte der Chef der Artillerie bestimmen müssen.

Ich vermag nichts Ungereimtes, nichts Unmögliches, nichts Gefährliches in einem solchen Plan zu finden. Denn wozu alle Soldaten, wenn sie im Augenblick der Noth nicht zu gebrauchen sind? Hier hat das bisher bestandene militärische System solche traurige, und allgemein schädliche Widersprüche, daß sie das menschliche Herz empören müssen. Man macht viele tausend Menschen den größten Theil ihrer Lebenszeit hindurch unglücklich, um sie — nicht gebrauchen zu können.

Indessen genossen doch unsere Soldaten heute das kleine Glück, (es war Sonntag) daß jeder von ihnen ½ Mäsel Erbsen, und ½ Pfund Rindfleisch bekam; ja es hieß, daß dies nun alle Tage so fortgehen würde. Welch eine glänzende Belohnung für die Vertheidiger der Stadt! Aber man glaube ja nicht, daß sie ihnen zu Theil ward; nur dann und wann ward ihnen etwas von Lebensmitteln ausgetheilt, denn wie hätte man alle Tage diese Großmuth üben können!

Unser Holz hatte das Feuer gefressen, und es hatte ganz den Anschein, als wenn unsern Vorrath von Butter,

Speck, Erbsen, Graupen, Linsen u. s. w. der Feind essen würde. Traurige Sparsamkeit!

Uebrigens hatte uns jetzt der Feind die Wasserröhren abgeschnitten, und die kleinen Pumpen hörten auf zu laufen; aber die Oder konnte er uns nicht abschneiden, und wir brauchten nicht besorgt zu seyn, vor Durst zu sterben.

Beschluß der Geschichte der Blokade bis zur Uebergabe.

Von hier an, dem 17ten November, bis zum Tage der Kapitulation, dem 2ten December, läuft die Geschichte des Angriff's und der Vertheidigung, des ungewissen Schwebens der Gemüther zwischen Furcht und Hoffnung, der Divergenz in den politischen Meinungen, Ansichten, Wünschen, Aeußerungen ꝛc. meist, ohne erhebliche Unterbrechung, in eben dem trocknen, einförmigen Gleise fort, wie die frühern Detail's dies alles bereits umständlich und wiederholt genug vor die Augen gelegt haben. Im Gange des Ganzen gleicht forthin ein Tag dem andern, eine Nacht der andern. — Nur der Tage und Zeiten, welche etwas Besonderes, etwas Ausgezeichnetes mit sich brachten und dadurch einigermaßen bleibendes, historisches Interesse erhielten, kann füglich hier nur noch — will man sonst nicht der Geduld des Lesers Gewalt anthun — gedacht werden. — Und so

mache dann in der Reihe der merkwürdigen Auftritte so, gleich

der 1ste November

den Anfang! Denn ist auch gleich, an und für sich betrachtet, an diesem Tage nichts Großes und ausgezeichnet Preißwürdiges vorgefallen; so ist es doch, bei der Individualität einer nicht mit besonderer Energie ausgerüsteten, mehr zaudernden, als handelnden Besatzung, wenigstens nennenswerth, daß sie heute, Nachmittags 3 Uhr, einen kleinen, und noch dazu glücklichen Ausfall wagte. — Vier Artilleristen wurden mit Pechkränzen, unter Bedeckung von 45 Freiwilligen, hinausgeschickt, um einem Häuflein Bayern, die auf der nahgelegenen Grandmühle sich geborgen glaubten, und von dort aus durch häufiges Schießen, besonders die Besatzung der Sternschanze, beunruhigten, das muthwillige Handwerk nachdrücklich zu legen. Die Mühle ward umzingelt. — Der Angriff war lebhaft und muthvoll und der Sieg auf Seiten der Preußen bald entschieden. Und das Resultat desselben? — Was anders, als einige Todte auf beiden Seiten; außerdem aber 22 Mann Gefangene nebst einem Subalternofficier, die alsbald wie im Triumph durch die gedrängten Reihen staunender Zuschauer mitgebracht wurden. Der Officier indeß erhielt schon wieder am folgenden Tage seine Freiheit. —

Den 24ten November.

Unstreitig merkwürdig ist dieser Tag in den Annalen des preußischen Patriotismus; denn die Herren von Ro-

272985B

chow und von Stasch, Ersterer Kreisdeputirter auf Kleinlauer, Letzterer aber Landschaftsdirector, Baron, und Gutsbesitzer von Gleimig und Gustau, eilten, gegen Abend, versteht sich mit freundlicher Genehmigung des Belagerungscorps, in die Stadt, um, wie sie sagten, gerührt von den Bedrängnissen des Landmanns (der Gutsbesitzer?) und angetrieben von edlem Eifer für des Landes Wohlfahrt, das Gouverment und die Kommandantur durch Vorstellungen und Bitten zur Uebergabe der Festung zu bewegen! Ihre patriotischen Bitten sind in Erfüllung gegangen — mögen sie nun auch vor allen der geretteten Landeswohlfahrth recht froh werden! — — — — Traurig aber ist derselbe Tag für die Spezialgeschichte der Stadt: ein Knabe, das Kind eines Unterofficier's, ward, auf der Straße, von einer Kugel tödtlich getroffen, und gab bald nachher seinen Geist auf. Ein gleicher Fall betraf späterhin eine Dienstmagd. — Dies ist dann aber auch alles, was eine ungünstige Laune des Schicksals als wirklich schmerzlich und betrübt über den friedlichen Civilstand verhieng. —

Den 27ten November.

Gleich der Morgen brachte die traurige Nachricht, daß in der Nacht 100 Mann des Bataillons von Zastrow desertirt seyen. Man wollte indeß wissen, daß nur ein geringerer Theil aus freiem Entschlusse zu diesem schändlichen Komplotte sich verstanden habe; indem nämlich der größere, bloß durch die Vorspiegelung, als solle ein Aus-

Fall gemacht werden, irre geleitet, mit fortgegangen sei. — Doch 100 Mäntel und 100 Pfund Fleisch aus den reichen Magazinen hätten sie vielleicht sicherer, als selbst Pflicht und Ehre, und jede andere Rücksicht zurückgehalten. — —

Den 1. December.

Der Feind hatte nun Verstärkung an Mannschaft und Geschütz bekommen, und mit Anbruch dieses Tages begann daher eine der lebhaftesten Kanonaden. Viele Granaden, und selbst auch Bomben kamen in die Stadt, und richteten, wie es nicht wohl anders seyn kann, bald hier, bald dort, einigen Schaden an. Beinah kein Fenster blieb ganz. — Kaum ließ das Schießen etwas nach, als auch schon wieder die Verhandlungen der Parlementairs, die beinah keinen Tag ausgesetzt wurden, neuen, und wie es heut schien, den lebhaftesten Fortgang gewannen. Schon dies; später aber der gemessendste Befehl an die Garnison, bei Spießruthenstrafe, alles fernere Schießen einzustellen, verbreitete beim Civil, wie beim Militair, die ängstlichste Spannung, und gab der nun immer mehr in Umlauf kommenden Vermuthung, daß wohl an die Kapitulation und Uebergabe der Festung mit Ernst gedacht werden möchte, den stärksten Vorschub. Und leider! bedurft' es auch nur des Anbruch's eines neuen Tag's,

des 2. December's,

um für dies alles die traurige Bestätigung zu erhalten. „Die Festung hat kapitulirt" so lief die Trauerbothschaft

von Munde zu Munde. — Die Bestürzung war allgemein und gerecht; denn Niemand wußte das Räthsel dieser sonderbar plötzlichen Katastrophe mit Bestimmtheit und genügend zu lösen. — Die Garnison insbesondere schien dem wildesten Schmerze; ja der Verzweiflung selbst hingegeben. — Tumultarisch schwärmte sie, wie eine zügellose Horde, Abends und den größten Theil der Nacht auf der Straße umher, und häufte Excesse auf Excesse. —

Der 3te December

brach nun an — und eine allgemeine stumme Trauer lag auf dem sonst so fröhlichen Städtchen. — Der frühe Morgen schon versammelte das Militair auf dem Markte; aber auch da gab es keine Ordnung, keine Regel mehr. Der noch vor kurzem so überaus knapp und kurz gehaltne Zügel der Subordination war mit Eins zerrissen, und wie ein Strom, wenn er plötzlich aus langgewohntem, engem Ufer gewaltsam bricht, alles in wildem Strudel mit sich fortreißt: also wogten nun auch die wilden, feindlich losgelassenen Kräfte verderblich und eccentrisch durch einander. — Hier zerschlug ein Soldat in unbesonnenem Uebermuthe seine Waffen; dort feuerte ein Anderer, dicht unter den Augen seines Chef's, keck und kühn sein Gewehr ab — dort wieder nahm ein Dritter seinen Officier in's Gebet und hielt ihm ein langes Sündenregister zur Abrechnung, Buß und Besserung, vor — hier — doch wer schildert jede einzelne Scene, wo, wollte man alles erschöpfen, tausende zu schildern wären! — Genug, die stür-

mische Fluth bekam endlich ihren Abfluß! — Bataillons-weise zieht die Garnison durch's Breslauer Thor und streckt auf dem Glacis das Gewehr — die siegenden Belagerer eilen in die Stadt, an ihrer Spitze General Vandamme! — — — Dies wäre denn also die vollendete Geschichte einer in den neuesten Annalen Glogau's Epoche machenden; mehr oder weniger aber auch auf das allgemeine Schicksal der preußischen Monarchie einwirkenden Begebenheit, — und die Hauptfrage, die sich jedem wohlgesinnten Preußen, ja jedem redlichen Deutschen, wenn er diese Geschichte gelesen, mit feurigem Interesse zum Herzen drängt, und die ihm erlaubt ist, eben weil er gut preußisch und ein Patriot ist, dürfte nun unstreitig die seyn:

> entsprach der Generallieutenant von Reinhardt, als Gouverneur und oberster Befehlshaber der Festung, dem Vertrauen, welches des Königs Majestät in ihn gesetzt hatte; erfüllte er die Pflichten, die ihm in dieser Qualität oblagen, treu, redlich nach ihrem ganzen Umfange?

Es kann hier nur Ort und Zeit seyn, diese Frage aufzuwerfen; nicht aber, sie zu beantworten: entfernte Layenansichten gnügen dazu nicht; nur das Auge, der in das kleinste Detail eindringende Scharfblick des Kunstgeweihten, erfahrnen Militair's kann darüber ein competentes Urtheil aussprechen — nur der Gouverneur selbst soll es aussprechen. — Soll es aussprechen? — Nicht anders;

denn über eine öffentliche Angelegenheit kann auch nur, nach der richtigern Idee, die Rechenschaft dessen, der diese Angelegenheit führte und leitete, öffentlich seyn — er ist also diese Rechenschaft dem Publikum schuldig — noch mehr aber dem Stande, dem er angehört und am allermeisten endlich seiner eignen Ehre. Denn — warum sollt' es verschwiegen bleiben? — — die öffentliche Meinung ist ihm nicht günstig, ist wenigstens über sein Verhalten in Zweifel und Ungewißheit. — Die Ehre des Militair's gleicht ja aber der Sensitive, die schon von der fernsten Berührung im Innersten erzittert und — nicht ohne Nutzanwendung auf jene — auch unter der charakteristischen Benennung: Noli me tangere bekannt genug ist, — Und so mögen denn, um dem Herrn General das Geschäft zu erleichtern, hier zum Schlusse, jedoch nur kürzlich, die Hauptfragen stehen, die das Publikum mit stets erneueten, bedenklichen Zweifeln sich aufwirft:

1) Traten wirklich auf einmal so dringend bestürmende Motiven ein, daß die Festung, nachdem sie sich nahe an die 4 Wochen gehalten, und die äußern Umstände, dem Anschein nach, keine auffallende, bedeutende Veränderung erfahren hatten, dem Feinde so plötzlich übergeben werden mußte?

Diese Frage ist um so wichtiger, und im Munde des schlesischen Patrioten um so verzeihlicher, als die Festung Glogau von der Seite, wo der Feind kam, den Schlüssel

für ganz Schlesien abgab; bei längerer Weile, Succurs von Seiten der breslauischen Besatzung oder des plessischen Corps mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten stand; die Stadt selbst bis zur Uebergabe noch keiner bedeutenden Gefahr, keinen großen, folgereichen, tragischen Auftritten ausgesetzt gewesen, und der Muth der Bürger und des Militairs, mit Ausnahme weniger Verzagten, nur für den Augenblick lebender Seelen, ungeschwächt und fröhlich war, wie in den Tagen des ersten Beginnens. Man hat vorgegeben; Holzmangel habe zur Uebergabe bestimmt; allein das erscheint wahrhaft nicht anders, als die frostige Dichtung eines noch frostigern Herzens! — —

2) Warum wurden die Magazine, mit Provision aller Art angefüllt; warum eben so der ganze, reiche Pulvervorrath dem Feinde, gleichsam mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, überliefert und conservirt: indeß, während der Blokade, in der rauhesten, ungestümsten Jahrszeit, der, unter schwerem Dienstjoche seufzenden, Garnison kaum die nothdürftigste Bedeckung — hie und da einmal ein alter Mantel, oft nur eine Pferdedecke! — kaum die armseligste Verpflegung gereicht ward?

Dies sind um so auffallendere Erscheinungen, als, wie schon Seite 25 des ersten Hefts angeführt worden, der General von d. Marwitz zu Besorgung der Lebensmittel 10,000 Thaler erhielt; außerdem aber auch noch vor dem

Anfange der glogauischen Drangsale eine nicht ganz unbedeutende, patriotische Beisteuer zur bessern Winterbekleidung des Militairs zusamm-ngebracht worden war. Wo blieb diese Beisteuer — wem gereichte sie zum Nutzen? — —

3) Warum wurde die Kapitulationnicht bekannt gemacht?

Die Feind waren da, ehe der ruhige Bürger es sich versah, und womit hatte er, der, während der ganzen Blokade, vernünftige Mäßigung und ruhig ausdauernden Sinn erwiesen, der am Gemein-Wohl und Wehe den nächsten, gefühltesten Antheil genommen hatte, es verdient, daß man ihn, allem sonstigen Kriegsbrauch, und der Natur der Sache, die eine öffentliche ist, zuwider, über sein Hauptinteresse, über die Entscheidung seines eigenen und der Stadt Schicksal so ganz im Dunkel ließ? — — Möge es all' denen, die bei Direction der Festungsvertheidigung thätig interessirten, bald und leicht gelingen, alle diese Bedenklichkeiten zu ihrer Ehre, und des Publikums Befriedigung zu lösen; möge insbesondere dem allgemein verehrten Herrn Major von Putlitz es einst, bei ruhiger Muse, gefällig seyn, seine so überaus entscheidende Stimme in dieser Angelegenheit öffentlich abzugeben! — Gewiß, keine Freude wird über den Sieg der Wahrheit und der gerechten Sache größer seyn, als die des preußischen Patrioten und deutschen Biedermann's! — —

Ueber die Bildung eines Staats mit Hinsicht auf das politische System Preußens und Folgen desselben.

Um über die neueren politischen Verhältnisse Europas gründlich zu urtheilen, wollen wir zuvor Betrachtungen anstellen, auf welchem Standpunkte der Staat gegenwärtig stehe, und welches der Geist dieses Instituts eigentlich sei. So wie die Menschen Brandkassen etablirten, sagt Schlözer, kamen sie auch auf die Idee Staaten einzurichten. Mögen gleich die Stifter derselben den Zweck, welcher durch diese Einrichtung befördert werden sollte, sich nicht deutlich gedacht haben, so mußten sie dennoch wider Wissen und Wollen dadurch einen großen Zweck der Menschheit erreichen helfen. Es frägt sich nun, welches ist dieser Zweck?

Offenbar ist es kein anderer als der, durch den Staat die sonst nicht zu bewirkende Kultivirung der Menschheit zu erreichen. Der Staat gewährte nur die erste Bedingung zur Kultivirung der Menschheit: Sicherheit, bis er späterhin diesen Zweck auch auf andere Weise zu erreichen strebte.

Wenn Kultivirung der Menschheit der Zweck der menschlichen Gattung ist, so ist wahr, was Fichte*) sagt:

„Der absolute Staat in seiner Form ist eine künstliche Anstalt, alle individuellen Kräfte auf das Leben der Gattung zu richten, und in demselben zu verschmelzen."

Wir sehen klar, daß der Staat etwas anderes als die Zwecke der Individuen realisiren will. Daher der Widerstreit der individuellen Interessen gegen die Befehle des Staats, daher diese ewige Reibung, daher das Streben der Regierten den Befehlen des Regenten entgegen zu handeln. Wir werden den Grund dieser Erscheinung begreifen, wenn wir bedenken, was Fichte ferner sagt:

„Der Zweck des isolirten Individuums ist eigener Genuß, und es gebraucht seine Kräfte als Mittel desselben: der Zweck der Gattung ist Kultur, und derselben Bedingung würdige Subsistenz."

Indem nun der Zweck des Staats ist: alle individuellen Kräfte auf das Leben der Gattung zu richten, so widerstreitet er dadurch dem Interesse des Individuums, denn im Staate soll jeder seine Kräfte gebrauchen, unmittelbar gar nicht für den eigenen Genuß, sondern für den Zweck der Gattung. Der Staat nimmt also die Individuen in Anspruch, zu Realisirung eines außer ihrem speciellen Interesse liegenden fremden Zwecks, und da kein Individuum

*) Siehe dessen Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.

gutwillig sein individuelles Leben der Gattung opfern will, so muß der Staat eine Zwangsanstalt werden.

Die erste Bedingung eines Staats und das erste wesentliche Merkmal des aufgestellten Begriffs von demselben ist dies: daß Freie sich dem Willen und der Aufsicht anderer unterwarfen. Sklaven können nicht in Staatsverbindungen treten. Der freie Mensch muß sich dem Willen anderer unterwerfen und ehe dies nicht geschah, konnte kein Staat entstehen.

In Rücksicht der Unterwerfung finden drei verschiedene Arten derselben statt und diese geben die drei verschiedenen Grundformen des Staats, welche Fichte aufgestellt hat.

1) Es sind nicht Alle Allen unterworfen, sondern die Unterwerfer haben einen Theil der Staatsglieder ihrem eigenen Zwecke unterworfen, wodurch die Staatsglieder in zwei Klassen, Herrscher und Beherrschte, zerfallen.

2) Alle sind Allen nur negativ unterworfen, das heißt, jedem ohne Ausnahme ist ein Zweck gesichert, in dessen Erreichung keiner ihn stören darf. Ein solcher durch die Verfassung gegen jeden gesicherter Zweck, heißt ein Recht. In dieser Form existirt Gleichheit des Rechts, aber nicht der Rechte; denn die den verschiedenen Individuen zugesicherten Zwecke (Rechte) können an Ausdehnung sehr verschieden seyn, und meistentheils wird der, als das Reich der Gesetze begann, vorhandene Be-

sitzstand, hierüber zum Maaßstabe angenommen werden.

3) Alle sind Allen positiv unterworfen. Alle Kräfte Aller sind denn für den Gesammtzweck in Beschlag genommen, es findet vollkommene Gleichheit der Rechte statt, das heißt, jedem Individuum ist ein gleicher Zweck zugesichert. Dies ist die vollkommenste Form des Staats. Es kann bei dieser Form wohl einen Unterschied der Stände, oder der bestimmten Zweige menschlicher Kraftanwendung, die einigen ausschließend überlassen sind, statt finden; aber es kann kein Stand geduldet werden, der nicht auf das Ganze berechnet und für dasselbe schlechthin nothwendig sei.

Fragen wir die Geschichte, so finden wir für jede der drei aufgezählten Formen ein Beispiel, in den meisten neuern europäischen Staaten aber keine rein, sondern mehrere derselben gemischt. — Griechenland und Rom hatten Freie und Sklaven. —

Der russische Magnat verkauft sein Grundstück nebst den darauf wohnenden Bauern als eine zu demselben gehörige Nutzung. Der russische Bauer darf sich in den mehresten Gegenden dieses ungeheuern Reichs keine eigenen Zwecke setzen, er ist dem Willen seines Herrn unbedingt unterworfen. Hat er eine Summe Geldes erworben, so fordert der Gutsherr nach Gefallen das Ganze

ze, oder die Hälfte seines Verdienstes als Kopfgeld. So ist noch der größte Theil der Bauern in vielen deutschen und slavischen Ländern Europas an die Schelle geheftet, und man hat nur den milderen Nahmen der Erbunterthänigkeit erfunden, um diese persönliche Sclaverei zu bezeichnen. Nur der Gutsherr ist bei diesen Verhältnissen des Bauernstandes dem Staat unmittelbar unterworfen, und neben ihm hat der dritte Stand sich allmählig emporgehoben, welcher aber so wie er, nur dem Staate unmittelbar unterworfen ist.

Dagegen müssen wir bemerken, daß Europas Regierungen bemüht sind, den Unterwerfern, die ihnen speziel Unterworfenen, immer mehr zu entziehen, und sie zu gleichen Rechten mit dem Bürgerstande zu erheben, und daß sie dies zum Theil auch schon realisirt haben. Dahin gehören die Gesetze wegen Abkaufung der zu leistenden Dienste, Loskaufung von der Unterthänigkeit, und alle Verordnungen, welche die Bauern zu freien Grundeigenthümern zu machen streben.

Als Ueberbleibsel des Feudalwesens existirt in diesen Staaten noch ein Erbadel, welcher ganz andere Rechte genießt als der Bürger- und freie Bauernstand. Ihn finden wir in allen europäischen Staaten außer Frankreich, und es findet in denselben also Gleichheit des Rechts, aber nicht der Rechte statt. Der Adel- der Bürger- und Bauernstand, dürfen in den ihnen zugesicherten speciellen Zwecken, einander nicht stören; die Pflichten des

Bauernstandes gegen den Adel, das heißt, die Bedingungen der Unterwerfung zwischen dem Unterwerfer und den Unterworfenen strebt man zu fixiren, aber dennoch genießt der Adel des Vortheils, einen größeren Wirkungskreis zu haben, als die übrigen Stände. Ihm ist die Aufrechthaltung des Staats zur besondern Pflicht gemacht, indem man ihm theils die Leitung der Vertheidigungsanstalten desselben gegen äußere Feinde, theils die Verwaltung der wichtigsten Staatsgeschäfte im Innern desselben zugetheilt hat, und er bedeutende Auszeichnungen genießt.

Dem Bürger- oder dritten Stande sind die verschiedenen Zweige der verarbeitenden und vertheilenden Gewerbe zu seinem Wirkungskreise angewiesen, aus ihm werden die Lehrer der Nation genommen, und die untern Staatsämter besetzt. —

Der Bauernstand muß die verschiedenen rohen Produkte der Erde abgewinnen und in den europäischen Heeren den untern Maschinendienst verrichten. Wir sehen, wie verschieden die den einzelnen Ständen angewiesenen Wirkungskreise sind, aber in diesem Wirkungskreise darf keiner sie stören, dabei schützt sie der Staat, er arbeitet unaufhörlich hin auf Gleichheit des Rechts, und Fixirung der Verhältnisse, in welchen die Stände sich befinden.

Frankreich allein hat durch eine gewaltige Umwälzung aller seiner früheren Verhältnisse Gleichheit der Rechte aller Staatsglieder erkämpft. Kein Einzelner darf irgend jemanden in seinem Zwecke stören, alle sind dem Staate unmittelbar, keiner ist dem Zwecke Anderer unterworfen. Das Feudalwesen, welches den Lehnsmann dem Zwecke des Lehnsherrn unterwirft, liegt hier zertrümmert, und der Staat steht hier auf der dritten Stufe seiner Form. Durch diese Revolution ist Frankreich zu dem großen Uebergewichte in Europa gekommen. Der Staat hat, indem er sich der Kräfte aller Individuen zu seinen Zwecken bemächtigte, hier eine Stärke erlangt, welche allen übrigen europäischen Staaten fehlt, wo das Feudalwesen bewirkt, daß eine Menge von Kräften nur für einzelne Individuen und nicht für den Staat aufgewendet werden können. Das alte Gleichgewicht ist zerrüttet.

In so fern die Menschheit überhaupt Fortschritte machen soll, muß auch der Staat sich seiner Vollkommenheit nähern, und daß die französische Staatsverfassung sich der vollkommenen Staatsform mehr nähert, als die der übrigen Staaten Europas, leuchtet wohl jedem Unbefangenen ein.

Jeder Staat kämpft um seine Existenz, und er muß darnach streben, um die menschliche Gattung in die äußern Bedingungen zu setzen, in denen sie mit eigner

Freiheit sich zum getroffenen Nachbilde der Vernunft, welches der Zweck der Gattung ist, machen kann, und indem er auf Erreichung der Selbsterhaltung hinarbeitet, wird zugleich hierdurch der Zweck der Gattung erreicht.

Wir können also ruhig dem großen Weltschauspiel zusehen, das jetzt vor unsern spähenden Blicken sich entwickelt, indem es zu mehrerer Bestimmung des Rechts mithin am Ende zu größerem Glück führen muß.

Als die französische Revolution, (verursacht durch die schwankenden Systeme der letzten Herrscher und den fallenden Menschenwerth) begann, war England schon längst zur Universalherrschaft über das Meer gelangt, es war im Besitz der reichsten Kolonien, der bedeutendsten Flotte, der wichtigsten Fabriken, und des ausgebreitetsten Handels, den je eine Nation in der Welt geführt hatte. Ungern ließ es andern Nationen Theil nehmen am Welthandel, es beschränkte sie so viel als möglich, und alle Freundschaft und Feindschaft in seinen Verhältnissen gegen die übrige Welt, wurde durch die Handelsvortheile, welche es davon hoffte, regulirt.

Frankreich war Englands mächtigster Nebenbuhler im Seehandel gewesen. Der Krieg, den Oestreich, Preussen und die übrigen Staaten Europas gegen dasselbe begonnen, war also für England erwünscht; es erklärte

sogleich den Krieg, und Frankreich und seiner Alliirten Kolonien fielen größtentheils in die Hände Englands. Die Landmächte Europas fürchteten Frankreichs wachsende Gewalt, sie ergriffen jede Gelegenheit, dieses Uebergewicht zu zerstören. England findet seinen Vortheil in Frankreichs Schwäche zur See, es unterstützt daher alle Landmächte, um Frankreich zu bekriegen, damit es genöthigt sei, seine Macht auf den Continent zu richten, und dadurch außer Stand gesetzt werde, auf seine Seemacht, die Eroberung seiner Kolonien, und beim Mangel an Absatz, den Flor seiner Fabriken, seine Kräfte zu verwenden.

So zeigten sich allmählig die Folgen der französischen Revolution. Während Frankreich in seiner Staatsform so bedeutende Fortschritte machte, stand das übrige Europa still. —

Mit dem Tode Friedrichs verließ man in Preußen das System dieses großen Weisen. Man riß hie und da einen Theil des Staatsgebäudes ein, schwächte die Basis und legte kein neues solides Fundament. Man begriff nichts von den Verhältnissen der Menschheit; man unterdrückte in Holland eine Revolution, mit leichter Mühe zwar, indeß nach wenigen Jahren wurde vollführt, was damals Preußens Truppen hinderten. Die Kapitale, welche Friedrich in seinem Schatze angehäuft hatte,

um damit für das Wohl seines Landes zu wuchern, wurden verschwendet. Da von oben herab das Beispiel der Immoralität gegeben wurde, wollte man durch ein Religionsedikt! die Menschen zu gottesfürchtigen Unterthanen machen.

Am Ende des Jahres 1797. bestieg Friedrich Wilhelm der dritte den preußischen Thron. Man hört so oft keck über die Personen der Monarchen absprechen, aber wer könnte in diesem reinen tadellosen Herzen Flecken finden. Ich würde die Person des Königs gar nicht berührt haben, denn man vermuthet gewöhnlich vel ira vel studium; indeß von beiden ist Schreiber dieses entfernt, und berühren mußte er sie, weil von derselben in einer Monarchie der Geist des Ganzen abhängt. Welches war nun dieser Geist? Die strengste Rechtlichkeit, die keines Individuums wohl erworbene Rechte kränken will. Man hörte oft über dieses Princip spotten, aber man thue nur den ersten Schritt und verletze Rechte, wo findet sich denn der Punkt, bis zu welchem diese Verletzung politisch räthlich ist? Ist man also nicht an den Willen der Menschen verwiesen, ob sie das Bessere wollen, ob sie ein Recht, das dem Ganzen schadet, freiwillig aufopfern wollen? Aber es ist offenbar, daß, sobald wir nie Rechte verletzen, das heißt den vorhandenen bürgerlichen Zustand der Menschen nie ändern wollen, wir uns in unsern socialen

Verhältnissen nie höherer Vollkommenheit nähern könnten. Dies hat viele zu der Idee geführt, nur Gewalt müsse herrschen. Ja Energie herrsche, aber der Herrscher vergesse nie, daß er ein Glied der Menschheit, daß diese höher als der Staat ist. Konnte also mit dem Principe der Rechtlichkeit, als dem vorherrschenden nicht sehr wohl das Princip der Klugheit verbunden werden, konnte man nicht den großen Zweck der Menschheit im Auge behalten, und Rechtlichkeit mit Klugheit paaren? Aber welches Riesenwerk, diese Masse, die aller Fesseln entledigt, über die Begriffe von Pflicht und Recht verwirrt, nur dem eigenen Genusse lebte, wieder in die Schranken äußerer Sitte zurück zu führen, welche Hindernisse stemmten sich entgegen, wenn diese träge Masse zu großen Zwecken benutzt werden sollte!

Die Hauptstütze des preußischen Staats, das bedeutende Heer, war durch eine wenig unterbrochene 43jährige Ruhe ausgeartet, weil alle Uebung fehlte, die nur im Kriege zu erlangen ist. Dem Menschen ist sein Leben das liebste, der Krieger muß es willig opfern, womit ist ihm diese höchste Aufopferung zu ersetzen? Mit nichts, als mit der Ehre, welche die Mit- und Nachwelt dem Braven zollt! Denn eine Pfründe, ein Geschenk, sind zu geringe Aequivalente für das Wagen eines Lebens. Das Princip der Ehre, der Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen, muß den Krieger in das Schlachtgetümmel beglei-

ten. Aber hier sieht er um und neben sich den Bruder sinken, er erwartet den Tod in jedem Augenblick! Welche Stärke des Geistes, hier kaltblütig zu bleiben und das Gefühl für Ehre und Pflicht wach zu erhalten. Aber ist man mit der Gefahr bekannt, ist man einmal dem Schlachtgewühl entronnen, dann stählt sich der Muth, man sieht dem Tode dreist ins Gesicht und fürchtet nie mehr.

Am Ende des Jahres 1806. trat das preußische Heer in die Schranken, einen Feind herausfordernd, der 14 Jahre hindurch sich mit dem Tode vertraut gemacht hatte. Es verlohr die Schlachten bei Jena und Auerstädt. Der Verlust einer Schlacht ist nicht unersetzlich. Hätte man die Reste des Heeres konzentrirt, sich wieder gesetzt, der Verlust wäre nicht so gränzenlos gewesen. In der Tasche des gleich am Morgen blessirten Oberfeldherrn blieb der Schlachtplan; sein Adjudant der ein Officier der preußischen Armee war, ließ denselben dort stecken und fuhr mit dem blessirten Feldherrn davon. Er dachte nicht wie Lionel:

„Mylord fahrt wohl! Der Thränen schuld'gen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Loose schüttelt."

Auf eine beispiellose Art ergaben sich alle Festungen des Landes an der Weser, Elbe und Oder bis nach Schle-

sien hin in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen, und dies alles ohne vorhergegangene Belagerung, durch eine in Gemächlichkeit besprochene Kapitulation! Doch über diese Feigen und Treulosen ist bereits gerichtet. Nur in dem braven General Blücher lebte noch Friedrichs Geist, sein Häuflein unterlag erst, nachdem es ihm an Munition und Brod fehlte. —

Was hatten die Preußen nach den Begebenheiten bei Saalfeld und der Schlacht bei Jena zu thun, um den Kriegsschauplatz von der Oder zu entfernen.

Wenn unpartheiische Beobachter bei der Eröffnung des Feldzugs zwischen Frankreich und Preußen vor den Gefahren erzitterten, welche die letztere Macht bei einem so ungleichen Kampfe treffen konnten, so schien man sich doch bei der Ansicht beruhigen zu dürfen: der Feind werde, wenn er auch die erste Schlacht gewonnen, doch nicht viel weiter, als bis zur Elbe vordringen können, weil Dresden, Magdeburg, Ha-

meln und Erfurth seinem Siegeslaufe Einhalt thun müßten.

Waren vorgedachte Festungen in Vertheidigungsstand und mit geschickten patriotischen Kommandanten besetzt; erlitt die preußische Armee bei Auerstädt und Jena keine so empfindliche Niederlage; so konnte es in der That keinen besser geeigneten Kriegsschauplatz geben, den Feind an der Elbe bis zur Ankunft der Russen fest zu halten, denn es mußten von dem Feinde, um bis zur Oder vorzudringen, zwei Reihen Festungen über den Haufen geworfen werden. In der ersten Reihe Dresden und Erfurth, in der zweiten Hameln, Magdeburg, Spandau und Cüstrin, ehe es der Feind wagen konnte, an den Angriff einer Oderfestung zu denken.

Die Vorfälle an der Saale hatten aber auch selbst den Muthigsten die Besonnenheit genommen. Hätte der Herzog von Braunschweig die mißliche Lage der preußischen Armee gehörig gewürdigt; so würde er eingesehen haben, daß dieselbe im eigentlichen Sinne schon am 10ten Oktober strategetisch geschlagen war.

Er mußte am 11ten die Ufer der Saale verlassen; der rechte Flügel mußte eine Stellung bei Braunschweig nehmen, der linke Flügel mußte sich zwischen Dresden und Wittenberg aufstellen, und die combinirt-preußisch-sächsische Armee wurde demnach durch die Umstände zu derjenigen Stellung zurück geführt, welche sie der Natur der Dinge nach, vom Anfange an hätte nehmen sollen. In diesen Stellungen, durch Festungen, auf der Fronte und in den Flanken gedeckt, hielt sie sich defensiv bis Russen und Engländer zu Hülfe kamen.

Unter der Zeit, daß der Feind an der Saale, oder am Fuße des Harzes en échec gehalten wurde, konnte man Gelegenheit nehmen, 100,000 Mann Landmilitzen zu organisiren, und die ostpreußischen Regimenter an die Oder ziehn. Aus allen dritten Bataillons konnte eine respektive Reservearmee zur Vertheidigung Schlesiens am Bober zwischen Bunzlau und Sagan aufgestellt werden. Die Landmilitzen warf man in die Festungen. Auch konnten die Oderfestungen in Vertheidigungsstand gesetzt und mehrere auf eine Landwehr abzweckende Maaßregeln getroffen werden.

Nach der Schlacht bei Auerstädt und Jena, war die preußische Armee in einen traurigen Zustand gerathen; war in Trümmer zerfallen, weil die Generale ohne die Truppen zu sammeln einen Rückzug von 25 Meilen machen mußten, um Magdeburg eher, als der Feind zu erreichen.

Der Feind, welcher ebenfalls in Eilmärschen Magdeburg zu erreichen trachtete, hatte mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen, da er auf der Sehne marschirte. „Möglich war die Rettung," sagt der einsichtsvolle Verfasser der historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse des Feldzugs 1806. „wenn man nach einem, höchstens zwei Märschen die Armee wieder versammelte, und mit dem Wenigen, was man gesammelt hatte, sich den geraden Weg da bahnte, wo man Widerstand fand. Dazu gehörte weiter nichts als der Muth der Verzweiflung. Dieser Muth der Verzweiflung ist so gut ein Gegenstand des militärischen Kalküls, wie jede andere gegebene Größe; er war es allein, der den Feldherrn hier übrig blieb, und für außerordentliche Fälle gehören außerordentliche Entschlüsse. Die geringe Wahrscheinlichkeit des glück-

lichen Erfolgs ist ein unverständiger Einwurf; denn im Kriege kommt es nicht auf den absoluten, sondern auf den relativen Grad der Wahrscheinlichkeit an, und die kleinste Wahrscheinlichkeit ist immer besser als gar keine."

Ich bin ganz dieser Meinung. War es dem Feinde eine leichte Mühe, im Verfolge des Rückzuges zur Elbe und Oder, die Trenneurs aufzufangen, und die einzelnen Corps aufzureiben; so war es das einzige Mittel, in vereinigter Kraft demselben Widerstand zu leisten. Zwischen Einbeck und Goslar mußte die preußische Armee Halt machen; hier die Flüchtlinge aufnehmen, die, welche noch armirt waren, mußten sich an die Armee anschließen, und die, welche die Gewehre verlohren hatten, mußten sie in Hameln und Nienburg ersetzt bekommen.

Es bedurfte vielleicht einen Ruhestand von nur zwei Tagen und der größere Theil der Armee würde sich hier aillirt haben. Dann wurde der Rückzug über Hildesheim und Braunschweig bis hinter die Aller fortgesetzt. Bei Hameln wurde die Armee durch das l'Ecoqsche Corps verstärkt.

Aus Hameln und Nienburg wurde die Armee mit Munition versehen. Die Städte Bremen, Verden, Hoya und Münden mußten in möglicher Eile verschanzt werden. Dem Gouverneur von Magdeburg wurde befohlen, alle Flüchtlinge die Magdeburg passirten anzuhalten, zu armiren und Compagnien und Bataillone, wenn auch pêle mêle (bunt durcheinander, gemischt,) daraus zu formiren.

Man war auf diese Weise auf den Flanken durch zwei wichtige Festungen gedeckt. Umging der Feind die Quellen der Aller; so hatte man vielleicht Gelegenheit, über Braunschweig nach Magdeburg den Durchbruch zu forciren, und über Berlin wieder in Communication mit der Oder zu kommen. Vielleicht konnte auch ein getrenntes feindliches Armeecorps aufgerieben werden, nur mußten die Kräfte absolut zusammengehalten, und eine allgemeine Hauptschlacht vermieden werden. Setzte der Kaiser der Franzosen aber die holländische Armee gegen die Weser in Bewegung; so mußte die preußische Armee die Weser passiren, und die Holländer aufs Haupt schlagen, noch ehe sie zur Cooperation mit den Franzosen

gegen die Preußen wirken konnten. Auf jeden Fall wurde der Kriegsschauplatz hierdurch von Schlesien und der Mark abgezogen, welches dem König Zeit verschaffte, zur Vertheidigung seiner übrigen Provinzen die wirksamsten Maaßregeln zu treffen. Friedrich der Große war im Jahr 1760. an der Katzbach in einer eben so kritischen Lage, und gleichwohl half ihm seine Genialität glücklich aus diesem Labyrinthe.

Bekanntlich betrug die Stärke der preußischen Armee, als sie gegen die Oder marschirte, außer der 20,000 Mann starken Garnison von Magdeburg 44,000 Mann. An der Aller hätte sie sich um 12,000 Mann, durch das l'Ecoqsche und Bila'sche Corps verstärkt, und zu diesem wären noch die 8000 Mann dazu gestoßen, welche bei Erfurth gefangen durch den Lieutenant Helwig aber befreit worden waren. Vielleicht hätten sich auch noch eben so viele Verläufer dabei eingefunden.

Die preußische Armee konnte demnach an der Aller, exclusive der Magdeburger Garnison, leicht

bis zu einer Stärke von 72,000 Mann anwachsen, mit welcher wenigstens ein Prinz Ferdinand von Braunschweig verstanden haben würde, den Feind zwischen der Elbe und Weser, Jahre lang aufzuhalten. War diese Idee zu realisiren, so konnten die Provinzen jenseits der Elbe und Oder, wohl nicht kunstvoller und genialischer vertheidigt werden.

Auch ist die Wichtigkeit dieser Vertheidigung mehrerern hellen Köpfen der preußischen Armee nicht entgangen; als man aber den Fürsten von Hohenlohe darauf aufmerksam machen, antwortete er: „Ich sehe dieses vollkommen ein; allein der König hat den Marsch nach der Oder befohlen, und Gehorsam ist die erste Pflicht eines Soldaten.“ Aber als der König diesen Befehl gab, war die Lage der Armee noch nicht so verzweiflungsvoll, ungeachtet die Folgen klar am Tage lagen, wenn man nur die Art erwog, wie Napoleon seine Siege benutzt. Der Fürst von Hohenlohe mußte also von dem todten Buchstaben jenes Befehls abweichen, und lediglich dem Geiste der Umstände folgen. Er verwechselte dadurch

das Schicksal des Generals Macks, mit dem ehren und ruhmvollen Betragen des Erzherzogs Karls im vorhergehenden Feldzuge.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

THE
PUBLI
ASTOR,
TILDEN

Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe

über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe

seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Fünftes Heft.

Amsterdam und Cölln, 1807.

bei Peter Hammer.

THE
PUBLI
ASTOR,
TILDEN

Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe

über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe

seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Fünftes Heft.

Amsterdam und Cölln, 1807.

bei Peter Hammer.

Berichtigung.

Im 1sten Theile der vertrauten Briefe ꝛc. ist überall, wo von der Position der Preußen bey Jena und Auerstädt die Rede ist, ein arger Druckfehler eingeschlichen. Es heißt nämlich immer statt Ettersberg Eckartsberg. Dieser liegt aber bey Hassenhausen, jener zwischen Unverstet und Weimar.

Inhalt.

Berichtigung. Seite 0

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. 97

Correspondenz. Fortsetzung der Briefe aus Jena und Weimar. Dritter Brief. 1

Vierter Brief. 3

Drey Originalbriefe des Ministers Herzberg an Friedrich Wilhelm II. und die Antwort des Königs (im Jahr 1794.) Aus dem Franz. übersetzt. 7

Schreiben des Ministers Herzbergs aus der Unterwelt an den König von Preußen nach dem Frieden zu Tilsit. 26

Der Friede zu Tilsit. Auszug aus dem 3ten Bande der vertrauten Briefe u. s. w. 41

Etwas zur Beurtheilung des sogenannten schwarzen Registers. Seite 65 der N. F. 26 Heft. 59

Notizen aus Schlesien. 113

Bemerkungen auf einer Reise im Riesengebirge im Juny 1807. 117

Dank-Gebet bey der so frohen Nachricht, daß Gott auch Schlesiens Bewohnern nicht nur Waffenstillstand, sondern auch den goldnen Frieden und ihren geliebten König wieder schenken wolle. Gehalten und niedergeschrieben von einem Christen in Breslau im Juny 1807. 128

Beytrag zur Sittengeschichte Berlins im Jahr 1807. (Nur — reine Wahrheit). 134

Die Entstehung und der Zweck des Berliner Journals: Der Telegraph. (Aktenmäßige Darstellung). (Wörtliche Abschrift). 141

Das Resultat der gemachten Erfahrungen während des letzten, für Preußen so beispiellos unglücklichen Krieges läuft dahin aus: daß nur Furcht vor immer strengegerechten Regenten den Diensteifer belebt, und gegen Verrätherey im Allgemeinen sichert. Anonym eingesandt. 147

Berichtigung der Belagerungsgeschichte von Glogau im 3ten Bande der vertrauten Briefe. Eingesandt an die Verlagshandlung. 155

Antwort der niedersächsisch-, westphälisch-, preußischen Unterthanen auf das Abschiedsschreiben ihres Königs in plattdeutscher Sprache, nebst einer freyen Uebersetzung. 157

An d. Verl. der N. Feuerbr. das schwarze Register betr. 160

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte.

Angeschmiedet an den Kaukasus liegt schon lange Prometheus harrend der Erlösung von den zerfleischenden Klauen des gierigen Geiers, der immerfort die von neuem beständig wachsende Leber blutdürstig verzehrt. Endlich kommt Herkules, erlegt den Geier, und befreiet von den hemmenden Fesseln den nur gelähmten aber nicht völlig entkräfteten Titanen. So lange als der Geier noch ungefesselt erblickte die Riesenkraft des Prometheus, wagte er es nicht, seine Klauen einzusetzen, um die blutige Leber zu zerfleischen. Sobald aber am Kaukasus lag geschmiedet in ehrne Ketten des kräftigsten Mannes Heldenkraft, sogleich setzte der Geier gierig die Krallen ein, und fing an den schon längst gehofften Raub zu verzehren. Doch ist diese Leber so voller Kraft, daß jeder Verlust von Stunde zu Stunde sich selbst wieder ersetzt, und so sehr sich auch der Geier bemüht, begierig und hastig ganz diese Beute zu verschlucken, so vermag er es doch nicht zu hindern, daß die innere Kraft immer von neuem das Verlohrne ergänzt, um nicht ganz die Kraft des Mannes schwächen zu lassen, damit endlich selbst der Geier ein Opfer werden müßte seiner eignen Gier. Die Mächtigen der deutschen Nation fesselten und entnervten mit ihren Gehülfen die Manneskraft dieses Volkes; als dies gelungen war, so setzten sie in das Herz des Gelähmten gierig die wüthenden Krallen des Eigennutzes ein, und zerfleischten in gieriger Hast das kräftige Innere desselben. Jemehr sich aber ersetzte durch immer vorhandene Kraft der erlittene Verlust, desto schwächer machte sie das immerwährende Verzehren (denn der Geier kann nicht aufhören) und desto wüthender wurde ihre Gier, weil sie sahen, daß sie nicht fertig werden konnten, was doch jeder Geier wünscht. Für Beyde zum Glück schickt die höhere Regierung einen Herkules, der, ohne daß er selbst es wollte, geleitet und gedrängt von den Fesseln der Nothwendigkeit den Prometheus und den Geier befreit.

No. 2. Hier steht Prometheus entfesselt von seinen Banden und dankt dem Herkules für die Befreiung von diesem Ungeheuer, welches todt neben ihm liegt, mit gekrümmten Krallen. Fast scheint es nur ein Scheintodt zu seyn, denn er hört mit ersticktem Lächeln und zurückgelegtem Kopf den Dank an, den Prometheus dem Herkules zollt. So gewiß auch Herkules glaubt, ihn völlig getödtet zu haben, so macht er dennoch mit seinem Bogen den dankenden Prometheus auf denselben aufmerksam, gleichsam ihn bedeutend: ein Pfeil ist noch nicht genug, dieses Ungeheuer ganz zu tödten: den ersten habe ich gegen ihn abgedrückt, die übrigen wirf du ihm selbst in die Brust. Prometheus steht hier noch nicht weit von den gewohnten Fesseln, und die Nähe derselben läßt ihn demüthig dankend vor dem Herkules erscheinen. Doch liegt in seinem Danke nichts anders, als: wenn einmal ein Geier es wagen sollte, oder vielleicht auch dazu ersehen wäre, dir das Herz zu zerfleischen, dann will ich dir vergelten, was du an mir gethan. Herkules scheint einzig nur sich vertrauend und trotzend allem Geschick bitter zu werden über den Dank des Prometheus und will nichts davon hören, daher zeigt er ihm immer zu wiederholten Malen den Geier, den er erschossen hat. Prometheus kann aber auch mit wahrem Dankgefühl vor dem Herkules stehen, denn Herkules hatte nur den Geier erlegt, um dem Helden seine Kraft wiederzugeben. Nicht deshalb erschoß er ihn, um von dem Fleische dieses Thieres sich ein köstliches Gericht zu bereiten, oder vielleicht um den schon entkräfteten Helden an des Geiers Stelle selbst noch ganz zu entmannen, gleichsam mißgünstig, daß der Geier dies Vergnügen allein haben sollte, nein! der ächte Held entfesselt jede gelähmte Kraft, nur niedrige Menschen versetzen der schon geschwächten Macht den letzten Stoß; der ächte Mensch, und das ist der größte Held, giebt ihr die freye Wirksamkeit.

Corre-

Fortsetzung der Briefe aus Jena und Weimar *).

Dritter Brief.

Als ich gegen Ende der zweiten Woche des Septembers 1806 mit einem Freunde von Jena nach Weimar fuhr, waren kurz vorher in Jena 60 Mann Husaren vom Regiment Rudorf, unter dem Commando eines Lieutenants eingerückt; von dieser blieben etwa zehn Mann daselbst, die andern aber wurden weiter vor als Patrouillen ausgestellt, und sollten die Communication mit dem Tauenzienschen Corps erhalten, und schon hies es, die Französische Armee sey in voller Bewegung; für die Preußische sah man sich nach Quartieren um. — Als wir durch's Mühlthal fuhren, bekam mein Freund,

*) S. die beyden ersten Nummern der neuen Feuerbrände 18 und 28 Stück. Die Briefe sind jedoch von verschiedenen Correspondenten.

(nach der damaligen Lage der Dinge konnte es gar nicht anders seyn,) mitten in diesem steinigten Arabien en migniature, Kriegsgedanken, blickte zu den himmelanstralenden Bergen hinauf, und sagte: „Wenn diese Berge besetzt wären, und eine Armee wollte durch dies Thal gehen, was würde wohl geschehen?“ — die Antwort war ganz natürlich: „Sie würde drinne liegen bleiben. Aber es wird keine daher gehen und sich von Felsenstücken im engen Thale zerschmettern lassen.“ — Wir kamen an die sogenannte Schnecke; mein Freund fand die schönsten Batterie-Plätze, dachte sich dieselben wohlbesetzt, die Anhöhen garnirt, und rief aus: „Von dieser Seite dringt kein Feind gegen Weimar vor, der von der Anhöhe bei Kötschau an zwar kein herrliches, doch aber auch kein unangenehmes Bataillenfeld fänd.“ — Nach einer kleinen Pause fuhr er fort von den Sammelplätzen nach einer Retirade und von neuen Gefechten zwischen Weimar und Erfurt, und zwischen Erfurt und Gotha zu sprechen; Ahnungsvoll setzte er aber hinzu: „Gott weiß es, was wir zu fürchten haben!“ — Mir schien alle Furcht vergebens zu seyn. Ist es den Preußen Ernst, dachte ich, sich mit den Franzosen zu schlagen, so wird der Feldherr sie schnell gegen Würzburg zu führen; aber man wird Unterhandlungen anknüpfen, sich ansehen und nach Hause gehen. Mit dem Schwerte in der Faust gedeihen die Unterhandlungen besser, als mit der Feder allein.

In Weimar war alles noch ruhig, wir gingen in's Theater, und fuhren nach einigen angenehm verlebten Stunden nach Jena zurück; wir hatten ganz vergessen, daß Preußische Husaren in Jena standen.

Vierter Brief.

Ganz unvermuthet ging der Preußische Lieutenant endlich mit seinen Husaren weiter vor nach Kahlow; bald darauf kamen der Fürst Hohenlohe, Prinz Ludwig ꝛc. nach Jena, Soldaten wurden einquartiert, und Tag und Nacht gingen Truppen, Sachsen und Preußen, Kanonen und Bagage vor Jena vorbei.

Alles wird nach Bamberg zu gehen, sprachen wir bey uns selbst.

Hohenlohe ging zum Kriegsrath nach Erfurt, er wollte schnell zurückkommen, kam aber nach mehreren Tagen noch nicht zurück. — Es giebt Debatten im Kriegsrathe, hieß es.

Debatten? — der Plan des Feldzuges ist also gar noch nicht entworfen? — Mit welchen Gedanken beschäftiget, mag der Feldherr wohl das Obercommando der Armee übernommen haben?

Die Officiere brannten vor Ungedult in's Feld zu gehen, dennoch aber erboten sich mehrere zu

ansehlichen Wetten: Es werde nicht zum Kriege kommen.

„Luchesini ist in Erfurt, — hieß es; — der König sitzt zu lange dort, diese Unthätigkeit spricht laut: Es wird mit Frankreich unterhandelt.“

Von den Dörfern und aus kleinen Städten kamen Klagen über die Aufführung der Preußischen Soldaten.

„Ihr werdet, was ihr uns nicht geben wollt, den Franzosen schon geben müssen!“ — riefen die Preußen hohnlächelnd aus.

„Wollt ihr denn das nicht verhindern? Wozu seyd ihr gekommen?“

„Der Gebirgskrieg ist nicht unsere Sache.“

„So rückt über den Thüringer Wald in die Ebene vor. Warum wollt ihr euch in Sachsen schlagen und den Feind vor euern Thoren erwarten, da ihr Franken noch offen vor euch habt?“

Es kamen mehrere Reisende durch Jena und versicherten, es rücke eine große Armee über Würzburg auf Bamberg und das Voigtland zu.

„Es sind Vorposten-Corps hieß es: — Aber wenn auch, zerstreut sie!

Den Reisenden wurde nicht geglaubt. — Es kamen Briefe, die eben das meldeten, was die Reisenden erzählten; „Die Nachrichten sind übertrieben, hieß es; — so

schnell kann das nicht zugehen, das müssen wir besser wissen, dergleichen Märsche können weder Menschen noch Vieh aushalten.“

Schnell kam die Nachricht: Tauenzien ist angegriffen, der König ist in Weimar, die Garde ist dort eingerückt; die Wege waren mit Geschütz und Bagage bedeckt. Die Bauern empfanden den Zuspruch gar sehr, und im Hauptquartier des Königs, in der Residenzstadt Weimar, hatten die Bürger kein Brod, die Soldaten keinen Branntwein.

Die Commissairs hatten herrlich für ihre Armee gesorgt!

Die Becker in Weimar mußten für die Soldaten backen; ganz gemächlich fing man an, bei Ober-Weimar eine Feldbeckerei zu errichten, als habe man Lust, wie im vorigen Jahre, sich ganz bequem festzusetzen.

Also hier wollt ihr den Feind erwarten?

Alle Tage Parade. „Wann gehts vorwärts?“ — Das weiß der Himmel!

„Prinz Ludwig ist bei Saalfeld geblieben, die Preußen und Sachsen sind zersprengt, die große Französische Armee ist im Anmarsch;“ kam unvermuthet, wie ein Donnerschlag vom wolkenleeren Himmel, die Nachricht.

„Schon?“ — fragte man sich verlegen, und erwartete den Branntwein, den der König hatte verschreiben

lassen, mit Aengstlichkeit und Begierde. — Vielleicht hätte er doch noch Muth gegeben.

Endlich brach die Garde auf, die letzten Preußen rückten den 13ten October in der Nacht in Weimar ein, den 14ten früh zur Schlacht aus. Die Franzosen hatten die Jenaischen unbesetzten Berge bestiegen, waren durch gleichfalls unbesetzte Pässe gedrungen; in Jena brannten 19 Häuser, hie und da brannte es in Dörfern, die Schlacht wurde geliefert, und Weimar sah einem Tage entgegen, wie es in der Geschichte für die Stadt, selbst im 30jährigen Kriege, noch keinen gegeben hatte.

Vormals hielt jeder rechtliche Mann beynahe seine Hauschronik; wir danken denselben viele Details und Particularia in unsern Gegenden aus den Zeiten des Kriegs K. Carls V. und der Protestantischen Fürsten, aus den 30jährigen und 7jährigen Kriege. Wird man in Jena und Weimar wohl auch so etwas im October 806 aufgezeichnet haben? oder sollen die Nachrichten und Schilderungen damaliger Ereignisse nur von Mund zu Munde und endlich verloren gehen?

Drey Originalbriefe des Ministers Herzberg an Friedr. Wilh. II.*), und die Antwort des Königs (im Jahr 1794).

Aus dem Französischen übersetzt.

Nr. 1.

Sire!

Ich ersehe aus öffentlichen Blättern, daß der Wiener Hof bereits die Woiwodschaften Sendomir, Chelm und Lublin in Besitz nimmt; ich muß daraus schließen, daß dies im Einverständniß mit Eure Majestät

*) Diese Briefe wurden im J. 1795 in Häberlin's Staats-Archiv abgedruckt, doch ist dies Journal in die Hände sehr Weniger gekommen, und jetzt total vergessen; auch befinden sie sich im 3ten Theil der Herzbergschen Schriften, der jedoch confiscirt wurde. Wie wichtig aber diese Briefe jetzt für den denkenden Politiker, für den Patrioten, ja für den Cosmopoliten sind, entscheide der Leser. Hat Herzberg auch damals in der Voraussetzung geirrt, daß die damaligen Franzosen nicht mit Preußen Frieden schließen würden, wenn Pohlen nicht zuvor hergestellt werde, so hatte er doch in allen andern Hinsichten ganz Recht, und wir lernen den Ehrenmann aus diesen Briefen ganz kennen. Uebrigens enthält der Einsender sich aller Anmerkungen: sie springen selbst dem Leser ins Auge. — Die Uebersetzung ist nie und nirgends abgedruckt.

und Rußland geschieht, und daß die drey Mächte den Plan haben, dieses Reich gänzlich unter sich zu theilen, oder auch, daß der Kaiser nach seinem eigenen Willen handelt.

Ich gestehe, daß es, nach meiner Einsicht, der größte politische Fehler ist, den die drey Mächte begehen können, daß vorzugsweise Preußen darin fehlt, aus folgenden Gründen:

1) Die Franzosen, welche schon ein entschiedenes Uebergewicht über das übrige Europa gewonnen haben, werden nie, als unter der Bedingung, Frieden schließen, daß Pohlen hergestellt werde, besonders, nachdem sie die Deutschen bis an den Rhein zurückgetrieben haben; sie werden vielmehr die Preußischen und Oestreichischen Provinzen auf dem rechten Rheinufer überschwemmen.

2) Preußen wird am meisten darunter leiden, und allezeit den geringsten Theil von Pohlen erhalten, wie es schon bey der ersten Theilung geschehen ist. Ich hatte die Annahme desselben dem verstorbenen Könige aus wichtigen Gründen widerrathen, und Ihm für Oestreich einen ganz andern Antheil vorgeschlagen. In der zweyten Theilung haben E. M. einen viermal geringern Theil, als der Russische ist, erhalten, und Preußen ist dadurch gänzlich von Rußland abhängig geworden. Geht es so fort, erneuern Sie mit jenen beyden Mächten die Theilung, so erhalten E. M. noch weniger, so daß Ihre Macht der ihrer Mittheiler ganz und gar un-

tergeordnet ist, in einem solchen Grade, daß, wenn dort nicht ein Mann von Kopf die Regierung erhält, er nicht unterlassen wird, Preußen total zu unterwerfen und zu vernichten, Preußen, welches nach allem Rechte sich in der Theilung die Woiwodschaft Sendomir bis an die Weichsel zueignen sollte.

Ueberhaupt aber ist das Recht, durch welches die drey Mächte sich Pohlen theilen, so verhaßt und Abscheu erregend, daß es ein ewiger Schandfleck in dem Ruhm der drey Regenten seyn wird; es verdunkelt ihre Namen in der Geschichte, und ich begreife nicht, wie sich diese Handlung mit ihrem Gewissen und mit ihrer Religiosität verträgt.

Bey der ersten Theilung habe ich Preußen, der unverwerflichen Gründe halber, gerechtfertigt; Oestreich und Rußland aber konnten keinen einzigen aufstellen.

Ich konnte E. M. in der Convention von Reichenbach die Städte Danzig und Thorn verschaffen, so wie auch den District zwischen der Netze und Warthe, die einzigen Gegenstände, deren Preußen zu seiner Sicherheit bedurfte; man konnte diese mit Einstimmung der interessirten Mächte (vorzüglich der Republik Pohlen) erhalten, wenn nemlich Oestreich Gallizien an Pohlen durch einen Tausch zurückgab. E. M. schlugen aber jene rechtmäßige Erwerbung aus, ungeachtet Sie deshalb bedeutende militairische Ausgaben gemacht hatten, schlugen sie aus, weil Irrende Ihnen die Meinung

gaben, die Pohlen würden niemals darein willigen, und weil Herr Eward Ihnen Hoffnung machte, daß England Ihnen dieſelben Plätze durch einen pohlniſch-preußiſch-engliſchen Handelstractat verſchaffen könne; das Letzte müßte, wenn es auch geſchehen wäre, das Preußiſche Handels- und Fabrikweſen in große Zerrüttung gebracht haben. Man zwang mich, dieſen Frieden ſo zu bewerkſtelligen, daß Oeſtreich gezwungen wurde, der Ottomanniſchen Pforte alle gemachten Eroberungen herauszugeben: daraus entſtand die tiefe Feindſchaft, welche noch heute die öſtreichiſche Nation gegen die preußiſche trägt; noch bin ich darum in Ungnade bey E. M., ich wurde dem Wiener Hofe aufgeopfert. Nun, ich habe mich von den politiſchen Angelegenheiten zurückgezogen, in denen ich ſeit 50 oder wenigſtens ſeit 30 Jahren glaube thätig geweſen zu ſeyn.

Noch heute bin ich der Meinung, daß Preußen das höchſte Intereſſe hat, Pohlen eine unabhängige Republik, ein Wahlreich bleiben zu laſſen, ein Reich, auf welches Preußen einen überwiegenden Einfluß behalten wird, den es gegen die ehrgeizigen Abſichten Oeſtreichs oder Rußlands benützen kann: aus dieſem Grunde habe ich E. M. widerrathen, Pohlen keine neue Conſtitution zu geben, aber ich rieth, daß man einen ſchwachen König — aus welchem Hauſe er auch ſey — wähle, oder auch dem Churfürſten von Sachſen dieſes Land gebe, der nur durch Preußens Schutz zu der Krone gelangen und ſie

behaupten kann. Will dieser Fürst sich einmal mit Oestreich (dem alten mächtigen Nebenbuhler Preußens) verbinden, so kann Preußen ihn zu Grunde richten. In diesem Falle aber mußten die Sächsischen Prinzessinnen von dem Rechte ausgeschlossen seyn, weil sie die Krone an einen Russischen oder Oestreichischen Prinzen bringen könnten. Diese Pläne hatten einmal E. M. Beifall.

In der Voraussetzung der Unwidersprechlichkeit dieser so eben vorgetragenen Gründe wäre ich der Meinung:

Wenn E. M. sich auch Pohlen unterwürfig machen, so müssen sie dennoch ohne Verzug einen großen Theil Ihrer Armee zur Unterstützung Ihrer Bundesgenossen in den Niederlanden nach dem Rhein senden, um den Fortschritten der Franzosen in Holland und am Rhein Einhalt zu thun: so nur können Sie den neuen Verbindlichkeiten gegen England Genüge leisten, ohne dies zu thun, können Sie die Fortdauer der Subsidien nicht erhalten, welche zur Unterhaltung Ihrer Truppen so nothwendig sind. Während Sie einen Theil Ihrer Armee am Rhein lassen, um Deutschland zu vertheidigen, lassen E. M. eine offne Erklärung an den französischen Convent ergehen, um ihm im Namen Ihrer Bundesgenossen vorzuschlagen, daß man ihn anerkennen werde unter der Bedingung, daß alles

gaben, die Pohlen würden niemals darein willigen, und weil Herr Eward Ihnen Hoffnung machte, daß England Ihnen dieselben Plätze durch einen pohlnisch-preußisch-englischen Handelstractat verschaffen könne; das Letzte müßte, wenn es auch geschehen wäre, das Preußische Handels- und Fabrikwesen in große Zerrüttung gebracht haben. Man zwang mich, diesen Frieden so zu bewerkstelligen, daß Oestreich gezwungen wurde, der Ottomannischen Pforte alle gemachten Eroberungen herauszugeben: daraus entstand die tiefe Feindschaft, welche noch heute die östreichische Nation gegen die preußische trägt; noch bin ich darum in Ungnade bey E. M., ich wurde dem Wiener Hofe aufgeopfert. Nun, ich habe mich von den politischen Angelegenheiten zurückgezogen, in denen ich seit 50 oder wenigstens seit 30 Jahren glaube thätig gewesen zu seyn.

Noch heute bin ich der Meinung, daß Preußen das höchste Interesse hat, Pohlen eine unabhängige Republik, ein Wahlreich bleiben zu lassen, ein Reich, auf welches Preußen einen überwiegenden Einfluß behalten wird, den es gegen die ehrgeizigen Absichten Oestreichs oder Rußlands benützen kann: aus diesem Grunde habe ich E. M. widerrathen, Pohlen keine neue Constitution zu geben, aber ich rieth, daß man einen schwachen König — aus welchem Hause er auch sey — wähle, oder auch dem Churfürsten von Sachsen dieses Land gebe, der nur durch Preußens Schutz zu der Krone gelangen und sie

behaupten kann. Will dieser Fürst sich einmal mit Oestreich (dem alten mächtigen Nebenbuhler Preußens) verbinden, so kann Preußen ihn zu Grunde richten. In diesem Falle aber mußten die Sächsischen Prinzessinnen von dem Rechte ausgeschlossen seyn, weil sie die Krone an einen Russischen oder Oestreichischen Prinzen bringen könnten. Diese Pläne hatten einmal E. M. Beifall.

In der Voraussetzung der Unwidersprechlichkeit dieser so eben vorgetragenen Gründe wäre ich der Meinung:.

Wenn E. M. sich auch Pohlen unterwürfig machen, so müssen sie dennoch ohne Verzug einen großen Theil Ihrer Armee zur Unterstützung Ihrer Bundesgenossen in den Niederlanden nach dem Rhein senden, um den Fortschritten der Franzosen in Holland und am Rhein Einhalt zu thun: so nur können Sie den neuen Verbindlichkeiten gegen England Genüge leisten, ohne dies zu thun, können Sie die Fortdauer der Subsidien nicht erhalten, welche zur Unterhaltung Ihrer Truppen so nothwendig sind. Während Sie einen Theil Ihrer Armee am Rhein lassen, um Deutschland zu vertheidigen, lassen E. M. eine offne Erklärung an den französischen Convent ergehen, um ihm im Namen Ihrer Bundesgenossen vorzuschlagen, daß man ihn anerkennen werde unter der Bedingung, daß alles

auf denselben Fuß, wie vor dem Kriege zwischen den interessirten Mächten, hergestellt werde: daß man den Anfang dazu mit einem Waffenstillstande auf dem Utipossidetis-Fuß machen, und einen Congreß versammeln wolle, in welchen man die übrigen Formalitäten in Ordnung bringen und namentlich die Unabhängigkeit und die Constitution von Pohlen bestimmen werde. Zugleich aber gäbe man dem Congreß zu verstehen, daß im Falle seiner Weigerung E. M. und Ihre Alliirten alle Mittel anwenden würden, ihm alle Ideen von Eroberung zu benehmen. Zu gleicher Zeit oder vorher erklären Sie Ihren Alliirten Oestreich und England, daß, da die Hoffnung verschwunden sey, das Königthum in Frankreich wieder herzustellen, Sie dieses Mittel ersonnen hätten, um zu einem Ehrenvollen und festen Frieden zu gelangen; Sie hofften, die Britten würden nicht anstehen, ihre Kaufmännischen und für das Wohl von Europa unwesentlichen Eroberungen, um des allgemeinen Bestens willen, aufzuopfern und an Frankreich und dessen Verbündete zurückzugeben. Nachdem man es mit Frankreich und den Alliirten dahin gebracht hätte, könnte man sogleich wegen eines Waffenstillstandes auf dem Utipossidetis-Fuß übereinkommen, und einen Generalcongreß versammeln, auf welchem man alles anordnen und die Französische Republik anerkennen würde. Man könnte ferner den Franzosen andeuten, daß die Mächte, welche

Nachbarn der Pohlen sind, in diesem Congreß eine Verfügung treffen würden, um die Verfassung dieses Staates wieder festzusetzen, wenn die Pohlen einiges an Preußen abtreten wollten. Bei dieser Gelegenheit, und in diesem Congreß könnte man E. M. verschaffen, was meine Meinung war, für Sie in der Reichenbacher Convention zu erhalten; den einzigen wesentlichen Gegenstand für Preußen im Gegensatz der Handelsvortheile, welche Frankreich erhält. Hierein würden die Franzosen willigen, um ihre Erkenntlichkeit für die Erhaltung des der pohlnischen Nation übriggebliebenen Königreichs zu beweisen; diese könnte man auch dazu bewegen, um des allgemeinen Wohls von Europa willen, etwas weniges an Rußland und Oestreich großmüthig abzutreten. Ueberhaupt ist es ganz wider Preußens Interesse, wenn Rußland sich in Europa vergrößert.

Hier sehen Sie, Sire, das einzige zweckmäßige Mittel, von welchem ich behaupte, daß es im Stande sey, dem gänzlichen Untergang Ihrer Monarchie vorzubeugen; diese Ihre Erklärung würde bey ihrer Bekanntmachung E. M. den Beifall und das Vertrauen von beiden Theilen und von ganz Europa erwerben, und dem verheerenden Kriege ein schnelles Ende machen, oder Sie wenigstens vor den Augen von ganz Europa rechtfertigen. So wird es sich zeigen, was Sie von Seiten

Ihrer Alliirten und der Franzosen zu erwarten haben. Im schlimmsten Fall könnten E. M. sodann sichere und besserberechnete Maaßregeln als zuvor nehmen.

Berlin, den ... July 1794.

Nr. 2.

Sire!

Den ... July 1794.

Ich beschwöre Sie, diesen Brief vom Anfang bis zu Ende zu lesen, er betrifft nicht meine Person, aber Ihren Staat. Mögen E. M. ihn Ihren Ministern und jetzigen Räthen mittheilen, um zu sehen, ob sie ihn mißbilligen oder ob sie besser zu rathen vermögen.

Die Preußische Monarchie ist von zu großen Gefahren bedroht, als daß ein alter Minister, welcher ihr in bessern Zeiten, seit beinahe 50 Jahren, gedient hat, sich nicht von seinem Gewissen genöthigt fühlen sollte, E. M. den ganzen Umfang des drohenden Verderbens für den Staat darzustellen, wenn man nicht bald die bis daher ausgeführten Pläne ändert, und wenn E. M. nicht vor dem Ende des Feldzuges das einzig übriggebliebene Mittel ergreifen, dem gänzlichen Untergange vorzubeugen. Furchtsame und zurückhaltende Minister fürchten sich, Ihnen das Alles frey darzustellen.

Hier sind, Sire, die mir unvermeidlichscheinenden Gefahren: Die Franzosen, in den Niederlanden und Ita-

lien triumphirend, haben durch ihre immerwährenden Siege in den Niederlanden die vornehmsten Staaten, Staaten, von denen im gegenwärtigen Zeitpunkt das Wohl von Europa abhängt, in den Abgrund gestürzt. Die östreichische Macht findet, besonders seit der Uebergabe von Ypern und Charleroy, keinen festen Punkt mehr in diesen Ländern, und so werden die Franzosen sie bald erobern und die Deutschen eben so bald bis an den Rhein zurückschlagen. Sie werden zugleich Holland, wovon bereits zwey Drittheile durch französische Patrioten bewohnt ist, überschwemmen, und auf diese Weise alle Verbindung Englands mit Holland und dem festen Lande von Europa abschneiden, jene Verbindung, welche E. M. den Engländern durch die Holländische Revolution verschafft haben. Dann werden die Britten uns nicht mehr weder Truppen noch die nöthigen Geldsummen senden können, das Haus Oranien wird aus Holland vertrieben werden und E. M. selbst müssen dadurch in Hinsicht auf Ihre Magazine durch den Verlust von Amsterdam und der Rheinschiffarth eine große Erschwerung leiden, und sogar wird es nothwendig werden, hinter diesem Flusse, nahe bey Wesel (einem an sich selbst nicht festen Platze) eine Vertheidigungsarmee unter dem Marschall von Möllendorf aufzustellen.

Wenn E. M. nicht die Armee im Ganzen oder wenigstens zum Theil zur Hülfe Ihrer Bundesgenossen nach Holland und nach den Niederlanden senden, (wo es

dennoch Mühe kosten wird, der unermeßlichen französischen Macht Widerstand zu leisten) so wird England aufhören die im letzten Tractat stipulirten Subsidien zu bezahlen, und dann, nach der totalen Erschöpfung Ihres Schatzes und Ihrer Provinzen, werden Sie sich in die Unmöglichkeit versetzt sehen, die Anstrengungen des Krieges auszuhalten und den Sold der Truppen zu erschwingen. Wenn Sie Ihre Armee nicht in die Niederlande detaschiren, so werden die Franzosen Oberdeutschland überschwemmen, den Rhein passiren, Mainz und Frankfurth wieder besetzen, sich über Schwaben und Franken ausbreiten, so daß E. M. Alliirten, (ohnehin mit sich selbst uneins, schlecht commandirt,) ohne zureichende Kraft seyn werden, dem Strom der Franzosen Einhalt zu thun. So werden Sie beynahe allein gezwungen seyn, den Feinden überall die Spitze zu bieten, sowohl in den Niederlanden, am Rhein, in Oberdeutschland als auch in Pohlen, und das übersteigt Ihre Kräfte und Mittel. Ich glaube gern, daß E. M. mit Hülfe der Russen die Pohlen überwinden werden; aber es bedarf Zeit zur Eroberung eines solchen Landes, auch würden Sie in diesem Falle nicht Truppen genug nach dem Rhein detaschiren können, um die Franzosen abzuhalten.

Ueberhaupt sehe ich nicht ein, wo E. M. die Mittel und die Kosten für einen neuen Feldzug hernehmen werden, da Sie von den Engländern nichts mehr zu

hoffen

hoffen haben, auch nicht aus ihren erschöpften Staaten die nöthigen Summen ziehen können, während die überall siegenden Franzosen zur Fortsetzung des Krieges immer neue Hülfsquellen finden. Gewiß werden sie fordern, daß E. M. Südpreußen zurückgeben und in Pohlen alles auf den alten Fuß herstellen. Die Engländer allein hätten die französische neu errichtete Republik bald umwerfen können, wenn sie jene vierzehntausend Mann, die sie nach der Verbündung von 1788 E. M. schuldig sind, und welche noch der am Rhein stehenden Armee fehlen, zur Unterstützung der Königlichgesinnten nach der Vendee geschickt hätten; aber das ist nicht geschehen.

Alle diese Rücksichten (wovon nicht eine einzige ist, die durch den Schicksalswechsel sich zu Preußens Vortheil wenden kann) lassen keinen Zweifel übrig, daß E. M. den Krieg weiter hin und sogar noch in diesem Feldzuge selbst, nicht werden fortsetzen können, ohne Ihre Monarchie den allergrößten Gefahren und Unfällen Preis zu geben.

Man könnte mir erwiedern, daß es leicht sey, die Gefahren anzukündigen, aber nichts zu thun, um Ihnen auszuweichen. Ich gestehe, daß es schwer oder unmöglich ist, das Letzte zu thun, nämlich nach allen den allerseits gemachten großen Fehlern; ich meyne aber, daß nur E. M. die einzige Macht sind, welche dem gänzlichen Umsturz aller bürgerlichen Ordnung in Euro-

pa vorbeugen können, wenn Sie eilen, da Ihre Gewalt noch besteht, da Sie noch eine Armee besitzen, deren Kriegsruhm unbefleckt ist, die noch nicht, wie die Engländer und Oestreicher, von den Franzosen verachtet wird; wenn Sie, sage ich, in den Ihnen noch zu Gebote stehenden Maaßregeln eilend zu Werke gehn, um den kriegführenden Mächten ihre bewaffnete Vermittlung für einen Waffenstillstand oder für einen vollkommenen Frieden auf dem Statusquo-Fuß unmittelbar vor dem Kriege anzubieten. Es scheint, das E. M., um dahin zu gelangen, damit beginnen sollten, den Höfen von England und Oestreich die gänzliche Unmöglichkeit, den neuen französischen Freistaat umzustürzen, und ihm die Anerkennung zu verweigern, darzustellen; mit Nachdruck darzustellen die großen Gefahren beider Höfe in Ansehung ihres Innern und Aeußern zur Fortsetzung des Krieges, und das hohe Interesse Englands, seine Eroberungen wieder an Frankreich abzutreten; um den übrigen Theil von Europa, der ihm viel wichtiger ist, zu retten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die französische Republik, wenn E. M. ihr das Anerbieten macht, sie von allen europäischen Mächten als Republik anerkennen zu lassen, mit wenigen Hauptabänderungen alles bewilligen würde; überdies wird sie dafür E. M. dankbar seyn. Im entgegengesetzten Fall bedroht man sie mit den höchsten Anstrengungen von ganz Europa und mit

Ergreifung der zweckmäßigsten Maasregeln im künftigen Feldzuge.

E. M. können sogar einen wesentlichen Nutzen in Hinsicht auf Pohlen daraus schöpfen, da diese Republik einsehen wird, daß die Friedensvermittlung Preußens Werk war. Auf diese Weise würden Sie Ihre Verbündeten nicht verlassen, sondern ihnen den Frieden verschaffen, der ihnen eben so nöthig als E. M. ist.

Man sagt allgemein: Mit wem in Frankreich soll man Frieden schließen? Es ist immer mit demjenigen, der die Macht in Händen hat und der sich durch alle verbündete Mächte nicht wird überwinden lassen, wie es die Erfahrung durch so viele Jahre offenbart hat.

Wenn E. M. diesen Vorschlag genehmigen, so fühle ich mich im Stande, ihn mit der mir eignen Thätigkeit, welche ich nie verläugnete, auszuführen; ich werde dazu fähige Leute wählen, und zweckmäßige Aufsätze für die kriegführenden Mächte anfertigen. Ich werde ihnen einen Centralkongreß, wie der im Westphälischen Frieden, vorschlagen. Wahrscheinlich wird er angenommen; denn alle Theile vertrauen gewiß der bekannten Geradheit meiner Grundsätze. Und so getraue ich mir, einen Friedensplan vorzuschlagen, welcher das Hauptinteresse von allen Mächten, und vorzüglich von Preußen, und Rußland zur Grundlage haben wird. Ich mache deshalb keinen Anspruch, wieder in das Cabinets-

miniſterium zu treten; ich will mich nur ſo lange darin aufhalten, als es nöthig iſt, das Wohl, die Sicherheit und die Würde meines Vaterlandes wieder herzuſtellen. Ich habe zu lange gelebt, um nicht ausruhen zu wollen, nachdem ich ihm dieſen Dienſt geleiſtet haben werde, und ich fordre keine andre Belohnung als dieſe Ruhe. Es hängt von Ihnen ab, Sire, dieſen Gedanken Ihren jetzigen Miniſtern mitzutheilen und ihn ihrer Cenſur zu unterwerfen. Ich glaube, ſie hätten den nämlichen Schritt gethan, wenn ſie denſelben Muth hätten als ich, E. M. die ungeheure Gefahr des Staates und das einzige Rettungsmittel darzuſtellen. Ich ſehe, bey der Erinnerung an die Vergangenheit, im Voraus, daß Sie mich einer überſpannten Einbildung beſchuldigen, und daß Ihre Unzufriedenheit mit mir hierdurch wird vermehrt werden; aber ich will mich lieber dieſer Gefahr Preis geben, als nicht die letzten mir möglichen Anſtrengungen zur Rettung meines Vaterlandes wagen; ich will ſtreben einem Monarchen nützlich zu ſeyn, der mich in Ungnade entlaſſen hat, den ich aber deswegen nicht weniger als zuvor liebe, und dem ich nicht minder als zuvor ergeben bin.

Nr. 3.

Sire!

Berlin, den ... July 1794.

Ich wagte es, E. M. Vorstellungen über die kritische Lage zu thun, worin sich Ihre Monarchie jetzt befindet, und ich weiß noch nicht, wie sie werden aufgenommen worden seyn. In dieser Ungewißheit, und da die Lage der Sachen sich seitdem sehr verändert hat, wiederhole ich meine Vorstellungen. Die Schlacht zu Fleury ging verlohren; diesen Unfall wird das englische Ministerium Ihnen, Sire, zur Last legen wollen, weil es nicht die Hülfe erhalten zu haben glaubt, welche es durch seinen Subsidientraktat erkauft zu haben meynt; ferner hat die Armee E. M. am Rhein einen Verlust erlitten, das wird den Franzosen glauben lassen, daß die preußischen Truppen nicht mehr unüberwindlich sind, und deshalb werden sie den Ton höher spannen, so, daß sie vielleicht die Niederlande und Savoyen behalten und ihrer Republik einverleiben wollen. Ich glaube es darum nöthig, meine Vorstellungen zu wiederholen, damit Sie nicht länger Ihre Monarchie dem ungewissen Schicksal der Waffen überlassen und nicht zögern, diejenigen Schritte zu thun, welche nöthig sind, um einen nur einigermaßen erträglichen Frieden herbey zu führen, um so mehr, da der gänzliche Mangel an Sommerkorn E. M. Staaten mit einer unvermeidlichen Hungersnoth und Theurung bedroht.

Wenn E. M. mir glauben wollen, werde ich ohne Zeitverlust Aufsätze fertigen, welche die stärksten Bewegungsgründe enthalten, um die beyden Höfe von London und Wien dahin zu bewegen, die französische Republik anzuerkennen, und den Frieden auf jene Weise zu schließen, wie ich in den vorherigen zwey Vorstellungen vorgeschlagen habe. Und ich habe einige Hoffnung den französischen Convent dahin zu vermögen, nämlich durch die Wichtigkeit der anzuführenden Gründe, denen er eher trauen wird, wenn sie von mir als von einem andern Minister kommen, da man von der Festigkeit meines Charakters und von meiner Wahrheitsliebe aus der Vergangenheit überzeugt seyn muß. Zugleich werde ich streben, durch die Kraft meiner Argumente dem russischen Hofe Alles so begreiflich zu machen, daß er mir wird Gehör geben müssen. Wenn E. M. diese Ideen billigen, so werden die obenbenannten Aufsätze in ein paar Tagen fertig seyn, und es wird bey Ihnen beruhen, ob Dieselben mich zu Höchstdero Person gelangen lassen wollen, um die täglich nöthigen und genauen Instructionen für die auswärtigen Minister, (welche ich mit so viel Fleiß und gutem Erfolg in den Jahren von 1786 bis zur Hälfte von 1791 ausgefertigt habe) zu besorgen. Es wird Ihnen, Sire, nicht einen Heller kosten, ich werde alles aus der reinsten Vaterlandsliebe thun, und werde zurücktreten, sobald die jetzige Crisis vorüber ist. E. M. werden am besten wissen, ob nach

meiner Verjagung aus dem Cabinet Andre besser, schneller und wohlfeiler gedient haben. Auch muß ich bemerken, daß es eine Lüge ist, die man Ihnen für Wahrheit gegeben hat, als sey ich sehr oft krank. Ich habe nicht aufgehört, so thätig und so rüstig zu seyn, als ich es während meines ganzen frühern Lebens gewesen bin; ich arbeite täglich 16 bis 18 Stunden ununterbrochen. Ich biete daher E. M. meine patriotischen und unentgeldlichen Dienste an, die bis 1791 vom glücklichsten Erfolge waren. Ich verlange nicht, die gegenwärtigen Minister um ihre Stellen zu bringen; ich wiederhole es, ich werde zurücktreten, sobald es E. M. für gut befinden, und der Staat außer Gefahr ist, seyn muß nach den von mir zu entwerfenden Plänen, womit E. M. zufrieden seyn werden, weil sie die einzigen ausführbaren sind.

Antwort des Königs an den Grafen von Herzberg zu Berlin.

Es war eine Zeit, da Sie eine Pflicht erfüllten, indem Sie mir Ihre Meinung über Sachen, die ich Ihrem Diensteifer anvertraute, unterlegten. Jetzt, da Ihre diplomatische Cariere beendigt ist, würde ich die Bescheidenheit Ihnen in Rechnung gebracht haben, die mir Rathschläge erspaart hätte, welche ich nur in sofern

achte, als ich sie von Ihnen fordere. Ueberlassen Sie den Ministern, welchen ich das Staatsinteresse, das Sie ehedem verwalteten, anvertraut habe, überlassen Sie ihnen die Sorge, meine Befehle zu empfangen und zu vollziehen. Ich weiß Vaterlandsliebe zu schätzen und glaube gern, daß sie allein Ihr Anliegen erzeugt hat; es wäre indessen möglich, daß die Eigenliebe in Ihren Augen die Gestalt des Patriotismus angenommen, und Sie über Ihre wirklichen Bewegungsgründe getäuscht hätte, und es würde mir sehr erfreulich seyn, wenn dieser Gedanke Sie genugsam gegen sich selbst bewachte, um Sie in den Kreis Ihrer gegenwärtigen Pflichten einzuschließen, und mich der Unannehmlichkeiten zu überheben, Ihnen wiederholt denselben Rath ertheilen zu müssen.

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seine heilige und würdige Obhut nehme.

Aus dem Lager zu Oppenheim
den 20. July 1794.

Friedrich Wilhelm II.

Nachschrift der Redaktion der Neuen Feuerbrände.

Obige Briefe, die es werth sind auf die Nachwelt zu kommen, beweisen die Wahrheit dessen, was in den vertrauten Briefen ꝛc. über diesen Gegenstand gesagt worden ist; sie beweisen:

Daß Herzberg der Mann war, der Preußens Angelegenheiten leiten sollte, und wie der Hof Friedrich Wilhelms II. beschaffen war.

Segen seiner Asche, und wohl ihm, daß er das Jahr 1806 nicht erlebte.

Schreiben des Minister Hertzbergs aus der Unterwelt an den König von Preußen nach dem Frieden zu Tilsit.

Meine Prophezeyungen sind erfüllt; ich habe Ihrem Vater Preußens Schicksal vorausgesagt. Er hat mich verstoßen. Der Gram brachte mich hierher, und auch hier noch beunruhigt mich das Schicksal Preußens.

E. K. M. sind durch zwey Feldzüge über die Grenzen Ihrer Staaten hinausvertrieben worden; der Frieden, welchen Sie zu Tilsit abgeschlossen haben, reduzirt Ihre Macht an Flächeninhalt, Menschen und Revenüen beynahe auf die Hälfte. Sie haben es selbst erfahren, daß Ihre schöne Armee gleich in den ersten 7 Tagen des Feldzugs von Ihrer Basis abgeschnitten, dann regelmäßig geschlagen, dann in einzelnen Corps aufgerieben wurde; Sie haben es gesehen, wie Ihre ersten Officiere die stärksten Festungen ohne Schuß übergaben, wie so viele Ihrer Beamten ohne Ehrgefühl sich dem Feinde hingaben, sich zum Eydschwur drängten, den er verlangte.

Sie müssen wahr genommen haben, daß sie schlecht berathen, schlecht bedient waren, daß das Laster unter

Ihrem Adel, von dem Weisheit, Stärke und Tugend sich über das Volk ausbreiten sollte, um sich gegriffen hatte. Ihnen, gnädigster Monarch, hat das Volk, dessen Sprecher ich bin, nichts vorzuwerfen. Sie haben geleistet, was Sie leisten konnten; Sie haben mehr, wie Ihre Pflicht *) war, gethan; Sie haben den Tod fürs Vaterland zu sterben nicht gescheut; Sie haben Ihre Gemahlin, Ihre Kinder nicht geschont; Sie sind bey dem größten Unglück, verlassen und verrathen, den Grundsätzen der Tugend und der Ehre treu geblieben; Sie haben nur der Nothwendigkeit dann nachgegeben, als Ihr Alliirter, Rußland, Frieden machte. Die Geschichte wird Sie und Ihre Thaten würdigen; sie wird Sie dereinst neben Napoleon stellen; wird er als ein großes Genie, als ein glücklicher Eroberer glänzen, so wird man Ihre Ausdauer, Ihren Muth und Ihre Stärke bewundern, mit welcher Sie alle Schläge des harten Schicksals ertrugen.

Sagte Napoleon Ihnen in Tilsit, wie mir hier erzählt worden:

Ich fühle mich Ihnen gegenüber kleiner, da ich nicht weiß, ob ich, wie Sie, so vieles Unglück zu tragen vermocht hätte.

so hat er ein wahres Wort gesprochen.

Jetzt ist nun ein Friede gemacht, und es hilft nichts mehr, von dem zu reden was geschehen ist; es sey

*) Die Pflicht beschränkt sich auf das menschliche Vermögen, wenn man sie nicht selbst übernommen hat.

aber die Quelle von Erfahrungen für die Folgezeit anwendbar.

Hören Sie, Sire, meine patriotischen Wünsche:

Preußen steht auf der Stuffe, von welcher Friedrich es zu einer der ersten europäischen Mächte emporhob. Es ist Ihnen also Spielraum gelassen, diese Laufbahn noch einmal anzutreten.

Besser aber wie 1740 ist Preußen jetzt arrondirt und basiret; indem es Schlesien behält und die Länder jenseits der Elbe verliert, da es damals umgekehrt war.

Es kommt darauf an, ob Frankreich es zugeben will, daß Preußen militairisch bleibe; in diesem Fall wäre wohl ganz anders zu operiren wie bisher, und wenn man nur zu sehr an alten Begriffen gehangen hat, so will ich jetzt einmal ganz neue Ideen aufstellen:

Das nothwendigste zur Beschützung des Staats sind Vestungen, wenn man Ihnen nicht Verräther, Feige, oder Männer ohne Kopf zu Vertheidigern giebt. Indem Napoleon Neiße und Schweidnitz, Breslau und Brieg schleifen ließ, gab er seine Achtung zu erkennen, die er in seiner rechten Seite für diese festen Punkte hatte.

Schlesien war schon ehemals der Regent in der preußischen Krone, jetzt ist es diese Krone selbst.

Schlesien zu schützen sey jetzt erster Staatszweck.

Es hat seine Vertheidigung in sich selbst, die Natur hat sie ihm verliehen, die Kunst darf nur nachhelfen.

Sobald das Riesengebirge von Fließberg an bis nach Landek hin, gehörig besetzt ist, und man die Päße von Schreibershau, das Lager von Liebenthal, Landshut, den Paß von Warta und so viele andere, etwas befestigt, so kann kein Feind von Sachsen aus an der Oder hinauf gehen ohne umgangen und in die Flanke genommen zu werden; Schlesien als ein 40 Meilen langer Streifen der nur 16 Meilen breit ist, biethet, strategisch genommen, ungeheure Schwierigkeiten dar, wenn es von der Lausitz aus erobert werden soll; der Feind muß in graden Linien auf das Gebirge und zugleich auf Glogau los gehen: und wie schwer es ist, in parallellaufenden Linien zu operiren, das müssen die Kenner beurtheilen können.

Daß Schlesien jetzt bis auf 3 Vestungen erobert ist, das beweist nichts gegen obiges; denn Cüstrin ging auch an eine Mäuse-Potrouille über.

Würde dann noch Glogau und Crossen zwischen der Oder und Bober befestigt, so wäre Schlesien nach Sachsen und Pohlen hin beschützt. Man hatte, Sire, Ihnen übel gerathen, die Landmagazin-Anstalten, von Friedrichs und Friedrich Wilhelms I. Weisheit erschaffen, in einem so unfruchtbaren Lande, wie Brandenburg ist, zu vernachlässigen. Diese Anstalten müssen wiederkehren; ein Normalpreis muß die Freyheit der Ausfuhr des Getraides bestimmen. Alles, was dawider gesagt wird, kommt aus dem Wuchergeiste derer, die

vieles Getraide bauen und nach den höchsten Preisen greifen. Der jetzige Krieg und sein Erfolg hat das Getraide wohlfeil gemacht und sie Lügen gestraft.

E. K. M. besitzen an Domainen in der Churmark

zu 5 pr. Ct. für	13	Millionen
In Ostpreußen für	22	— —
In Westpreußen für	14	— —
In Schlesien für	6	— —
In Pommern für	5	— —
In der Neumark	5	— —
	65	Millionen.
Dazu an geistlichen Güthern aller Art in Schlesien und anderwärts	15	Millionen
Capitalwerth.	80	Millionen

Jetzt werden durch die Pachten die Beamten et Consorten reich. Sie müssen, Sire, einen großen Theil der Einnahme für Baukosten, Remissionen und Gehälter wieder ausgeben, und die Ackercultur kommt nicht um einen Schritt weiter; werden diese Aemter Stückweise in Erbzins und Erbpacht gegeben, so können E. K. M. jenes Capital nach und nach baar herausnehmen, und durch einen zu stipulirenden Canon in Körnern können Sie, inclusive der Ersparnisse in der Ausgabe, den zeitherigen Etat dieser Provinzen decken.

Jenes Geld kann dazu angewendet werden, Schulden zu zahlen, den Credit der Bank herzustellen, Cano-

nen, Gewehre und Munition wieder anzuschaffen, Festungen zu bauen oder zu restituiren.

Die bisher den Bauer- und Bürgerstand in manchen Provinzen allein betroffene Last der Contribution, der Natural-Lieferung, des Vorspanns, muß auf das Grundeigenthum nach gleichen Grundsätzen repartirt werden. Da, wo der Netto-Ertrag catastrirt ist, behält man ihn bey.

Wenn aber in Schlesien Rustikal-Aecker 34 adliche nur 28½ pr. Ct. abgeben, so wären letztere auf 34 zu setzen; da wo aber der Boden gar nicht veranschlagt ist, wäre dies noch zu bewirken.

Die Accise wäre den Städten mehr abzunehmen und auf dem Lande auf Consumtibilien mit zu legen.

Um alle Fesseln für den Ackerbau zu entfernen, dürfen E. K. M. nur befehlen, daß alle Immolatsrechte wegfallen, daß ein jeder Bauer adliche, ein jeder Edelmann Rustikalgrundstücke kaufen, auch bürgerliche Nahrung treiben könne. Es muß ebenfalls jedem frey stehen, adliche Güther zu dismembriren, Bauergüther zu consolidiren, wer sich mit den hypothekarischen Gläubigern abfindet.

Alles personelle Leibeigenthum und der Dienstzwang ist zu cassiren.

Wer bürgerliche Nahrung treiben will, thue es ohne Anfrage, in Städten oder auf dem Lande; aller Zunftzwang, Meilenrechte hören auf.

Alle Juden, die keine bürgerliche Nahrung, sondern nur kleinen Geldschacher treiben, werden für infam, dagegen die Abdecker für ehrlich erklärt.

Alle besondere jüdische Abgaben müssen cessiren.

E. K. M. werden dann leicht bey den noch übrigen 6 — 7 Millionen Staatseinwohnern 25 Millionen Thaler Revenüen behalten.

Bis hier hatten E. K. M. 39 Millionen Thaler Revenüen, der Militairausgabe-Etat war 20, der Civil-Etat 6 Millionen; wenn nun künftig ersterer nur 7, letzterer nur 2 betragen kann, so behalten E. K. M. jetzt 26 Millionen übrig, statt daß es ehmals nur 13 waren, welche zu den übrigen Ausgaben zu verwenden bleiben.

Davon liegt der Grund darin:

1. Daß die pohlnischen Acquisitionen viel kosteten und nichts einbrachten.
2. Daß für das Militair so viele unnütze Ausgaben gemacht wurden: Bagage, Bäckerey ꝛc. ꝛc.
3. Daß viel zu viel Finanzbedienten angestellt waren.

Bey der Armee ist es nöthig, große Reformen zu machen.

Alles, was von Männern nicht physisch unfähig ist, die Waffen zu tragen, sey Soldat, deshalb möchten alle Stände in einander schmelzen, Adel, Bürger, Bauer, Militair- und Civilbeamter, Aerzte und Künstler; sie sind erst Soldaten, dann Staatsbürger; diese letzte Qualität erforderte die erste als Bedingung. Wer sich die Pflich-

ten

ten des Staatsbürgers abwälzen und Jemanden erkaufen will, um sie für ihn zu leisten, der hört auf, ein Staatsbürger zu seyn. Wozu soll jetzt der Erbadel dienen? das Prinzip der Ehre leitet ihn nicht mehr, er lebt auf Kosten des gemeinen Wohls.

Ehemals war er die Stütze der Konstitution, jetzt war er der Wurm, der in ihrem Kern frißt, daß sie zusammenstürzte.

Das Princip der Ehre wäre durch die drey Orden, welche E. K. M. nach Verdienst ertheilen, zu retten; sie möchten allen Staatsbürgern zu Theil werden, die es verdient haben, in allen Classen und Gradationen.

Die Taktik ohne Strategie dient zu gar nichts, und auch jene ist jetzt durch den Geist der Zeit verschieden von der, welche Ihr Großonkel einführte. Daß die neuere die ältere überwunden hat, das beweisen die Tage von Jena und Friedland.

Was soll die Taktik noch bewirken, wenn die Strategie schon entschieden hat? Sind die kriegerischen Operationen außer dem Gesichtskreise des Feindes von der Art gewesen, daß Rücken und Flanke entblößt sind, so nützen alle Bewegungen und Evolutionen unter den Augen des Siegers zu nichts mehr.

Ihre alten Feldherren, Sire, haben das Alte erhalten, aber die Strategie war ihnen fremd, sonst hätten sie Ihrem Vater unmöglich rathen können, Holland, die Niederlande und Cleve in französische Hände kommen zu

lassen, da seitdem jeder Krieg, den Preußen Frankreich erklärte, schon ohne Schuß verlohren war. Wohin Preußen seine Truppen schickt, kommen sie in einen Sack, sie marschieren aus der Spitze des Triangels in seine Reserve; gehen sie an den Main, so werden sie von Holland aus umgangen; gehen sie nach Holland, so sind sie durch Mainz tournirt.

Die Kriegskunst der Neuern ist mit weit weniger Beschwerden und Kosten verbunden, wie die alte. Wir sehen täglich französische Recruten ankommen, in acht Tagen lehrt man sie marschieren und schießen, dann treten sie auf das Schlachtfeld und schlagen den Feind. Ihre mehrsten Schlachten haben ihre Tirailleurs und Voltigeurs gewonnen.

Wollten E. K. M. nur ein kleines stehendes Heer, dagegen aber eine starke Landmiliz unterhalten, so würde es Ihren Cassen, Ihren Unterthanen im Frieden und im Kriege von großem Nutzen seyn.

Jede Commune muß ihre Compagnie oder zwey stellen, ein Jäger oder mehrere müssen die jungen Leute exercieren, dies besteht in weiter nichts, als in der Geschicklichkeit des Jägers; der Soldat muß mit seinem Gewehr umgehen lernen, er muß es ganz kennen und lieben, er muß ziehn und treffen; er muß auf dem Bauch kriechen, in dieser Stellung laden und todtschießen lernen; er muß von einem zwölfstündigen Marsch nicht ermüden; er muß Hunger und Durst leiden können.

Wir haben schon so viele geschickte Jäger als Stamm dieser Truppen; sie werden die beste und wohlfeilste Bauart eines Gewehrs angeben können.

Um diese Milizen zu üben, lasse man sie an Sonn- und Festtagen nach der Scheibe schießen und auf die Jagd gehen, die durchaus frey zu geben wäre, sie gehöre, wem sie wolle.

Jede Commune muß Preise für den aussetzen, der den besten Schuß gethan hat.

Wer ein Stück Wildpret schießt, dessen Eigenthum ist es.

Der größte Theil der Gewehre und Canonen ist in Feindes Hände gefallen.

Es müssen neue verfertigt werden. Man lasse für den Felddienst Gewehre und Canonen so leicht als möglich machen, wenn sie nur treffen.

Strategisch genommen, hat Preußen jetzt eine bessere Lage, wie vorher, gegen Deutschland.

Jetzt ist es die größte Politik, sich mit Oestreich innigst zu verbinden und an dasselbe anzuschließen; ist noch etwas zu retten, so kann es nur dadurch geschehen, so wie es unweise gewesen ist, Oestreich 1795, 1800, 1805 im Stich zu lassen.

Preußen bietet jetzt Deutschland eine Fronte, die nicht umfaßt wird, und Sachsen ist ihm nicht gefährlich, wenn das Gebirge in Schlesien, die Hafel und die Spree geschützt sind.

Daß das Avancement in der Armee nach Verdienst geschehen, alle militairische Arroganz, alle schädliche Spielerey mit Uniformen wegfallen müsse, das alles versteht sich von selbst.

Eben so einleuchtend ist es, daß alles, was nur einen Schein von Train und Bagage hat, wegfallen müsse. Können es die Franzosen entbehren, warum nicht wir?

Es ist jetzt nicht mehr dem Geist der Zeit entsprechend, dem Militair, und zwar nur bloß dem Officiercorps, einen ersten isolirten Stand einzuräumen. Es muß alles zu diesem Stande gehören; es giebt kein militairisches Ehrgefühl mehr, es giebt ein allgemeines Ehrgefühl. Strategik, Taktik mit ihren Hülfswissenschaften, Geometrie, Mechanik, — Chymie u. s. w. lehre man öffentlich; es wird dem Genie zu statten kommen, welches sich ihnen widmet. Die Manövrirkunst, oder vielmehr das mechanische Anwenden der Formeln, welche die Taktik aufstellte, ist nichts, worauf man stolz seyn könnte, so wie es bisher das preußische Officiercorps war.

Man hat Ihnen, Sire, übel gerathen: Eins der ersten militairischen Genies auf die Vestung zu schicken (den Herrn. v. Bülow). Friedrich nahm ihn gewiß, der zuerst in ein System brachte, was die Franzosen praktisch übten, an seine Seite. Hat Herr v. Bülow in seinem Feldzuge von 1805 sich verirrt, so war es wohl beleidigtes Ehrgefühl, was ihn so von dem wahren Gange des Genies abschwei-

fen ließ. Es war verzeihlich, das Jahr 1806 und 7 hat bewiesen, daß er Recht hatte. Sie haben, Sire, manchen geschickten Offizier in Ihrer Armee; sie stehen im Hintergrunde, ziehen Sie solche hervor.

Der Hauptnachtheil, den die jetzige Civil-Administration dem Staate bringt, ist ihr Excentrisches, der Antagonismus unter den sich bekämpfenden Behörden. Alles schreibt, niemand handelt. Es kostet Ihnen, Sire, viel Geld und Papier, und Sie sehen nirgend einen Erfolg: es wäre denn das Lizitiren der Akten voll todter Buchstaben:

Ich will es wagen, Ihnen eine weit einfachere und concentrische Civil-Administration vorzuschlagen.

Sie hatten bisher für die auswärtigen politischen Geschäfte zwey Minister, für die Justiz drey oder vier, für das Innere ein Generaldirektorium aus sechs bis sieben Ministern bestehend; für Schlesien einen besondern Chef. Außerdem, unter Ihrem Vorsitz, einen Cabinetsrath für das innere, äußere und militairische Wirken, dennoch einen Kriegsminister.

Werfen Sie dies alles weg, es taugt zu nichts, als die Geschäfte zu protrahiren und zu verwirren.

Ich wünschte: Sie ernennten einen Generalissimus für alle äußere und innere Angelegenheiten, ordneten ihm einen Staatsrath bey, deren Chef er wäre, worin alle letzten Enden der Staatsverwaltung zusammenliefen, unter Ihrem Vorsitz.

Er müßte ein Eugen, ein Richelieu, Mazarin, ein Erzherzog Carl seyn.

Mitglieder dieses Staatsraths (der sich wöchentlich versammelte), wäre der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Großcanzler, der Minister des Innern, Chef der Polizey im Allgemeinen und des Finanz-, so auch aller Oeconomie des Militairwesens.

Den Vortrag hätten noch ein Präsident aller speciellen und geheimen Polizey, und ein Generalfiskal.

Der Minister des Innern mag seine Büreaus für die verschiedenen Zweige seines Geschäftskreises haben; er steht aber allein an der Spitze.

Daß der Generalissimus der einzige erste Feldherr seyn müsse, versteht sich von selbst. Er kann es seyn, wenn er auch nie einer Wachtparade beywohnte. Morau war Advokat.

In den Provinzen müssen für Schlesien, Altpreussen, die Marken und Pommern drey General-Gouverneure ernannt werden, die das Civil und Militair unter sich haben, unter dem Staatsrath, dem Minister des Innern und der Justiz stehen.

Sie impulsiren auf Justiz, Finanz, und das Militair.

Die Justiz- und Finanzcollegia müssen aber den Land- und Steuerräthen, den Justiz- und Acciseräthen mehr Spielraum lassen.

Eine Gesetzcommission theils aus Officianten, theils aus Gelehrten, theils aus Provinzialdeputirten bestehend, bringe dem Staatsrath jährlich neue Gesetze oder Interpretationen der bestehenden in Vorschlag.

Der Generalfiskal sey der Controllent der Gouverneure der Provinzen.

Daß die Minister und der Staatsrath mit Generalia zu bearbeiten, die Gouverneure der Provinzen alles Spezielle abmachen; versteht sich von selbst.

Eine Oberdirektion einer speziellen Polizey ist ein nothwendiges Organ für Ihren Staat, sie muß unabhängig und nur dem Generalissimus verpflichtet seyn.

Ihre Officianten, öffentliche und geheime, müssen allenthalben stehn; letztere errichten ein Système d'Espionage für den Krieg. Ein guter Spion ist jetzt bey dem neuen Kriegssystem, wo alles auf Strategie ankommt, mehr werth, als ein halbvollendeter oder ein solcher Feldherr, der nur noch in der Manövrirkunst vegetirt.

Diese Partie haben Sie, Sire, vernachlässigt; sie entspricht Ihrem Herzen nicht, aber wohl dem neuen System des Kriegs. An Subjekten fehlt es in der Hauptstadt nicht, denn ist wohl eine Soldaten-Uniform von den Franzosen in Berlin unentdeckt geblieben?

Es kömmt nur darauf an, daß Sie die Spione gut bezahlen, und die auf Verrath ertappten henken lassen.

Es fehlt noch an einem nothwendigen Institut in Ihrem Staat, nothwendiger als das neue statistische Büreau, welches lügenhafte Tabellen sammelt.

Es ist ein neu organisirter Generalstaab unter dem Vorsitz eines tüchtigen Generals.

Dieser muß auf der Charte von Europa alle militairische Punkte kennen; ohne diese Kenntniß ist alle Strategie vergebens. Haben doch Ihre Generalquartiermeister nicht einmal die Gegend um Jena gekannt; sagte doch der unglückliche Herzog von Braunschweig am 13 Oktober:

Mein Gott, ist denn kein Officier da, der das Terrain kennt?

Der Friede zu Tilsit.

Auszug aus dem dritten Bande der vertrauten Briefe u. s. w.

Bulletin.

Voici les principaux articles de la paix de Tilsit:

La Pologne Prussienne a été donnée au Roi de Saxe, qui joindra à ses autres titres celui de Duc de Varsovie. Une constitution établira les libertés et les privilèges du peuple Polonais.

La limite de le Russie du coté de la Pologne a été ratifiée, et une population d'àpeu près deux cent mille ames a été réunie à la Russie.

Les Pays de Hesse-Cassel, de Brunswick, et tous les Etats, qu'avait le Roi de Prusse sur la rive gauche de l'Elbe, y compris Magdebourg, forment le Royaume de Westphalie. Le Prince Jerôme Napoléon, frère de l'Empereur, est reconnu Roi de Westphalie.

Dantzig avec un territoire de deux lieues autour de cette ville a été déclarée ville libre anséatique sous la protection du Duc de Varsovie

La Silésie, la vieille Prusse et tous les États de la Prusse jusqu'à l'Elbe ont été restitués au Roi de Prusse.

Le Roi de Prusse renonce à toutes les prétentions, successions éventuelles etc., qu'il aurait sur tous les Etats d'Allemagne.

Tous les princes de la confédération du Rhin sont reconnus, ainsi que toutes les dispositions, qui seraient faites par l'Empereur Napoléon des possessions, qui restent entre Ses mains.

Des pensions ont été assignées, à l'ancien Electeur de Hesse-Cassel, au Prince d'Orange, et au Prince de Brunswick.

Les Princes de Mecklenbourg, et le Prince de Saxe-Cobourg sont réintégrés dans la possession de leurs Etats.

Also ist es geschehen um Preußens Ruhm, um Friedrichs großes Werk. Niedergerissen hat die Schwäche, was die Stärke für Jahrhunderte erbaute. Es ist wahr: Preußens Staatsgebäude stand auf Pfählen gleich wie Amsterdam am Süder See, nur der Wurm hat sie viel zu früh zerfressen. Grade 20 Jahr sind es, als wir Holland mit einem Schwerdtschlag eroberten und wieder zurück gaben, nun werden wir selbst weggegeben. Wir wollen doch sehen, welche Folgen dies haben wird,

und haben muß; was Preußen verliert und wie das Königreich Westphalen beschaffen seyn wird.

Das neue Königreich Westphalen soll bestehen:

	Flächeninhalt.	Menschenzahl.	Revenüen.
	□ Meilen.		Thlr.
Aus dem Churfürstenthum Hessen	188	500000	2,600000
— Braunschweig	70	208000	1,500000
— Magdeburg	108	320000	2,090000
— Halberstadt, Hohenstein und Quedlinburg	36	140000	
— Hildesheim und Goslar	40	114000	500000
— Eichsfeld und Erfurth	49	158000	400000
— Grafschaft Mark	46	137000	4,500000
— Minden	19	70363	
— Ravensberg	17	89938	
— Lingen und Teklenburg	13	46000	
— Ostfriesland	57	119500	1,000000
— Münster	49	127000	700000
— Paderborn	50	98500	500000
— Bayreuth	57	223000	1,000000
— Hannover und Osnabrück	569	948000	3,860000
	1368	3,299301	18,650000

	Flächeninhalt. □ Meilen.	Menschenzahl.	Revenüen. Thlr.
Preußen verliert an deutschen Ländern	1110	2,499301	14,550000
Südpreußen	958	1,400000	2,580254
Neuostpreußen	915	877000	1,059483
	2983	4,776301	18,189737

Danzigs Verlust ist gar nicht zu schätzen.

Preußen behält noch:

	Flächeninhalt. □ Meilen.	Menschenzahl.	Revenüen. Thlr.
Ostpreußen	704	990000	7,000000
Westpreußen	576	817000	
Schlesien	726	2,047000	6,000000
Obersächsische Kreißlande	1167	1,853000	9,000000
	2173	5,707000	22,000000

Was sich Rußland dafür hat abtreten lassen, daß es für Preußen Schlachten verlohren hat, wird nach 200000 Köpfen berechnet. Rußland pflegt nicht anders zu rechnen; denn für dies Land haben Köpfe und Hände großen Werth. Rechne ich den preußischen Kopf auf 4 Thlr. reinen Ertrag nach Krug, so wäre dies ein blanker Verlust von 800000 Thlr. Revenüen. So hoch sind aber die Köpfe an der russischen Grenze, da sie stets mit dem Mägen in Collision gerathen, nicht zu taxiren; es mag mit einer halben Million genug seyn.

Daß das altpohlnische Terrain sammt seinen Magnaten, Schlachtschützen, Kummorniks, Chalupnern; mit seinen bretternen Städten und aus Lehm und Stroh geschaffenen Dörfern; mit seinem Klapuska, Schweinen, Wölfen, Bären, Lustrationen, Constitutionen, Starosten, Woywoden, Struzen, Juden; mit seinen Klößen, Dudelsäcken, Wudka ꝛc. verloren gegangen ist, davon wird Preußen den Vortheil, Sachsen den Titel, die Pohlen den Nachtheil tragen. Selbst wenn das stolze Danzig auch in integram restituirt worden ist, (vorausgesetzt, daß der Zoll an der Montauer Spitze wiederhergestellt werden sollte).

Beweiß mir das anschaulich, sagst du? Hier ist der Beweiß:

Die Pohlen haben von uns 20 Millionen geliehen, sie werden ihnen zu Michaelt aufgekündigt; sie können zu Ostern nicht zahlen, also machen sehr viele einen Concurs, und wir kommen wieder zu Gelde und sie verlieren ihre Güther.

Unser Ministerium verwandte eine große Menge Geldes zu Meliorationen, Colonisationen und Bauten in diesem Lande; das wird nun nicht mehr weggeworfen.

Schlesien wurde Pohlen zu Liebe zerstöre, das fällt nun weg.

Die Armee dürfte wohl auf 30000 Mann zusammenschmelzen, und der Militair-Etat auf die Hälfte herunterkommen.

Das ist wieder Profit tout clair für das Land.

Seine Revenüen kann der König sowohl vermehren als seine Schulden zahlen, und die Bank inclusive Seehandlung wieder herstellen, wenn er die schlesischen geistlichen Güther einzieht, seine Domainen dismembrirt und den Guthsbesitzer auf dem Lande mit Consumtionssteuern belegt, wie ich schon oft gesagt habe; doch so lange der Adel noch im Besitze der ersten Hofstellen ist, so lange wird dies wohl nicht geschehen. Wozu können aber auch einem kleinen Staate, wie Preussen jetzt ist, solche Reformen helfen? Selbstständig ist er nicht mehr, er muß den Willen dessen erfüllen, der ihn aus Gnaden in so weit wieder hergestellt hat, als er wieder hergestellt worden ist.

Es ist das Zeitalter der Revolutionen, der Veränderungen, der neuen Dynastien, vielleicht auch endlich der Religionen.

Ich denke mir so manchmal, wenn du Napoleon wärst, was würdest du nun machen?

So höre denn mich als Napoleon:

Spanien, Portugall, Italien, Holland, Deutschland im Süden und Norden liegen zu meinen Füßen; Dänemark nehme ich weg, so bald mirs behagt. In Pohlen habe ich den Grund vorläufig zu einem neuen Reich gelegt; um die Herrschaft mit Rußland auf dem Continent zu theilen, ist mir nur noch Oestreich im Wege.

Ich wußte sehr genau, wenn ich am Pregel geschlagen worden wäre, so wäre mir Oestreich in den

Rücken gefallen; ich würde also jetzt darauf bestehen, daß einer der Brüder des Kaisers König von Ungarn und diese Provinz von Oestreich getrennt würde.

Dann beherrscht Rußland den Norden, ich den Süden von Europa.

In Griechenland, woraus ich die Türken gemeinschaftlich mit den Russen vertriebe, würde ich ebenfalls kleine, mir unschädliche Staaten bilden.

Ich würde nun bestimmen, wie viel Militair diese Staaten zwischen dem Rhein und Bug halten sollten, und von den geschicktesten Staatsphilosophen einen neuen Codex von Gesetzen über das Völkerrecht unter diesen kleinen Mächten sanctionieren, so daß unter ihnen nur ein Federkrieg statt finden könnte.

Ich dürfte nur eine Canone abfeuern lassen (wie Friedrich einst gesagt haben soll) so würde Jeder von diesen kleinen Kriegern bald mit seinen paar Soldaten wieder in seiner Residenz seyn; hier könnten jene künftig zu Kirchen-Paraden, religiösen Umgängen und zur innern Polizey gebraucht werden.

Mein Hauptzweck würde nun seyn, von England den Frieden zu erkämpfen, eine Landung von allen Seiten zu versuchen, und den Berg der englischen Nationalschuld in die Luft zu sprengen.

Dann würde ich Gleichheit der Rechte auf dem Meere einzuführen suchen, Industrie und Handel auf dem Continent wieder herstellen, daß der wahre Napo-

leon dies will, beweist die Wiederherstellung der Hanse).

Im Innern würde ich besonders in allen Ländern dahin sehen, daß ein öffentlicher Censor bestellt würde, der nach aller Stimme der Rechtschaffenste wäre, und bey dem das Alter jede Leidenschaft schweigen liesse.

Was das Ueberirrdische anlangte, da möchte jeder glauben, was er wollte, jedoch mit der Ausnahme, daß dieser Glaube nicht das Moralprincip aufhöbe:

Liebe Gott und deinen Nächsten mehr wie dich selbst.

Aus diesem Grunde würde ich denn das Judenthum mit Stumpf und Stiel ausrotten, weil es lehrt: Liebe deinen Geldsack mehr denn alle Menschen.

Den Beweis hat man ja auch ohnehin, daß diese Sekte nichts taugt; denn haben sie nicht den preußischen Staat zu Grunde gerichtet, und so viele unserer Großen zu sich hinüber gezogen?

Es ist ja auch nicht möglich, eine Religion zu dulden, die jenes Moralprincip aufhebt, sonst entsteht Status in Statu, wie wir es im Preußischen gesehen haben.

Der Abt zu Lemnin in Pommern hat es vor alten Zeiten prophezeiht:

Die Juden würden den preußischen Staat zu Grunde richten.

Jetzt sehen wir den Erfolg.

Ich

Ich ließe demnach die Juden alle einschiffen, und nach Tunis transportiren, weil der dortige Regent sie am besten zu corrigiren versteht.

Frankreich würde ich (so bald der Handel auf dem Meere hergestellt, und seine ehmaligen Colonien zurückgegeben, die Marine wieder erschaffen wäre), zu einem Paradies machen. Litteratur und Kunst müßten blühen, und das goldne Zeitalter wiederkehren.

Doch was unterhalte ich dich mit meinen Träumen. Wir wollen es abwarten, was Napoleon thun wird.

Die Erklärung des Freyhafens von Danzig ist mir sehr aufgefallen:

Das heißt doch wohl:

Nach dem hergestellten Frieden mit England? Sonst würden alle englischen Waaren hier landen, rohe Produkte dafür wieder hinaus gehen, und jene von dieser Seite sich über Europa ausbreiten; andere Städte, als Leipzig, Braunschweig und die drey Hansestädte müßten bey der Sperrung der Elbe zu Grunde gehen.

Von dem Kriege mit den Türken steht nichts in diesem Bülletin, die dortige Theilung wird wohl nachkommen; wären die Türken nur mit sammt ihrem Mufti über den Hellespont.

Was werden die vielen preußischen Offizianten machen, die jetzt Brodlos werden?

Diejenigen, welche jenseits der Elbe angestellt sind, werden in die Dienste des Königs von Westphalen gehen. Die südpreußischen, die brauchbar sind, wird die neue Republik wohl beybehalten, nur müssen sie polnisch lernen.

Was sollen aber so viele Geheime Ober-Finanz-, Geheime Ober-Rechnungs-, Geheime Ober-Tribunalsräthe cum Accessoriis anfangen? Mit denen steht es schlimm, wenn man sie alle beschäftigen und salariren soll.

Wird es ihnen überlassen, was sie thun sollen, so werden sie das Einfache ausdehnen. Schlesien werden sie mit dem großen Mantel des Generaldirektorii bedekken, und was wird es hier nicht zu organisiren geben, ehe die verwöhnten Cammern und Unterbehörden in den Direktorialton fallen? Man wird wohl einen eignen Stimmhammer hinschicken müssen.

Acquiriren und Organisiren waren zeither solche beliebte Redensarten, als ehemals in Frankreich, revolutionniren und füsiliren. Ich fürchte nur, wenn die Berliner in Schlesien zu viel organisirten, daß hier bedenkliche Gährungen entstehen würden; es wäre besser, und der König handelte sehr weise, wenn er Schlesien seinen alten würdigen Chef wieder gäbe, und die schon durch den Krieg unglückliche Provinz nicht noch durch die Abhängigkeit von den Berliner Finanzbehörden intimidirte.

Bessern werden die Berliner Herren hier nichts, aber wohl verschlimmern.

Ich glaube, (den militairischen Ruhm abgerechnet) werden die preußischen Unterthanen des conservirten Staats besser daran seyn, wie vorher. Ich habe es schon gesagt: wozu viel Militair? Entweder für Frankreich oder Rußland, für uns ist es ja nun überflüssig. Preußen hatte seit der Revolution in Frankreich und dem Eindringen des Nordens auf den Süden einen gefährlichen Standpunkt. Um sich auf der alten Höhe zu erhalten, waren keine Resourcen, keine natürlich oder künstlich befestigte Grenzen, eigentlich gar keine Grenzen, kein Arrondissement vorhanden. Die Armee wurde durch erkaufte Soldaten zum Theil recrutirt, das Land durch schlecht angelegte Accisen geängstigt.

Nun ist das ja alles anders.

Der Körper der Wespe (nach Bülow) ist zerschnitten. Wir sind durch Napoleons Hülfe arrondirt. Die Elbe macht einigermaßen eine Grenze, Schlesien und Ostpreußen arrondirt sich selbst. Wir können die Accise vereinfachen und mehr vertheilen. Wenn Schlesien sonst 40000 Mann Truppen unterhielt, dürfen es jetzt nur 20000 seyn.

Wien.

Ich soll dir erklären:

1. Warum die Engländer immer von Landungen schreiben, und keine machen, und warum sie in den Dardanellen nichts ausrichteten? an der Revolution in Constantinopel keinen Antheil nahmen?
2. Warum jetzt erst, und nicht vor zwey Monaten, Unterstützung für die Schweden in Stralsund angekommen ist, wo man den Frieden geschlossen hat?
3. Warum man nicht vor der Schlacht bey Friedland Frieden geschlossen hat? und diese verloren ist?
4. Warum Oestreich schläft?

Ad 1. Die Engländer sind keine Narren: die Türkey zu erhalten, mit ihr den englisch-levantischen Handel, das ist ihr Interesse. Wer weiß, wie viele Millionen an englischen Waaren in Constantinopel lagen; sollte die der Admiral in Brand stecken? Er wollte durch Drohungen die Pforte zur englischen Parthey wieder herüber ziehen; da dies mißlang, da machte er, daß er fortkam.

Daß aber die Engländer die Charten zu der Revolution nicht mischten, darin lag die Dummheit. Daß sie nicht landeten, daran thaten sie ihrerseits wohl. Es war doch eine unnütze Anstrengung.

Ad 2. Das geschah, weil man in unserm und dem russischen Hauptquartier wohl nichts von Diversionen im Rücken des Feindes halten muß; wir wollen

nur immer en Fronte operiren, es ist ordentlich ekelhaft zu vernehmen, wenn die Oestreicher — Russen — Preußen in allen ihren Berichten melden:

Da der Feind unsere linke oder rechte Flanke umgangen hatte, so mußten wir diesen zurücklehnen, die Armee nahm also eine Stellung rückwärts u. s. w.

Wir stellen unsere Heerhaufen auf einen kleinen Raum auf, und glauben, der Feind müsse unserer Taktik folgen.

Die Lehren im Jahr 1792, wo Cüstine in unserm Rücken, Mainz, Deutschlands erste Vestung, in 3 Tagen wegnahm; die Umgehungen Püchegrüs der östreichisch-englischen Armee im Jahr 1794; Napoleons Abschneiden der kayserlichen Armee in Italien, indem er über den Bernhard ging; die neuste Umstellung der preußischen Armee bey Jena; diese Erfahrungen bleiben für uns schlechterdings ohne Nutzen. Wir bleiben kleben am Alten, und wer eine neue Idee aufstellt, den nennt man einen Narren, einen Wahnsinnigen, oder setzt ihn wie Bülow auf die Vestung. Wer nicht die alten Begriffe der Taktik im Kopfe hat und den kleinen Dienst nicht versteht, der darf es gar nicht einmal wagen, eine neue Idee aufzustellen. Was kann der Dintenklechser wissen? er kann auf Ehre keine Wachtparade commandiren, heißt es gleich.

Wenn sogleich, als in Hessen der Bauernaufruhr ausbrach, der sich schon Westphalen und Franken mittheilte, ein gelandetes keines Heer von Stade aus ins

Hannöversche rückte, so war eine furchtbare Revolution im Rücken der Franzosen gemacht, die sie von Ihrer Basis völlig abschnitt.

Napoleon konnte nichts detachiren, denn er ließ ja das Mortiersche Corps und 12000 Bayern nach der Schlacht bey Eylau zu sich kommen.

Wenn in Schlesien gleich nach dem Abmarsch der 12000 Bayern die Preußen, statt mit 1400 Mann auf Breslau zu marschieren, hier eine falsche Attaque formirt hätten, das Hauptcorps aber über das Gebirge in die Sprottauer — Prinkenauer Forsten nach Denkwiz hin, nach Glogau geschickt, und möglichst als Bauern maskirt hätten, so war es möglich, Glogau (das schlesische Depot für die Armee an der Weichsel) zu überrumpeln.

Wenn nun endlich dann in Stralsund zur rechten Zeit eine Armee gelandet wäre, als die Schweden die Franzosen über die Peene trieben, so konnten jene bis nach Cüstrin gehen.

Ich rede gar nicht davon, daß man beyzeiten durch Danzigs Besatzung Schills Unternehmungen hätte befördern sollen, und den Feind in Schlesien im Rücken angreifen können, sondern ich finde es nur nach unserer bisherigen Manier zu handeln sehr consequent, daß wir jetzt Truppen in Stralsund landen lassen, da wir in Tilsit den Frieden geschlossen haben.

Daß der König von Schweden den Waffenstillstand aufkündigt, indem die großen Mächte auf ihrer Seite solchen angenommen haben, das soll wohl nur seine Consequenz bezeichnen, denn Pommern verliert er doch; es soll also mit Ehren geschehen. Für die Nachwelt wird dies Stoff zum Nachdenken seyn, für uns Zeitgenossen ist es erklärlich.

Es ist das Resultat der Allianzen, bey welchen nicht eine Macht dominirt, sondern eine jede für sich operiren will.

Ad. 3. Warum man nicht vor der Schlacht Friede geschlossen hat? frägst du: Ey warum hat man überhaupt den Krieg angefangen? darauf ist nichts zu antworten. Verlohren hat man sie, weil der rechte Flügel wieder einmal umgangen worden ist, wie gewöhnlich! Große Jalousie soll unter den großen und kleinen Officieren beyder Armeen gewesen seyn, wie gewöhnlich. Soltikov bey Kunersdorf, und Bennigsen bey Eylau; dort bittet Laudon zu avanciren, hier thut Lestok das nämliche, beyde russische Generale retirirten aber, jener nach Posen, dieser nach Königsberg; die Schlacht, meynten Beyde, hätten sie gewonnen; cui bono? frägt man, ja das ist den Generalen einerley, wenn sie nur die Schlacht gewonnen haben.

Man sagte: nach der Schlacht bey Eylau hätte den Russen die Munition gefehlt. Am andern Tage, als man zurückgegangen war, da probirte man die Preußi-

sche, und o Wunder! sie paßte für das Caliber der russischen Gewehre. So muß man's machen, wenn man mit Napoleon Krieg führen will; man muß nachher überlegen, was man vorher hätte thun sollen. Das ist überhaupt unsere Manier, wir sind immer klug, wenn wir vom Rathhause kommen, das macht, daß wir unsere gescheuten Leute auf die Vestung schicken.

Ad. 4. Oestreich schläft, meynst Du? Ja du hast wohl recht! wenn es nicht durch etwas anders abgehalten wird; Geldmangel und Furcht vor einer Insurrection in Ungarn, gleich der in Südpreußen.

Diese Insurrection wäre wohl noch eher zu erwarten gewesen, wie die in Pohlen, da man die Ungarn drückt, und der jetzige König von Preußen den Pohlen manche Wohlthaten erwiesen hat.

Dies abgerechnet, worüber ich nicht mit Bestimmtheit zu urtheilen vermag, war wohl kein besserer Zeitpunkt für Oestreich vorhanden, sich an Bayern zu rächen und Napoleon aller Subsistenzbasis zu berauben, als wenn es nur 50000 Mann an die Elbe und Oder rücken ließ und Schlesien wegnahm; wenn es 50000 Mann gerade nach Tyrol und in die Schweitz schickte; eine Observation gegen Italien, eine andere in Gallizien aufstellte.

Durch den Besitz der Schweitz tournirte es Italien, Bayern und Würtenberg, Frankreich stand ihm offen. Durch eine Armee in Sachsen und Schlesien war die

französische Armee von ihrer Basis abgeschnitten, ihr Lebensmittel und Munition entzogen.

Man denke sich Diversionen von Danzig, Colberg und Stralsund und Landungen an der Elbe hinzu, und in dieser Situation hätte erst Napoleon nach der Schlacht bey Eylau recht zeigen können, welch ein Feldherrntalent in ihm ist.

Daß dies alles nicht geschah? Wie soll ichs nennen? doch man sieht:

Das Genie leitet die Siege und die Vortheile im Kriege allein.

Napoleon, der notorische Sieger wird gefürchtet, alle seine Feinde haben das Selbstvertrauen verlohren. Ich glaube selbst:

Würde einst die Armee, welche er commandirte, völlig geschlagen, man würde es für eine Maske halten und nicht vorrücken.

Es kommt alles auf ein solches Genie des Führers an, weniger auf die Stellung und die strategischen Ansichten.

Jener ergreift die Umstände beym Schopf und braucht sie, er mag situirt seyn wie er will. Es ist unmöglich von der Stellung der Franzosen an der Weichsel zu sagen: Sie sey gut gewesen, dennoch hat das Genie wieder gesiegt.

Was mag Napoleon wohl darunter haben, fragen die Politiker, daß er solche runde Massen in Deutschland formt, den Hanseatischen Bund wieder herstellt, aus so vielen Punkten ein Ganzes macht? Ich glaube, Napoleon sieht sich selbst als ein Werkzeug der Vorsehung an.

Man wolle sich erinnern: daß die Hanse dem englischen Handel sonst die Waage hielt. Man bedenke, wie wohl es den neuen Unterthanen des Königreich Westphalens einst seyn wird, einen Oberherrn zu haben, und welch ein mächtiges Reich! Welche kräftige Nation Westphälinger — Hessen — Niedersachsen! Wie leicht kann Sachsen durch Vermählung hinzukommen! Nach und nach wird Deutschland in einen mächtigen Staat zusammenschmelzen, und es wird dann heißen: dazu legte der große Bildner Napoleon den Grundstein!

Etwas
zur Beurtheilung des sogenannten schwarzen Registers.

Seite 65 der Neuen Feuerbände Zweytes Heft.

Der Cammer-Gerichtsrath Herr von Greveniz hat die Redaktion der Neuen Feuerbrände in den Stand gesetzt, seine Rechtfertigung gegen die Anschuldigungen in dem schwarzen Register dem Publikum mittheilen zu können. Wir thun dies um so lieber, da sich jenes Register in die Neuen Feuerbrände eingeschlichen hat, uns die Ehre eines jeden rechtlichen Mannes lieb ist, und wir selbst wissen, daß jenes Register eine Menge Unrichtigkeiten enthält. Auch wir fordern den Verfasser auf, sich öffentlich zu nennen.

Der schwarze Registrator giebt an:

1. Meine Erwerbung des Gutes Tarnowo beruhe auf einem Scheinkauf.
2. Ich hätte es erschlichen und um 65000 Thlr. wieder verkauft.
3. Diese Schenkung sey mein Lohn gewesen, dafür, daß ich zu Gunsten einer Parthey gerichtet habe.

Erste Angabe. Als im Jahr 1796 die geistlichen Güther in Südpreußen eingezogen wurden, vermuthete ich, daß dies, eben so wie dies in Westpreußen unter Friedrich II. der Fall gewesen war, isolirte, in ihren Ruinen begrabene Grundstücke an Deutsche in Erbpacht ausgethan, und daß, eben wie damals, Staasdiener der Provinz, die ihr mühseeliges Amt zum Besten des letzten mit Ehren verwaltet hätten, hiebey einen Vorzug genießen würden.

Ich bat daher in einer officiellen Supplik den Minister Grafen von Hoym um die Erbpacht einer solchen Besitzung und schlug Tarnowo vor, welches Guth isolirt lag, seit fünf Jahrhunderten dem Domkapitul als Obereigenthümer, und dem jedesmaligen Bischoff als temporellen Nutznießer gehörte, und wo daher keiner von beyden einen Nagel eingeschlagen hatte. Die officielle Resolution vom 3ten August 1796 machte mir dazu Hoffnung, allein sie hatte keinen von mir erwünschten Erfolg. Nach vielen Monaten erfuhr ich dagegen, daß Tarnowo unter der Zahl derjenigen Besitzungen sey, die an den Grafen v. Lüttichau gegen ein Erbstandsgeld und unter andern oneröfen Bedingungen veräußert worden. Ich reisete sogleich nach Berlin, bat den Grafen von Lüttichau, mir dieses Guth, auf deren Erbpacht ich durch jene frühere Zusage des Staats einigen Anspruch hatte, zu verkaufen, und der Minister Graf von Hoym unterstützte meine Bitte menschen-

freundlich. Nun kam es auf Bestimmung des Kaufgeldes an. Da weder ich noch der Graf eine von dem Werth eigene zureichende Kenntniß hatten, verfügten wir uns Beyde in das Bureau des südpreußischen Generaldepartements. Der Chef, Geheimer Finanzrath Schulz, legte uns die Acten vor, aus welchen sich folgendes ergab:

Tarnowo war, gleich allen andern geistlichen Güthern, Behufs der Besteurung, mehrere Jahre vorher, ehe an eine Veräußerung gedacht war, vom Staate mit allen andern geistlichen Güthern classificirt, und durch Local-Recherche und Revision der Ertrag auf circa 818 Thlr. ausgemittelt worden. Die Königliche Verleihungsurkunde machte dem Grafen Lüttichau zur Pflicht, außer dem Erbstandsgeld jährlich

1. 50 pr. C. an den König mit 409 Thlr. 16 Gr.
2. An den jedesmaligen Bischoff 267 " 8 "

überhaupt 677 Thlr. *)

auf ewige Zeiten zu entrichten. Es blieb also nur ein Ueberschuß von circa 150 Thlr. übrig, welcher zu 6 pr. C. noch nicht 3000 Thlr. betrug. Ich verpflichtete mich, dieses Kapital als Kaufgeld zu erlegen und außerdem des Grafen ökonomische **) Korrespondenz in der

*) Die Documente darüber sind beym Pachter in Tarnowo. Ich versichere auf meinen Amtseid und auf mein Ehrenwort, daß 409 Thlr. an den König, und 267 Thlr. an den Bischoff jährlich itremissibel abzuführen sind.

**) Ich habe 2 Jahr postäglich die unangenehmste Schreiberey geführt.

Provinz zu dirigiren. Beydes habe ich vertragsmäßig erfüllt.

Außer jenen 3000 Thlr. mußte ich das ganze Inventarium, welches nach dortiger Landesart dem Pachter gehört hatte, auf der Stelle zusammenkaufen Ich erbaute einen Gasthof, und mehrere Wirthschaftsanlagen vorzüglich aber brachte ich es mit unsäglicher Anstrengung dahin, daß die Grundstücke des Dominii durch Vermessung und Separation auf Einen Fleck kamen. Die Vermessung ergab, daß über 400 Morgen Ackerland seit Jahrhunderten wüste und unbenutzt gelegen hatten; ich schlug sie dazu.

So verwandte ich mit Einschluß des Kaufgeldes gegen 15000 Thlr. darauf, die ich zum Theil borgen mußte. Als nach Jahr und Tag der belohnende Erfolg sich übersehen ließ, zugleich aber zwischen dem Grafen Lüttichau, dem Grafen Hoym ꝛc. große Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, schrieb ich dem ersteren unter Beifügung von Charten und Vermessungsregister, und trug bey ihm darauf an:

den Kauf zurückgehn zu lassen, oder ein höheres Kaufgeld zu fordern, wenn er ein, auch nur moralisches Bedenken dabey finde; wenn es aber noch sein Wille sey, bey dem Kauf stehen zu bleiben, mich dieser seiner wahren wiederholentlichen ernstlichen Willensmeynung noch einmal brieflich zu versichern.

Seine eigenhändige Antwort vom 20sten Februar 1798 lautet:

Ew. ꝛc. beurtheilen mich aus einem sehr unrichtigen Gesichtspunkt, wenn Dieselben glauben können, daß ich Ihnen Tarnowo misgönne, oder je das allermindeste dagegen moviren werde. Sie sind unschuldig, und nie kann ich Denselben über das, was Sie gekauft, einen Vorwurf machen.

Und nun zwey Fragen:

1. Ist das eine Schenkung, *) wenn der Staat ein verwüstetes Grundstück mit dem Bedinge austhut, den ganzen bis dahin von ihm ausgemittelten jährlichen Ertrag nach Abzug von 15 pr. C. Administrationskosten, auf ewige Zeiten irremissibel davon abzuführen, und noch ein Erbstandsgeld außerdem zu erlegen?

2. Kann ein Eigenthum rechtlicher und moralischer übertragen werden, als hier von dem Grafen Lüttichau an mich geschehen ist?

Zweyte Angabe. Im Herbst 1799 ließ mir ein Landesältester, Traugott v. Holy, den Antrag zu einem Tausch Oberschlesischer Besitzungen gegen Tarnowo machen. Dabey schlug er seine Besitzung, die Güther Glinitz, die er im Jahre 1795 für 85000 Thlr.

*) Es sind in Berlin so zahllose Häuser von 20, 30 tausend Thlr. für manchen gebaut worden, davon schreibt keine Seele.

erkauft, worin er aber einen Hohofen gebaut und einige Erzgruben entdeckt hatte, auf 320000 Thlr. an.

Lange widerstand mein besserer Genius diesen Antrag, so sehr mich auch ans Südpreußen verlangte. Ich erklärte ihm, daß Tarnowo ein zu geringes Object sey, ich außerdem kein Vermögen habe, und also in so große Besitzungen mit einem zu kleinen Kaufgelde käme. Allein er erwiederte; er sehne sich Krankheitshalber nur nach Ruhe und bewillige mir:

1. Daß das Kaufgeld für Glinitz durch eine landschaftliche Taxe bestimmt.
2. Mir für Tarnowo 48000 Thlr. abgerechnet werden sollen.

Ich stipulirte dagegen ferner:

1. Ihm 12000 Thlr. über die Taxe zu zahlen.
2. Auf ewige Zeiten mit ihm und seinen Kindern, wenn ich Glinitz ja mit Vortheil wieder verkaufen sollte, den Vortheil zur Hälfte zu theilen.

Dafür versprach er für Tarnowo 60009 Thlr. abzurechnen, und 7000 Thlr. Schulden, die darauf eingetragen waren, zu übernehmen.

*) Das Resultat dieser meinerseits mit Redlichkeit und Vorsicht eingeschrittenen, aber durch Abscheulichkeiten,

*) Die weitläuftigen Urthel erster Instanzen werden wegen ihrer Weitläuftigkeit nicht eingerückt, sie enthalten aber alles

kuten, die nicht hieher gehören, misgerathenen Unternehmung war, daß durch ein Urtheil des Geheimen Obertribunals vom 12ten August 1806 das ganze Veräußerungsgeschäft annullirt worden ist. Und so bin ich denn nach wie vor Eigenthümer des Guthes Tarnowa geblieben, und so glücklich, es dem schwarzen Registrator hiermit für diejenigen 65000 Thlr., für die er es mich verkaufen läßt, zum Kauf anzubieten; denn als ein so patriotischer Feind des Schenkungswesens wird er durchaus nichts geschenkt verlangen. Um unterdessen den allerwichtigsten und unverzeihlichsten Fehler an diesem sogenannten Schenkungsverkaufe, daß nämlich der schwarze Registrator selbst dabey nicht bedacht worden ist, in etwas zu redressiren, will ich es ihm für 48000 Thlr. ablassen. Ja ich will noch weit mehr thun. Garantirt er mir diejenigen 10 bis 15000 Thlr., die ich im Traugott v. Holyschen Concurse als Schaden, Vorschuß und Verlust bey dem Besitz von Elinitz, liquidirt und erlitten habe, zurückzuschaffen, und die Löschung der auf Tarnowa für v. Holysche Schulden angemeldeten Protestation zu bewirken, ebendes, wenig

das, was dem Herrn v. Grevenitz zur Rechtfertigung dient. Dagegen theilen wir dem Publiko einige andere interessante Aktenstücke mit, die dem Gurowskyschen Prozeß betreffen: 1) Ein Schreiben des Herrn v. Grevenitz an den Gurowsky; 2) das Instruktionsprotocoll in der Scheidungssache; 3) ein Exposé des Herrn von Grevenitz an einen seiner Vorgesetzten.

Die Redaktion.

stens das letzte, hoffe ich, ist nicht schwer) so soll er Tarnowo für 27000 Thlr. haben! Ich habe allerdings in 10 mühsamen Jahren zwar nur etwa 10 bis 12000 Thlr. ehrlich erworben, allein das Glück, dem schwarzen Registrator für sein General-Tableau 40000 Thlr. zugewandt zu haben, würde mich über alles trösten.

Doch alles dies sind nur Kleinigkeiten. Die Hauptsache liegt in der dritten Angabe.

Hier, mein schwarzer Herr Registrator! kommen Sie so leichten Kaufs nicht weg. Das allgemeine Landrecht setzt fest:

Daß Richter, die Geschenke nehmen, und mit Rücksicht auf dieselben Recht sprechen, kassirt und zu 3 bis 6 Jahren Zuchthaus oder Festung verurtheilt werden sollen.

Zugleich verordnet aber eben dieses Gesetz:

Daß, wer einen Richter dessen falsch beschuldige, gleichfalls kassirt und auf 2 Jahr und darüber ins Zuchthaus gesperrt werden soll.

Ich fordere Sie nun im Angesichte von ganz Deutschland auf, sich zu nennen, und die Sache mit mir auszumachen; die Akten sollen demnächst gedruckt werden.

Beylagen zur vorhergehenden Vertheidigung.

Ew. Hochwohlgebohren erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 21sten v. M. worin Sie mir Ihre Wünsche: das Bischöfliche Guth Tarnowo, wenn solches in Erbpacht gegeben werden sollte, als Erbpachter zu erhalten,

vorläufig eröffnet haben, hierdurch zur Antwort, daß ich auf die Erfüllung derselben gewiß Rücksicht nehmen und bemühet seyn werde, Ihrem Gesuche zu willfahren. Der jährliche Erbpachtzinß wird jedoch nicht nach der zeitherigen Lustration, sondern nach hierüber festzustellenden Principien zu reguliren seyn. Breslau den 31ten August 1796.

Hoym.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Ew. Hochwohlgebohren beurtheilen mich aus einem sehr unrichtigen Gesichtspunkt, wenn Dieselben glauben können, daß ich Ihnen Tarnowo mißgönne, oder je das Allermindeste dagegen moviren werde.

Sie sind unschuldig, und nie kann ich Denselben über das, was Sie gekauft, einen Vorwurf machen.

Braunschweig, den 26sten Febr. 1798.

v. Lüttichau.

Vorläufige Grundlage zu einer Punktation eines Kaufs- und Tauschvertrags der Herrschaft Gliniz mit dem Guthe Tarnowo.

1. Des Herrn Landesältesten v. Holy Hochwohlgebohren verkaufen dem Regierungsrath v. Grevenitz die Herrschaft Gliniz in Ober-Schlesien, bestehend aus den Dörfern Gliniz, Lubetsko, Bogdalla, Zborowski, nebst allen Pertinenzien.

2. Hingegen verkaufet der Regierungsrath v. Grevenitz dem Herrn Landesältesten v. Holy sein im Posner Kammerdepartement gelegenes Guth Tarnowo cum pertinentiis.

3. Der Kaufpreis von Tarnowo ist auf Sechzig und Sieben Tausend Reichsthaler Courant verabredet und bedungen.

4. In Ansehung des Kaufpreises von Gliniz hingegen ist bedungen, daß beyde Theile es auf eine im Frühjahr 1800 vorzunehmenden landschaftliche Ab-

schätzung, welche persönlich beizuwohnen beyden Theilen freystehet, ankommen lassen wollen. Der solchergestallt à 5 pr. C. durch die Landschaft eruirte Werth von Glinitz und eine Zulage dazu von 12000 Thlr. constituiren das Kaufpretium von Glinitz, mit der Einschränkung jedoch, daß

5. die Summe von 315000 Thlr. niemals übersteigen werden kann, wenn auch die landschaftliche Taxe verhältnißmäßig höher ausfiele.

6. Der Verkauf beyder Güther geschiehet in Pausch und Bogen, mit allen Beständen, Nutzungen und Lasten, wie sie heute stehn und liegen.

7. Der Herr L. A. v. Holy evincirt, daß nicht mehr als 116000 Thlr. Realschulden auf Glinitz haften und überhaupt keine sonstige Realansprüche, sie mögen Namen haben wie sie wollen. z. B. aus schon bezahlten noch nicht erfüllten Lieferungen an die Güther und deren Beständen, vorhanden sind, und zwar bis dahin, daß durch ein öffentliches Aufgebot die reine Praclusion aller unbekannten Realprätendenten erfolgt seyn wird. Ein gleiches evincirt der Regierungsrath v. Grevenitz in Ansehung von Tarnowo, als auf welches außer der Steuer und der Kompetenz nach Ausweis des Hypothekenscheins mehr nichts als 7000 Thlr. für den Generallieutenant v. Grevenitz Excellenz haften.

8. Der Herr L. A. v. Holy verstatten es dem Regierungrath v. Grevenitz, daß, wenn dieser für gut

Sie sind unschuldig, und nie kann ich Denselben über das, was Sie gekauft, einen Vorwurf machen.

Braunschweig, den 26sten Febr. 1798.

v. Lüttichau.

Vorläufige Grundlage zu einer Punktation eines Kaufs- und Tauschvertrags der Herrschaft Gliniz mit dem Guthe Tarnowo.

1. Des Herrn Landesältesten v. Holy Hochwohlgebohren verkaufen dem Regierungsrath v. Grevenitz, die Herrschaft Gliniz in Ober-Schlesien, bestehend aus den Dörfern Gliniz, Lubetsko, Bogdalla, Zborowski, nebst allen Pertinenzien.

2. Hingegen verkaufet der Regierungsrath v. Grevenitz dem Herrn Landesältesten v. Holy sein im Posner Kammerdepartement gelegenes Guth Tarnowo cum pertinentiis.

3. Der Kaufpreis von Tarnowo ist auf Sechzig und Sieben Tausend Reichsthaler Courant verabredet und bedungen.

4. In Ansehung des Kaufpreises von Gliniz hingegen ist bedungen, daß beyde Theile es auf eine im Frühjahr 1800 vorzunehmenden landschaftlichen Ab-

schätzung, welche persönlich beizuwohnen beyden Theilen freystehet, ankommen lassen wollen. Der solchergestallt à 5 pr. C. durch die Landschaft eruirte Werth von Glinitz und eine Zulage dazu von 12000 Thlr. constituiren das Kaufpretium von Glinitz, mit der Einschränkung jedoch, daß

5. die Summe von 315000 Thlr. niemals überstiegen werden kann, wenn auch die landschaftliche Taxe verhältnißmäßig höher ausfiele.

6. Der Verkauf beyder Güther geschiehet in Pausch und Bogen, mit allen Beständen, Nutzungen und Lasten, wie sie heute stehn und liegen.

7. Der Herr L. A. v. Holy evincirt, daß nicht mehr als 116000 Thlr. Realschulden auf Glinitz haften und überhaupt keine sonstige Realansprüche, sie mögen Namen haben wie sie wollen. z. B. aus schon bezahlten noch nicht erfüllten Lieferungen an die Güther und deren Beständen, vorhanden sind, und zwar bis dahin, daß durch ein öffentliches Aufgebot die reine Praclusion aller unbekannten Realprätendenten erfolgt seyn wird. Ein gleiches evincirt der Regierungsrath v. Grevenitz in Ansehung von Tarnowo, als auf welches außer der Steuer und der Kompetenz nach Ausweis des Hypothekenscheins mehr nichts als 7000 Thlr. für den Generallieutenant v. Grevenitz Excellenz haften.

8. Der Herr L. A. v. Holy verstatten es dem Regierungrath v. Grevenitz, daß, wenn dieser für gut

finden sollte, die 116000 Thlr. durch Pfandbriefe abzulösen, und die Pfandbriefe bis so weit reichen sollen, daß noch ein Quantum von 15000 Thlr. darüber herauskäme, über diese 15000 Thlr. Pfandbriefe zu disponiren. Sollten aber die Pfandbriefe nicht hinlangen, um nach Abzug der Schulden noch 15000 Thlr. übrig zu lassen, so erlaubt der Herr L. A. v. Holy, wenn der Regierungsrath v. Grevenitz es begehrt, ihm zu einem Negoce von 15000 Thlr. die Priorität vor seinen Kaufgeldern. Hiergegen zahlt

9. der Regierungsrath v. Grevenitz bey der Tradition von Glinitz 10000 Thlr. baar, übergiebt Tarnowo an Zahlungsstatt von 60000 Thlr. und stipulirt, im Fall die Pfandbriefe sich über 116000 Thlr. und 15000 Thlr. sich belaufen sollen, den Ueberrest von Pfandbriefen dem Herrn v. Holy Zahlungsstatt zu übereignen.

19. Da die baare Zahlung der 10000 Thlr. gleich bey der Tradition und noch vor der landschaftlichen Abschätzung, mithin noch eher geschiehet, als der Titulus possessionis für den Regierungsrath v. Grevenitz berichtiget werden kann, so stipulirt der L. A. Herr von Holy, daß er die 10000 Thlr. nicht anders, als gegen eine gesetzlich zureichende Realsicherheit in Empfang nehmen kann, bis dahin, daß das Eigenthum von Glinitz auf den Regierungsrath von Grevenitz übertragen wird.

11. Die übrig bleibenden Kaufgelder bleiben für den Herrn v. Holy acht Jahre lang zu 4½ pr. Ct. stehn, nach deren Ablauf die Aufkündigung von Jahr zu Jahr jedesmal auf die Hälfte geschehen kann.

12. Auf den freylich nicht wohl denkbaren nur der Möglichkeit halber angeführten Fall, daß durch die landschaftliche Taxe das Kaufpretium von Glinitz nur auf 186,000 Thlr. oder niedriger zu stehn käme, dergestallt, daß der Herr L. A. von Holy durch die Uebernehmung der 116,000 Thlr Schulden, den Empfang von Tarnowo à 60,000 Thlr. und die gezahlten 10,000 Thlr. baar, mehr erhalten hätte, als er haben solle, versichert der Herr v. Holy mit Tarnowo hinreichende Sicherheit wegen dieses Ausfalls und dessen Ersatzes zu bestellen.

13. Alle Kosten, die das Kaufgeschäft, von dem heutigen Tage an bis zu seinem gänzlichen Beschluß, macht, tragen beyde Theile gemeinschaftlich.

14. Gegenwärtiger Entwurf verbindet zwar noch keinen von beyden Theilen; es wird jedoch ausdrücklich bedungen, daß binnen hier und längstens eilf Tagen bey einhundert Ducaten Strafe die bestimmte Erklärung über die Acceptation erfolgen muß, welchemnächst, wenn die Acceptation geschehen, eine gerichtlich vollzogene Punctation aufgenommen werden soll. So geschehen Posen den 27sten September 1799.

Pacta adjecta

zu den Kaufcontracten vom 22sten October 1799. über 1) die Güther Glinitz, Bogdalla, Zborowsky; 2) Lubetzko; 3) Tarnowo.

Zwischen dem Landesältesten Herrn Traugott von Holy und dem Regierungsrath Friedrich August Ferdinand v. Grevenitz sind zu den heut vollzogenen Kaufcontracten über 1) die Güther Glinitz, Bogdalla, Zborowsky; 2) Lubetzko; 3) Tarnowo folgende Pacta adjecta errichtet und verabredet worden:

Es ist nämlich zwischen beyden Theilen über den gegenseitigen Ankauf und Verkauf der vorhin genannten Güther, die hier neben an gelegene Punctation d. D. Posen den $\frac{27\text{ September}}{7\text{ October}}$ 1799 abgeschlossen, hiernächst aber sind die besondern Kaufcontracte 1) über Glinitz, Bogdalla, Zborowsko; 2) Lubetzko; 3) Tarnowo sub dato hodierno vollzogen worden.

In dem Kaufcontracte sub 1. ist ein Kaufpretium von 280,000 Thlr., in dem sub 2 eines von 35,000 Thlr., zusammen also sind 315,000 Thlr. als Kaufpretium angenommen. Dieses ist jedoch nach dem Wunsche des

Herrn Landesältesten von Holy, in der von ihm geäußerten Vermuthung geschehen, daß die landschaftliche Taxe dieser Güther im Herbst 1799 auf 303,000 Thlr. oder höher ausfällt, indem beyde Theile es unverändert bey den Stipulationen der Punctation d. D. Posen den $\frac{27}{7}$ $\frac{\text{September}}{\text{October}}$ 1799 bewenden lassen, wonach des von ihm, dem Regierungsrath v. Grevenitz, zu zahlende Kaufpretium durch den Betrag einer im Herbste 1799 durch die Landschaft, Behufs der Aufnehmung von Pfandbriefen aufzunehmenden Detaxation und eine Zulage dazu, von zwölftausend Thlr. constituiret werden soll, dergestellt jedoch, daß niemals ein höheres Kaufpretium, als dreymalhundert und funfzehntausend Reichsthaler Statt findet.

Und da sich in der Folge nach abgeschlossener Punctation gezeigt hat, daß Lubetzko bereits für 22,000 Thlr. sage zwanzig- und zweytausend Reichsthaler landschaftlich abgeschätzt, und eine neue Detaxation nicht zulässig ist, so ist das Kaufpretium von Lubetzko sofort auf zwey und zwanzigtausend Reichsthaler verabredet worden, dergestalt, daß nicht die in dem Kaufcontracte vom heutigen Tage angenommene 35,000 Thlr., sondern nur diese 22,000 Thlr. das Kaufpretium von Lubetzko ausmachen.

Da nun die Realschulden, die der Käufer auf Lubetzko übernehmen müssen, 32,848 Thlr. betragen, so ist der Herr Landesälteste v. Holy verbunden, den Ueber-

schuß von 10,848 Thlr. dem Regierungsrath von Grevenitz bey dem Handel mit Gliwitz, Bogdalle und Zborowsky zu gute zu schreiben.

Für diese Güther, welche nunmehro allein zur landschaftlichen Detaxation kommen, ist nämlich in dem Contract ein Kaufpreis von 280,000 Thlr. angenommen. Um so viel nun die landschaftliche Taxe im Herbst 1799 mit einer Zulage von 12,000 Thlr. berechnet, niedriger ausfällt, als 280,000 Thlr., um soviel ist der Herr Landesälteste v. Holy gehalten, dem Regierungsrath von Grevenitz von dem Kaufpretium als bezahlt abzuschreiben und zu quittiren. Eben so müssen davon, wie schon angeführt, obige 10,848 Thlr. von dem wahren Kaufpretium abgerechnet werden, als in welcher Art der Landesälteste, Herr von Holy, bereits im voraus consentiret und darüber quittiret.

Gleichergestallt bleibt es bey den übrigen Bestimmungen der Punctation vom $\frac{27}{7}$ Septemper October 1799, wie solche darinnen verzeichnet sind; nur mit folgenden Abänderungen ad §. 7. bedarf es keines öffentlichen Aufgebothe der unbekannten Realprätendenten, weil man sich beyderseits der Friction überhaupt begeben hat. Ad §. 8. wird der Betrag des Dispositions- und Prioritätsquanti auf 13000 Rthlr. herunter gesetzt; ad §. 10. geschieht die Zahlung der 10,000 Rthlr. längstens innerhalb hier und drey Wochen entweder baar oder in Pfandbriefen; ad §. 11. sind die Zinsen der rückständigen Kaufgelder

auf 5 pr. Ct. erhöht, und Käufer stipuliret die 7,000 Rthlr. so auf Tarnowo haften, davon binnen hier und Johanni abzunehmen, dergestalt, daß Herr Verkäufer hierdurch sofort ein neues Abschlagsgeld von 7,000 Rthlr. erhält. Uebrigens wird der Herr Landesälteste v. Holy zur Beruhigung der Angehörigen des von Grevenitz in Bezug auf den §. 12 der Punctation, so lange bis die landschaftliche Taxe publiciret und dadurch erwiesen ist, daß der landschaftliche Werth von Glinitz, Bogdalla, Zborowsky und Lubetzko mit einer Zulage von 12000 Thlr. sich höher beläuft, als der Herr Landesälteste von Holy durch die 60,000 Rthlr. übrig bleibendes Kaufgeld von Tarnowo, durch die 10,000 Thlr. Angeld und durch die angewiesene 116,000 Thlr. Schulden, seinerseits bereits empfangen hat, mithin der Fall eines Ausfalls und Ersatzes nicht vorhanden ist, auf Tarnowo keine Realschuld contrahiren oder dasselbe verkaufen, ohne solches vorhero dem Herrn v. Grevenitz zu seiner etwannigen Deckung angezeigt zu haben, ob ihm gleich solches sofort naturaliter übergeben wird. Endlich stipuliret der Regierungsrath von Grevenitz, daß falls er die Güther Glinitz, Bogdalla, Zborowsky und Lubetzko zusammen oder getrennt, über kurz oder lang mit Vortheil verkaufen sollte, er von dem verbleibenden reinen Gewinn gegen den Einkauf nach Abzug der etwannigen Unglücksfälle

und Meliorationskosten, die Hälfte an den Herrn von Holy oder seine Erben abzutreten schuldig ist.

Diese Pacta adjecta sollen in dupld. von beyden Theilen unterschrieben und besiegelt werden, und soll die Vollziehung gerichtlich recognoscirt, der Inhalt aber nicht verlautbart werden; so geschehen Glinitz den 22sten October 1799.

(L. S.) Friedr. Aug. Ferd. v. Grevenitz,
Königl. Südpr. Regierungsrath.

(L. S.) Traugott von Holy.

Daß sowohl der Königl. Südpr. Regierungsrath, Herr Friedrich August Ferdinand v. Grevenitz aus Posen, als auch der Landesälteste Traugott von Holy ihre vorstehende Namensunterschrift und Siegel dato gerichtlich für ihre eigene Handschrift anerkennet und erkläret haben, wie sie den ihnen wohlbekannten Inhalt des gegenwärtigen Instruments durchgehends genehmigen, wird hiermit auf den Grund des dato hierüber aufgenommenen Protocolls in fidem publicam unter gewöhnlicher gerichtsamtlichen Fertigung attestiret. Glinitz den 22sten October 1799.

Adelich v. Holysches Gerichtsamt.

(L. S.) Gräbe.
Justitiarius.

Daß vorstehende Abschrift mit dem mir producirten Original-Documente wörtlich gleichlautend sey, solches attestire ich nach vorgängiger genauen Collation hiermit unter Beydrückung des Regiments-Siegels.

Glogau den 12ten November 1799.

(L. S.) Schwadke,
Auditeur im Regiment von Grevenitz Infanterie.

In Sachen des Kammer-Gerichtsrath von Grevenitz, Klägers an einem, und des von Holyschen Concurs Curatoris Hofrath Breither, Beklagten am andern Theil,

erkennen Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. den ergangenen Acten gemäß hierdurch für Recht:

Daß Formalia Revisionis für richtig anzunehmen; auch in der Sache selbst Sententia a qua vom 14ten November 1805 auf die Revision des Klägers resp. dahin zu bestätigen und zu modificiren, daß nunmehr, nachdem der Curator Massae Fol. 438, 439 selbst erklärt hat, daß er die Concession zu Erwerbung des Guths Tarnowo nicht herbeyschaffen wolle und könne, auch gedachtes Guth Namens der Masse nicht begehre, die in gedachtem Erkenntnisse auf den Fall der nicht bewirkten Concession bestimmte Definitiva eintrete, und das ganze die Glinitzischen Güther und das

Gut Tarnowo betreffende Veräußerungsgeschäft aufzuheben, und beyden Theilen ihr etwanniger Entschädigungsanspruch ad separatum vorzubehalten, solchemnach die Revision des Beklagten sich von selbst erledigen und dieser die Kosten seiner Revision allein zu tragen gehalten sey, die Kosten der klägerischen Revision aber zu compensiren:

Von Rechtswegen,

(L. S.) v. Grolman

Königl. Preußis. Oberschl. Ober-Amtsregierung.

Beyder.

Publicirt, Brieg den 1ten August 1806.

(L. S.) Schander.

qua Commissarius.

Jany.

Ausfertigung
des Revisionserkenntnisses in
Sachen des Cammergerichts-
raths von Grevenitz
wider
den v. Holysch en Curator.

Widmozny mci Graffie
Szacowny przyiacielu i Dobrodzieju!

Odebrates WMPan dobrodzi od Wzney Graffowy szucowney swey Małzonki list, nad którego wyrazy nic Jey iuż więcey, stosownie do Jey urazonego wspaniałego umysłu czucia życzyc sobie, nie pozostaie. Ja sam widzę dla siebie pobudkę, udania się teraz do WPana Dobrodzieja samego, a żebyś tey sprawie spocobem chlubnym przyspieszył ukończenie.

Wzna Graffowa iuż nic nie wspominała o rozwodzie, żąda zaś

Hoch- und Wohlgeborner
Herr Graf,
Schätzbarer Freund!

Ew. Hoch- und Wohlgeb. haben von der Hoch- und Wohlgeb. Gräfin, Ihrer schätzbaren Gattin, einen Brief erhalten, über dessen Ausdrücke derselben Ihrem beleidigten erhabenen Gefühl gemäß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Ich selbst sehe für mich einen Bewegungsgrund, mich an Ew. Hoch- und Wohlgeb. zu wenden, damit Sie die Beendigung dieses Prozesses auf eine ruhmwürdige Art beschleunigen möchten.

Die Wohlgeb. Gräfin hat schon nicht mehr an die Ehescheidung

Wyznaczenia i assygnowania alimentow, na jackichkolwiek pewnych nieruch omych dobruch. tak dla siebie iako i Dzięcięcia.

Mnie się ten widzi leydż iedyny sposob, toruiący do Poiednania drogę.

Alimenta musiey WMPan Dobrodziey zapłacić, te się należą z Prawa natury i rezolucyą Przes. Regencyi są ustanowione, ochroń więc WMPan Dobrodzi Kosztow prownych i tey nieprzyiemności, ktorą za sobą pociąga prawne ich ściągnienie. Część ich iest ieszcze zaległu, a nowy kwartał iuż znowu upłynął, miałem zlecenie żądania exekucyi, wstrzymuię się z tym, przekonywaiąc się iż WMPan Dobrodziey

zapewne

gedacht. Sie begehrt aber die Aussetzung und Assignation der Alimentengelder auf irgend welche unbewegliche Güther sowohl für sich als für das Kind.

Dieses scheint mir das einzige Mittel zu seyn, welches den Weg zur Versöhnung bahnt.

Alimentengelder müssen Ew. Hoch- und Wohlgeb. zahlen, diese gebühren nach dem Natur-Gesetz, und sind durch die Resolution einer Hochlöblichen Regierung festgesetzt. Sparen Sie mithin die Gerichtskosten und Unannehmlichkeiten welche das Rechtsverfahren nach sich zieht; ein Theil der Alimentengelder ist noch rückständig, und ein neues Quartal ist bereits verstrichen. Ich hatte den Auftrag Execution nachzusuchen, ich halte,

nur

zapewne do uczynioney sobie przychylesz się propozycyi.

Zadną miarą WMPan Dobrodziey tego wycią gać nie możesz, by małżonka Jego teraz z nim mieszkała, nawet gdyby i wewnętrznie do tego skłonną była. Jest Corką Generała mojora v. Bischofswerder; Proces kriminalny WPa Dobrodz. ieszcze nie ukończony; zwaz więc WMPan Dobrodziey delikatnym zdaniem, czyli otym nawet wspomnieć można.

Czas przyszły musi dobry okazać skutec, Prawa WMPa Dobrodz. a Processie rozwodowym zostaią cale nienadwerężone, zaś rownie salvo jure żadac będzie-

nur solche ein, weil ich mich überzeuge, daß Sie gewiß den Ihnen gemachten Vorschlag genehmigen und annehmen werden.

Keinesweges können Ew. Hoch- und Wohlgeb. verlangen, daß Ihre Ehegattin jetzt mit Ihnen wohne, wenn sie auch sogar innerlich dazu geneigt wäre. Sie ist die Tochter des General Majors v. Bischoffswerder; der Criminalproceß wider Sie ist noch nicht beendiget, betrachten mithin Ew. Hoch- und Wohlgeb. ob man sogar daran denken kann.

Die künftige Zeit muß die gute Wirkung ausweisen, die Gerechtsamen bleiben in der Ehescheidungssache Ew. Hoch- und Wohlgeb. ganz

my repozycyi aktow, przez co proceſs przytłumionym będzie.

Imc. Pan v. Triebenfeld oswiadczył swą łaskę iż ontę sprawę tym torem dostatecznieyułatwi; Imc. Panu Gebhardowi przeczytałem także ninieyszy list, ktory iest zgodny z iego myzlą.

Upraszam przeto Pana mego ołaskawą od powiedz, i iestem zprzyzwoiłym szacunkiem i statą przyiaznią

WMPana Dobrodzieju

naynizszym sługa
v. Greveniz

w Poznaniu
d. 22. Czerwca 1795.

unverletzt, wir werden gleichfalls salvo jure auf die Reposition der Acten antragen, wodurch der Proceß getilget wird.

Der Herr von Triebenfeld hat durch seine Güte erklärt, daß er diesen Proceß auf diese Art völlig beilegen wird. Dem Herrn Gebhard habe ich auch diesen Brief vorgelesen, welcher mit seinen Gedanken einstimmig ist.

Bitte mithin Ew. Hoch- und Wohlgeb. um gütige Antwort und bin mit gehöriger Achtung und beständiger Freundschaft

Ew. Hoch- und Wohlgeb.

gehorsamer Diener
v. Greveniz

Posen
d. 22. Juny 1795.

Dieser, von einem elenden Translator aus dem Pohlnischen erbärmlich zurück übersetzte Brief, documentirt die ehrliche und friedliche Art, worauf ich die Sache, als sie noch in meiner Hand war, zu vergleichen dachte.

In dessen Gemäßheit ward auch ein, die Wiederaussöhnung und Feststellung der Alimente betreffender Vergleich in Krotoczyn im July 1795 verabredet. Als er aber nach Potsdam kam, ward ich disgracirt, und die Sache ging einen andern Weg.

Aus dem Vortrag Seite 13 und dem Statu controversiae S. 20 gehet sonnenklar hervor, daß bey Entscheidung der Sache gar keine Rede von dem Aussöhnungsvergleich vom July 1795 war, sondern nur die Gültigkeit der Vergleiche vom 22sten August, 10ten Septbr. und 17ten Octbr. 1795 wurden diskutiv.

Wenn daher der Graf S. 12. per Compagnie jenen harmlosen Brief, auch als ein Zwangsmittel mit aufführt, die seinem Inhalt directe contrairen Vergleiche vom 22sten Aug. u. s. w. zu vollziehen; so ist dieses allzu irrelevant, als daß noch ein Wort darüber verloren werden dürfte, und wirft auf des Grafen ganzen einseitigen übrigen Vortrag den Verdacht, daß er Unwahrheit gesagt hat.

Copia.

Actum Posen, den 14ten April 1796.

In dem heute per Decretum vom 25sten Februar c. in Sachen der Gräfin Gurowska contra Maritum anstehenden Termine gestellte sich für die Klägerin deren Assistent der Regierungsrath v. Grevenitz.

Zuvörderst bemerkte derselbe, wie er in Termino den 22sten Februar um deswillen nicht erscheinen können, weil ihm die Citation nicht insinuirt worden, indem er vom 8ten bis zum 23sten Februar mit Urlaub verreiset gewesen.

In der Sache selbst erklärte er sich ad Decretum vom 11ten und 25sten Februar dahin:

Die Intention der Klägerin gehe lediglich dahin, daß es bey dem Vergleiche vom 10ten September und respect. 17ten October sein Bewenden haben müßte, insofern derselbe die proceßführenden Theile betreffe, weshalb er auch nicht geglaubt habe, daß es der Ansetzung eines nochmaligen Termins bedürfe, sondern Acta auf den Eingang des Schreibens des Pupillencollegii sofort hätten zum Spruch vorgelegt werden können, denn die Klägerin betreffend, so bestehe sie auf die Erfüllung

des Vergleichs. Der Beklagte hingegen könne von denselben nicht abgehen.

In Ansehung des aus der Ehe gebornen Kindes aber, so könne darüber unter den Parteyen keine Bestimmung noch Vergleich statt finden, sondern die Klägerin müßte sich schlimmsten Falls gefallen lassen, daß dem Kinde auf den Grund des ergangenen Schreibens des Pupillencollegii in dem künftigen Erkenntnisse Jura salva vorbehalten bleiben.

Die Klägerin widerspreche daher vorläufig allen weitern Verhandlungen, wolle jedoch erwarten, was der Gegentheil in dem heutigen Termin anbringen werde, und bitte nur noch um die äußerste Beschleunigung der Sache.

Ferner erschien der Beklagte in Person und ließe dahin vernehmen:

Er sey der Meynung, daß die Frage: ob qua Vergleich für bestehend, oder für Null zu achten, in einem besondern Proceß verhandelt werden, und die Instruction der Hauptsache so lange ausgesetzt seyn müßte, bis entschieden sey, ob er an den Vergleich gebunden, oder nicht? und inhärire er daher lediglich seiner im Protocolle vom 22sten Februar gegebene Erklärung.

Eventualiter wenn das Collegium eine besondere Nullitätsklage in separato nicht nachlassen sollte, wolle er folgendes anführen:

Es wären in der Sache vier Vergleiche geschlossen worden, der 1ste zu Krotoczyn von der C. J. Commiss. daselbst, im July 1795, welchen Bekl. nicht besitze und auf dessen Edition er antragen müsse; der 2te zu Breslau unterm 22sten August ejusd. annt, wovon das Original ad Acta gegeben worden; der 3te zu Posen den 10ten September 1795, und der 4te ebenfalls zu Posen den 17ten Octbr. 1795.

Zur Eingehung aller dieser Vergleiche sey Beklagter durch Furcht und Zwang bewogen worden. Zur Unterstützung dieser Behauptungen werden folgende Thatsachen angeführt:

a) Ehe irgend ein Vergleich abgeschlossen worden, habe der Kriegsrath Triebenfeld ihm theils selbst, theils durch andere, und insbesondere durch den v. Kordaczewski aus Krotoczyn bedrohen lassen, daß wenn er sich mit seiner Gemahlin nicht vergleiche, und ihr nicht zugestehe, was sie von ihm verlangen werde, er entweder wegen seiner Insurrectionsvergehungen eine lebenswierige oder wenigstens eine zwölfjährige Vestungsstrafe zu erdulden haben würde; im Gegentheil aber und im Fall des Vergleichs mit seiner Gemahlin werde er von aller Strafe frey gesprochen, die Untersuchung wegen der Brandstiftung niedergeschlagen, und ihm auch die Staroftei Kolo gelassen werden. Zum Beweise könne der v. Kordaczewski selbst darüber eidlich abgehört werden.

b) Als in Krotoczyn bey dem ersten Vergleich von dem von Triebenfeld, welcher immer für seine Ehegenossin gehandelt, Vergleichspropositionen gemacht, und Bekl. geäußert, daß das vorgeschlagene Alimentationsquantum zu hoch sey, so habe ihm der von Triebenfeld die Faust ins Gesicht gesetzt, mehrere Schimpfwörter gegen ihm ausgestoßen, als Lümmel u. s. w., worüber der von Straus als Zeuge angegeben wird. Der Bekl. sey daher hierdurch bewogen worden, den Vergleich zu Krotoczyn ohne weitere Umstände zu unterschreiben.

c) Nachher sey der v. Triebenfeld wiederum zu ihm gekommen, habe behauptet: wie er einen Brief aus Berlin erhalten, nach welchem man mit dem ersten Vergleiche nicht zufrieden seyn wolle; er habe die ad a: angeführten Drohungen wiederholt, ihn sofort mit zu dem Canzler Hohmuth in Breslau genommen, und dadurch bewogen, den Vergleich vom 2cften Augüst, wovon der v. Triebenfeld schon einen Entwurf in Händen gehabt, zu unterschreiben, seine Unterschrift vor dem Hohmuth zu recognosciren, und seinen Inhalt zu genehmigen.

Bey dem v. Hohmuth habe der v. Triebenfeld in Gegenwart des erstern nochmals die oben angeführte Versicherung wiederholt, wenn Bekl. den Vergleich eingehen würde. Zum Beweise beziehet sich Beklagter auf die eidliche Vernehmung des v. Trie-

Benfeld selbst, so wie auf die Aussage des von Hohmuth.

d) Als sein Vater die Kleezewer Güther an seinen des Beklagten Schwager, den v. Sokolowski, verkauft, so habe der v. Triebenfeld ihm einen Urlaub nach Attendorf bewirkt, um seinen Vater deshalb Gegenvorstellungen zu thun. Bey dieser Gelegenheit habe der v. Triebenfeld, dem der Bekl. das Ehrenwort geben müssen, nicht weiter als nach Attendorf zu reisen, die obigen Drohungen und respect. Versicherungen in Gegenwart seines des Beklagten Vaters wiederholt, als worüber dieser abgehört werden könne.

Zugleich habe der von Triebenfeld ihm daselbst gerathen, nicht nach Posen zu gehen, um auf den Rath seines Mandatarii, des L. R. Gebhard, daselbst mehrere Termine abzuwarten, weil die Regierung ihn sonst arretiren lassen würde, und sey besonders der Präsident v. Steudner auf ihn aufgebracht. Durch alle diese Drohungen habe der v. Triebenfeld ihn nie aus seinen Händen lassen wollen, und dadurch alles bey den Bekl. bewerkstelliget.

e) Nachdem Bekl. mit dem von Triebenfeld wieder nach Breslau zurückgereiset, habe er ihm bey damaliger Anwesenheit des Herrn Großcanzler zu Breslau gerathen, bey demselben einzukommen, und um die Niederschlagung der Strafe wegen der Brandstif-

tung *) zu bitten, wobey er ihm versprochen, diese Niederschlagung für ihm auszuwirken. Allein Beklagter sey abschläglich beschieden worden, und behalte er sich vor, die deshalbige Revolution im Original einzureichen. Beklagter provocire deshalb auf die eidliche Vernehmung des von Triebenfeld wegen seines hiebey gethanen Versprechens.

f) Bald hernach habe der v. Triebenfeld ihm zugeredet, nach Posen mit ihm zu reisen, ohne daß Comparent selbst gewußt habe, warum; unterwegens habe ihn der von Triebenfeld versichert, man wolle in Berlin mit den bisherigen Vergleichen nicht zufrieden seyn, bestehe auf Sicherheit, wobey derselbe die alten Drohungen und Versicherungen wiederholte. Hier in Posen habe ihn der v. Triebenfeld versichert, nur durch seine Verwendung bleibe Comparent von der Arretirung frey.

Ferner, er werde den Proceß mit dem von Malezewski verlieren, wenn er sich nicht von neuem, und zwar über Murowanna-Goslin vergleiche. Auf diese und ähnliche Art sey Comparent bewogen worden, den gerichtlichen Vergleich vom 10ten September v. J. abzuschließen. Comparent bemerkt hierbey noch: daß er sich anfänglich dessen geweigert, der

*) Wegen einer Brandstiftung erhielt Gurowski schon vor der Insurrection Stadtarrest, aus dem er, zur Insurrection entfloh. Er hatte seiner Tante ein Haus angesteckt.

von Triebenfeld von dem Bürger Bartkowski und dessen Ehefrau verlangt habe, ihm deshalb zuzureden. Hierüber wird auf das Zeugniß der Bartkowskischen Eheleute Bezug genommen.

g) Comparent pflege nie Wein zu trinken, da er ihn nicht vertragen könne. Ehe der Termin am 10ten September vorigen Jahres abgehalten worden, habe er auf Zureden des Triebenfeld ein paar Gläser Wein trinken müssen, wodurch er zwar nicht betrunken und seines Verstandes beraubt, jedoch sehr erhitzt und geneigt gemacht worden, sich zu dem Vergleich gerichtlich zu bekennen. Zum Beweise seines Vorgebens beziehe sich Comparent auf alle die Personen, welche das Protocoll vom 10ten September unterschrieben. Zum Beweise aber, daß Comparent schlechterdings keinen Wein vertragen könne, und gar keinen zu trinken pflege, beziehe er sich auf das Zeugniß der Großmarschallin v. Gurowski und des Bischofs von Kydzynski. Während seiner damaligen Anwesenheit hieselbst, habe ihn der von Triebenfeld beständig und besonders durch den v. Kordaczewski beobachten lassen, damit er mit niemanden, und besonders nicht mit dem von Straus, sprechen dürfe, und habe ihn der v. Kordaczewski beständig, wenn er ausgegangen, begleiten müssen. Dieses werde der von Kordaczewski bezeugen müssen.

h) Nachdem dieſer Vergleich abgeſchloſſen worden, ſey Beklagter wiederum mit dem von Triebenfeld nach Breslau zurückgekehrt, dieſer aber nach Berlin gegangen, um, wie er behauptet, die Klägerin und ihren Vater zur Annahme des Vergleichs zu disponiren. Als er von dort zurückgekommen, habe ihn Verkl. verſichert, man wolle daſelbſt mit dem Vergleich nicht zufrieden ſeyn, ſondern baar Geld haben. Er habe ihn ferner zu überreden geſucht: als ſey die Klägerin durch den Vergleich vom 10ten September übervortheilt worden, ihm angerathen, die Güther Murowanna-Goslin zu verkaufen, die alten Drohungen wiederholt, und auf dieſe Art ihn bewogen, wieder mit ihm nach Poſen zu reiſen. Hier ſey Comparent von neuem von dem v. Triebenfeld auf die oben bemerkte Art zur Eingehung eines anderweitigen Vergleichs zugeſetzt, auf Anrathen deſſelben von den Bartkowskiſchen Eheleuten zugeredet, und nun bewogen worden, den vierten Vergleich vom 17ten October einzugehen. Hierbey habe ihm der von Triebenfeld unter andern den Vorſchlag gemacht:

> Daß Comparent ſeinen Vater unter Curatel ſezzen laſſen ſollte, damit derſelbe nicht mehrere nachtheilige Verfügungen über ſein Vermögen treffen könne.

Zum Beweiſe dieſes Vorgebens wird auf das Zeugniß des Bartkowski und des von Dobrogoyski,

Pächter der Staroſtei Kolo, Bezug genommen. Daß er aber die vorgeſchlagene Curatel ſeines Vaters verworfen habe, deshalb beziehe er ſich auf einen anonymiſchen Brief, den er an ſich ſelbſt deshalb geſchrieben und den der Lieutenant v. Zablovki bey dem Regiment Prinz Hohenloh zu Breslau abgeſchrieben habe. Der Beweiß ſelbſt werde ſich hinter dem v. Triebenfeld befinden.

i) Als Beklagter insbeſondere den letzten Vergleich nicht eingehen wollte, ſo habe ihn der v. Triebenfeld vorzüglich dadurch zur Eingehung deſſelben zu bereden gewußt, daß er ihm verſichert, der v. Malezewski wolle die 60,000 Thlr. an die Klägerin und 12,000 Thlr. darauf haftende Schulden zahlen, und alsdann das Guth an ſich bringen.

Da es bereits zwey Uhr geſchlagen, ſo wurde mit der Vernehmung abgebrochen, und ein neuer Termin mit Bewilligung der Intereſſenten auf Morgen Nachmittag um drey Uhr verabredet, in welchem ſich beyde Theile sub praejudicio Instructionis in contumaciam geſtellen wollen.

v. Götze. v. Kurowski.

Continuatur den 15ten April 1796.

Nachdem sich der Bekl. wiederum in Person gestellt hatte, so fährt er folgendergestallt fort:

k) Nachdem er mit dem v. Triebenfeld nach abgeschlossenen vierten Vergleich wiederum nach Breslau zurückgekehrt, so sey ihm einige Zeit darauf das Criminalurtel publicirt worden, welches er anliegend im Original übergebe, und nach welchem er in eine dreyjährige Festungsstrafe gegen eine Reluition von 6000 Thlr. verurtheilt, seiner Cammerherrn-Würde für verlustig erklärt, und wegen der Staroftei Kolo dem Fiscocompetenten vorbehalten worden. Mit diesem nachtheiligen Urtel sey er zu dem von Triebenfeld gegangen, und habe ihm darüber Vorstellungen gemacht, daß, ob er ihn gleich wegen der eingegangenen Vergleiche Befreyung von aller Strafe versprochen, er dennoch auf die angeführte Art verurtheilt worden.

Der von Triebenfeld habe erwiedert: dies könne nicht anders seyn, weil das Publicum sonst daran Anstoß nehmen würde; allein es werde nichts aus der Strafe werden, und er, der Triebenfeld, wer-

de dies schon in Berlin auswirken. Der von Triebenfeld sey auch wirklich nach Berlin gegangen, habe aber bey seiner Zurückkunft erklärt:

Wie des Königs Maj. auf ihn, Beklagten sehr aufgebracht, und seiner Gemahlin verbothen sey, seinen Namen zu führen. Er habe aber immer die alten Versicherungen wiederholt, daß er noch seine Begnadigung auszuwirken hoffe. Hiermit habe der v. Triebenfeld ihn in beständiger Furcht und Angst erhalten wollen, um ihn noch mehr seinem Willen geneigter zu machen. Derselbe habe ihm nämlich verschiedentlich den Vorschlag gemacht, sein von seinem Oncle, dem Melchior von Gurowski, ererbtes Silber nach Breslau kommen zu lassen, um solches zu veräußern, so wie seinen Antheil von Russoine zu verkaufen.

Hierzu habe ihm jedoch der von Triebenfeld nicht bewegen können, weil Comparent nach so mancherley Umzügen gemerkt, daß er hintergangen, und nun wieder nach Posen zurückgekehrt sey. Comparent bemerkt, wie bey allen diesen Unterhandlungen niemand zugezogen gewesen, und er habe daher keine andern Beweißmittel darüber, als daß er auf die eidliche Vernehmung des v. Triebenfeld antragen müsse. Aus mehreren von ihm an denselben geschriebenen Briefen werde auch hervorgehen, daß ihn der v. Triebenfeld in beständiger Furcht und Angst erhalten habe, und werde demselben zugleich die Edition dieser Briefe

aufzugeben seyn, da Comparent keine Abschriften davon besitze.

Endlich beziehe sich der Comparent auf das Zeugniß des L. R. Gebhard, daß der Triebenfeld an ihn geschrieben, er solle ihn, Beklagten, zu bereden suchen, wieder nach Breslau zurückzukehren, widrigenfalls der Gebhard ihn damit ängstigen sollte, daß, wenn er das Reluitionsquantum am 1sten März nicht zahlen würde, so sollte er arretirt werden.

Demohngeachtet habe Bekl. auf sein nachher ergangenes Gesuch von dem Staatsminister von Hoym, nach beyliegendem Originalschreiben von 17ten Febr., Nachsicht bis Johanni erhalten.

Aus allen diesen Thatsachen gehe hervor, daß Bekl. nur vi aut metu dahin gebracht worden, die quasi Vergleiche einzugehen, sie müßten daher auch ex ipso null und nichtig seyn.

Comparent verlangte nun folgende Gründe hier einzuführen:

1. Wenn er auch selbst durch Urtel und Recht für den schuldigen Theil erkannt werden sollte, wie dieses doch nicht der Fall seyn könnte, so würde er niemals ein so hohes Entschädigungsquantum seiner Gemahlin haben entrichten müssen, als in dem Vergleich festgesetzt worden.
2. Sein Vermögen sey nicht so beträchtlich, daß er das Entschädigungsquantum ohne seine und seiner

mit der Klägerin erzeugten Tochter Ruin entrichten könne.

Diese Umstände könne er zwar nicht in Contenten darthun, und bestimmte Beweißmittel darüber angeben, da solches auf weitläuftigen Ausmittelungen beruhe. Indessen wolle er sich dieses noch vorbehalten. Vorläufig wolle er nur bemerken: Sein Vermögen habe zur Zeit der Vergleiche blos in den Güthern Murawanna-Goslin und in dem vierten Theil des Guths Attendorf, als seines mütterlichen Vermögens, bestanden. Auf das erste Guth hafteten noch verschiedene Schulden, die er von seinem Erblasser, dem Melchior v. Gurowski, überkommen, und er sey sogar wegen des Eigenthums desselben von dem Castellan v. Malezewski in Anspruch genommen.

Von dem Guthe Attendorf ziehe Bekl. gar keine Einkünfte, da sein Vater das Lebtagsrecht darauf habe, wie denn alles dieses actenmäßig sey. Compparent selbst habe noch ansehnliche Schulden, die er vor Contrahirung des Eheversprechens mit der Klägerin gemacht, und alle diese müßten von der Vermögensmasse abgezogen werden, ehe zur Ausmittelung der durch das Erkenntniß zu bestimmenden Ehescheidungsstrafe geschritten werden könne.

Die Ehescheidungsklage selbst betreffend, so sey es richtig, daß Bekl. sich am 4ten Febr. 1794 mit der Klägerin in Berlin verheirathet, und daß die

Klägerin

Klägerin aus dieser Ehe in der Nacht vom 4ten zum 5ten November eine Tochter geboren.

Die von der Klägerin in der Klage angeführten Ehescheidungsgründe, insbesondere was seine angeführte Krankheit und den behaupteten Umgang mit fremden Frauenspersonen anbetreffe, würden von den Beklagten generaliter geleugnet, so wie der Ehescheidung widersprochen. Comparent halte es jedoch für zweckmäßig, daß zuförderst über die Frage: „ob er an die quasi Vergleiche gebunden sey oder nicht," zu erkennen sey.

Sollte wider Verhoffen das erstere Statt finden, so würde es keiner weitern Instruction über die Ehescheidungsgründe bedürfen. In dem letztern Falle behalte sich Comparent vor, die von der Klägerin angeführten Ehescheidungsgründe umständlich zu widerlegen, und seine Einwendungen dagegen anzubringen. Aus diesen Gründen würde es daher in dem heutigen Termine keiner speciellern Einlassung bedürfen. Ein mehreres habe Comparent für jetzt nicht anzuführen, und wolle nur noch schlüßlich einen pohlnischen Brief des Regierungsraths Grevenitz *) übergeben, den er in dieser Sache noch vor den Krotoczyner Vergleiche von ihm erhalten. Er verlange ausdrücklich, daß solcher zu den Acten genommen werde; und sey er durch denselben vorzüg-

*) S. Seite 79 im Vorhergehenden.

lich zur Einsehung des Vergleichs gezogen worden. Endlich übergiebt Beklagter ad latera m e die angeführten Resolutionen des Großcanzlers vom 5ten und 8ten Aug. a. pr., so wie die Abschrift einer von den Bittschriften, worauf die Resolution vom 4ten August ergangen. Die Abschrift des Gesuchs, woraus die Resolution vom 5ten August erfolgt, habe Beklagter verlohren.

Der sich gleichfalls in Person eingefundene Assistent der Klägerin, Regierungsrath Grevenitz, erkläret sich auf die ihm vorgehaltene Protocolle vom gestrigen und heutigen Tage dahin: Die Klägerin gründe gleichfalls, daß es auf die Instruction der Hauptsache nicht mehr ankomme, indem sie allem, was der Beklagte darin anbringen könne, Exceptionem Litis finita durch Anerkenntniß und Vergleich entgegensetze.

Diese Exceptio Litis per agnitionem et transactionem gründe sie

1. auf die Verhandlung vom 22sten Aug. 1795.
2. auf die Verhandlung vom 10ten September 1795.
3. auf die Verhandlung v. 17ten Oct. 1795. wozu noch
4. ein Protocoll de dato den 15. Januar 1796 komme, welches sich in den Grundacten von Murowanna-Goslin befinden müssen, worin Bekl. den Verkauf von Murowanna-Goslin von Seiten

seiner Ehemahlin an den Cammerrath Peyker ge-
nehmigt habe.

Die Einwendungen, welche Bekl. gegen die ad 1, 2 und 3 angeführten gerichtlichen Verhandlungen formiret habe, wären von der Art, daß Klägerin alle Einlassungen darauf verweigere, vielmehr dahin antrage:

Den Beklagten damit sofort abzuweisen und ihn zu bestrafen.

Hierbey werde bemerkt, daß Klägerin auf den in Protocoll geschlossenen Vergleich nicht einmal Bezug genommen, indem, wie Bekl. selbst anführe, solcher nachher wieder aufgehoben worden. — Alles, was Beklagter eingewendet habe, laufe nur darauf hinaus, daß seine Willenserklärung nicht freywillig, sondern durch Furcht, mithin durch Zwang, auch durch Hoffnung hervorgebracht worden.

Die Natur einer gerichtlichen Handlung, welche vorschriftmäßig vollzogen worden, schließe aber allen Zwang, wodurch die Gültigkeit einer Willenserklärung bedenklich werden könne, gänzlich aus, und es gehöre daher ein solcher Einwand zu denjenigen,

worüber nach Vorschrift Tit. 10. §. 126. der P. O. keine Beweisaufnahme Statt finde.

Solchemnach widerspreche Klägerin pure der angetragenen Beweisaufnahme mit dem Gesuche:

Acta sofort zum Spruch vorzulegen, und auf den Grund der angeführten gerichtlichen Erklärung und

Verhandlung dahin zu erkennen, daß das Band der Ehe zu trennen, Beklagten für den allein schuldigen Theil zu achten, dem Kinde den Pflichttheil auszusetzen, und die Ehescheidungsstrafe zu erlegen schuldig, in Absicht, welchen letztern Punctes es bei der bereits geschehenen Auseinandersetzung des Vermögens zu belassen, und gedachte Vergleiche dieserhalb lediglich zu bestätigen cum expensis. Wobey in Absicht des Betrags, des Pflichttheils des Kindes, alles dasjenige nochmals wiederholt werde, was Eingangs dieses Protocolls erinnert worden, daß Klägerin sich schlimmsten Falles gefallen lasse, daß dem Kinde Jura salva vorbehalten bleiben, als wohin auch nun das Schreiben des Pupillencollegii gehe.

Außer dem hier angeführten, verlangt der Assistent der Klägerin noch folgendes ad Protocollum genommen zu haben, unter der Protestation, daß solches nicht nur zur Widerlegung der Einwendungen des Beklagten wesentlich nothwendig, sondern blos zur Erläuterung der so vielen Gerichtspersonen angreifenden ehrenrührigen Behauptungen dienlam sey:

1. Es würde die große Unwissenheit mit der Verfassung des Staats verrathen, welche nicht nur von keinen Effect für den Beklagten sey, sondern eine straffällige Zumuthung voraussetze, wenn der Beklagte die Aeußerung des v. Triebenfeld, welcher Kriegs- und Forstrath im Departement der Kriegs- und Do-

mainencammer zu Breslau sey, und welche derselbe wegen seines Insurrections- und Brandstiftungsurteils, und wegen der Staroſtei Kolo gemacht haben solle, dahin verstanden hätte, daß gedachter v. Triebenfeld auf die Aburtelung der Sache einen Einfluß habe, oder über die Staroſtei Kolo disponiren könne; vielmehr könne die Aeußerung nur dahin verstanden werden, daß er seine bona officia anwenden, und den Beklagten mit Rath und That an die Hand gehen werde, damit er alles, was zu seiner Defension und zur Beybehaltung der Staroſtei Kolo nach den Gesetzen gereiche, anbringe. Dieses habe auch der von Triebenfeld, wie Beklagter nicht leugnen werde, gethan; und ihm nicht nur an die Justizcommission zu Breslau, sondern auch angewiesen, bey dem Herrn Großcanzler Excellenz eine Bittschrift wegen Milderung der Strafe einzureichen. Hieraus so wie

2. aus der erhaltenen abſchläglichen Reſolution habe Beklagter, wenn er auch von der preußischen Verfassung nichts gewußt, abnehmen können, daß einen Theils jene Strafloſigkeit nicht von den von Triebenfeld abhänge, anderntheils hierzu gar keine Aussicht sey *).

3. Wie gut der Beklagte sein Interesse wahrzunehmen vermochte, dieses beweiset der Vergleich vom 10ten

*) Kommt doch auch dem Herrn von Triebenfeld wirklich zu statten.

September 1795, worin er sich nicht nur juxta §. 5 und 8 die gänzliche Renunciation der Klägerin auf weitere Ansprüche, sondern auf andere Emolumente, zum Beyspiel, die Alimentation der Tochter, ausbedungen habe.

4. Selbst in dem Falle eines physischen Zwanges bey außergerichtlichen Verhandlungen, wo er doch nur gedenkbar sey, müßte derjenige, der solche deshalb anfechten wolle, nachdem L. R. Tit. 4. Theil 1. §. 45. binnen acht Tagen, da er den ersten Richter antreffen könne, gegen den Zwang protestiren. Statt dessen habe Beklagter

5. Ad Protocollum vom 21sten Januar 1796, nachdem ihm das Criminalurtel bereits publicirt, er außer aller Gemeinschaft mit dem v. Trzebenfeld und hier in Posen gewesen, den Verkauf der Herrschaft Murowanna-Goslin von Seiten seiner Gemahlin an den Cammerath Peyker gerichtlich und freiwillig nach eigener Anmeldung genehmiget. Klägerin glaube, daß dieses letztere Handlung nicht nur beweise, daß wenn auch eine Aufhebung solcher doppelten und dreyfach verstärkten gerichtlichen Handlungen statt finden könne, alsdann alles Eigenthum unsicher wäre, sondern daß sie auch nach der allgemeinen Gerichtsordnung die Bestrafung des Beklagten nach sich ziehen müsse. — Klägerin wolle übrigens alles übrige, was der Beklagte gesagt, mit Stillschweigen übergehen;

jedoch anführen, wie er alle Behauptungen des Beklagten durch den angeführten Vergleich in Abrede stelle, als welchen Einwand nicht nur speciell entsage, sondern auch gegen einen gerichtlichen Vergleich nicht statt finde. Einer Instruction der speciellen Gründe der Ehescheidungsklage werde es ebenfalls nicht bedürfen, wiewohl Klägerin noch zu diesen Gründen das Verbrechen des Hochverraths, ingleichen die erkannte Festungsstrafe hinzusetzen könnte.

Ad Lit. b. werde den eingezogene anonymische Brief im Originali übergeben, Beklagter recognoscirt solchen mit dem Original.

Endlich recognoscirt Kläger-Assistent den von dem Beklagten übergebenen Brief vom 22sten Junp 1795.

Der Beklagte versetzt auf dieses mit ihm durchgegangene Anführen der Klägerin: er müsse seiner Seits auf die Beweißaufnahme seiner in dem Protocolle aufgeführten Behauptungen bestehen, wodurch er beweisen wolle, daß er zur Eingehung der angeführten Vergleiche gezwungen sey. Er verlange daher von der Klägerin, daß sie sich darüber speziell einlasse, und provocire gleichfalls

auf die Entscheidung des Collegii, ob die Beweißaufnahme statt finden solle oder nicht.

Das meiste Anführen der Klägerin beruhe auf rechtliche Ausführungen, weshalb er sich seiner Seits com-

potentia in der künftigen Deduction vorbehalte. Er bemerke nur

ad 1. wie es allerdings in der Meinung gestanden, daß der von Triebenfeld bey Abfassung seiner Sache großen Einfluß habe, und seine Lossprechung bewirken könne. Zu dieser Meinung sey er besonders durch folgende Umstände bewogen worden:

a. Sey er mit der preußischen Gerichtsverfassung völlig unbekannt.

b. Stehe der v. Triebenfeld allgemein im Rufe, daß er vermöge seines Einflusses alles zu bewirken im Stande sey, weshalb sich eine Menge Personen an ihn zu wenden pflegten, welches 1) der von Sokolnicki Nepomucen; 2) der Franciscus Garczynski; 3) der General v. Leipski näher bekunden würden.

Die Klägerin hält dieses ganze Anführen für gesetzwidrig. Besonders könne Beklagter als gewesener preußischer Cammerherr die preußischen Gesetze nicht ignoriren.

ad 3 führt Beklagter fort, so stehe dasjenige, was er sich angeblich ausbedungen haben sollte, mit demjenigen in gar keinen Verhältnisse, was er dagegen leisten müsse. Auf jeden Fall aber enthalte der Vergleich vom 10ten September und zwar der §. 9 nur eine bloße Acceptation desjenigen, was Klägerin ihm angebothen.

ad 5. Er beziehe sich in Rücksicht dessen, was Klägerin davon anführe, daß er nach Vorschrift des Allgm. L. R. im Falle eines Zwanges sich acht Tage nachher bey irgend einen Richter melden sollen, auf seine bereits angeführte Unbekanntschaft mit den preußischen Gesetzen. Der Fall sey aber hier nicht anwendbar, wie in der künftigen Deduction gezeigt werden soll.

Zur Genehmigung des Verkaufs der Herrschaft Murawanne-Goslin in dem Termino den 21sten Januar 1796 sey er durch eben die Umstände bewogen worden, durch welche er die vorhergehenden Vergleiche einzugehen genöthiget gewesen, wenn er sich damals gleich hier in Posen aufgehalten. Indessen sey er damals so abgeschreckt gewesen und habe keinen guten Freund gefunden, der ihm damals rathen konnte, daß er alles gethan, was man von ihm verlangt habe.

Er habe vor Genehmigung jenes Verkaufs seinen damaligen Mandatarium den L. R. Gebhard ausdrücklich befragt, ob ihm solche nicht zum Schaden gereichen könnte, welcher aber erwiedert:

Daß ihm, den Beklagten, solches weder schaden noch helfen könne.

Mehrere specielle Umstände könne er hierüber nicht anführen. Von einer Bestrafung

könne hier nicht die Rede seyn, da Bekl. mindestens Falls ganz irrig geleitet worden.

Im Facto haben beyde Theile in ihrer dermaligen Einlassung nichts einzuführen, weshalb

Status Causae et Controversiae

dahin formirt ist.

Die Klägerin hat sich mit dem Beklagten am 4ten Februar 1794 zu Berlin verheurathet, und mit demselben eine Tochter, Namens Cicilia erzeugt, welche am 4ten November desselben Jahres zu Dresden gebohren ist. Bereits unterm 2ten September 1794 hat die Klägerin gegen den Beklagten auf Trennung der Ehe geklagt. Ehe indessen noch die Beantwortung der Klage geschehen ist, sind die Vergleiche vom 22sten August 1795, vom 1sten September und vom 17ten October desselben Jahres geschlossen worden, in welchen sich der Verklagte für den allein schuldigen Theil erklärt, in die Trennung der Ehe gewilliget, und seiner Gemahlin eine Abfindung zugestanden hat, wie solches in dem gedachten Vergleiche und besonders in dem vom 17ten October a. pr. umständlich verzeichnet ist.

Zu dieser Abfindung gehört vorzüglich, daß Beklagter der Klägerin die Herrschaft Murowanna-Goslin für 120,000 Thlr. abgetreten, wovon die eine Hälfte der Klägerin gebühre, die andere hingegen zur Zahlung der darauf haftenden Schulden verwandt werden soll.

Die Klägerin hat hiernächst die Herrschaft wiederum an den Cammerrath Peyker verkauft und Beklagter ex post und zwar unterm 21sten Januar 1796 auch diesen Verkauf genehmigt.

Gegenwärtig will der Verklagte von diesem Vergleich abgehen, und glaubt, daß er um deswillen nicht daran gebunden sey, weil er dazu durch Furcht und Zwang, besonders durch die nachher unerfüllt gebliebene Versprechungen des von Triebenfeld bewogen worden sey. Er hat zu dem Ende viele Thatsachen aufgestellt, wodurch er dieses Behaupten erweißlich machen will, und widerspricht übrigens der Ehescheidungsklage so wie den darin angeführten Gründen.

Die Klägerin hingegen bezieht sich lediglich auf die angestellten gerichtlichen Verhandlungen und Vergleiche, setzt solche dem Beklagten als Exceptionem litis finitae entgegen, verweigert deshalb alle Einlassung auf die von dem Beklagten angeführten Thatsachen und provocirt im Gefolge der obgedachten Verhandlungen auf das Erkenntniß.

Beyde Theile sind über alles dasjenige einig, was bisher angeführt worden; so wie darüber einig, daß zur Zeit blos darüber zu erkennen sey, ob es bei den angeführten Vergleichen und Verhandlungen zu belassen, oder ob solche aufzuheben, und daß bis dahin die Instruction über die Ehescheidungsgründe selbst auszusetzen.

Dahingegen ist unter beyden Theilen streitig:

1. Ob mit der fernern Instruction und Beweißaufnahme über die vom Beklagten angeführten Thatsachen, wodurch er angeblich zur Eingehung der Vergleiche gezwungen worden, zu verfahren?
2. Ob gegen eine gerichtlich aufgenommene Handlung der Einwand des Zwangs, sich zu einer Beweisesaufnahme qualificire?
3. Ob in Gemäßheit dieser Verhandlungen die Ehe zu trennen, Beklagter für den schuldigen Theil zu achten, und in deren bestimmten Abfindung zu verurtheilen, und resp. solche zu bestätigen?

Alles dieses sind Rechtsfragen, weshalb sich beyde Theile auf ihr obiges Anführen, und besonders Klägerin auf die angeführten Gesetzstellen beziehet.

Die Sühne wurde fruchtlos versucht.

Der klägerische Assistent submittirt loco deductionis ad Acta mit nochmaliger Bezugnahme auf das Protocoll vom 21. Januar 1796. Beklagter behält sich auf jeden Fall vor, durch einen Justiz-Commissarium eine Deduction einzureichen; beyde Theile bitten um Abschriften der Verhandlungen.

Endlich ist noch anzuführen, daß sich der Herr Beyer für den E. R. Duhring welcher als Justitiarius zu Nowensk wegen einer schleunigen Obduction verreisen müsse, in dem Termin gemeldet, der Verhand-

lung nichts weiter hinzuzusetzen hat, und auf das Erkenntniß submittirt.

Das Protocoll vom gestrigen und heutigen dato ist hierauf den Partheien vorgelesen, und nachdem solches von ihnen genehmigt, unterschrieben worden

W. Gurowski. Grevenitz.

v. Götze, Deputatus v. Kurowski

Beyer pro Duhring.

Exposé

des Herrn von Grevenitz an einen seiner Vorgesetzten.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir menschenfreundlich erlaubt, wegen meiner vormaligen Verhältnisse in der Gurowskyschen Scheidungssache eine schriftliche Exposition einzureichen; hier ist sie:

I. Ich lebte in Posen 1794 meinem Dienst, völlig unbekannt mit der Bischofswerderschen Familie, als der Geheimerath Amelang sehr unvermuthet mich aufforderte, der Mariane Gurowski in ihrem anzustellenden Ehescheidungsprocesse zu assistiren. Ich antwortete ihm: nur wenn mein höchster Chef mir dazu den Auftrag mache, könne ich mich dem Geschäft unterziehen.

Hierauf folgte ein Hofreſcript, wodurch ich ad instantiam der Gräfin ihr zum Aſſiſtenten beygeordnet ward.

Ich habe alſo dieſe Connexion nicht geſucht, ich habe ſie vielmehr nur unter einer Bedingung angenommen, die mich gegen jeden Vorwurf ſchützt.

H. Die Klage war auf Ehebruch gegründet, Beweismittel in Menge darüber vorgeſchlagen, und alſo wohl gegründet.

Allein vor aller Einlaſſung darauf, ging der Graf zu den Inſurgenten über, ſtellte ſich an die Spitze eines Trupps *), zerbrach den Kammerherrn-Schlüſſel und bedrohete Poſen.

Das Interimiſticum wurde in contumaciam reguliet, die Hauptſache aber, theils durch das Judicium, theils auf Prorogations-Geſuche ſeiner Generalmandatarien trainirt, als der Graf nach aufgelöſter Inſurrection zurück ins Land, und zwar nach Breslau kam, wo er bey dem bis dahin mir völlig unbekannten Krieges- und Domainenrath v. Triebenfeldt Protection ſuchte und fand. Nach meiner Ueberzeugung hatte der

*) Nach dem Landrecht hatte der allmächtige Biſchofswerder den Buchſtaben für ſich, wenn er den Grafen, der Cammerherr des Königs war, als ein Schreckexempel, mit Confiscation und lebenslänglichem Veſtungsarreſt beſtrafen ließ. Die Juſtiz konnte ihn nicht retten. (Landrecht Pag. 11. Tit. XX. §. 101. ꝛc.) Darum mußte ſich auch der ſonſt ſehr kluge und brave Gebhard leidend verhalten.

Graf gar kein Vermögen *), denn seine Herrschaft Murowanna Goslin war der Substanz nach streitig, auch stark verschuldet, übrigens lebte sein Vater noch, der über die Scheidung unröstlich war.

Ich rieth der Gräfin also ernstlich zur Aussöhnung und Reposition der Acten.

Eventualiter solle dieß salvo jure geschehen, um in Fehlschlagungsfalle nichts verloren zu haben; zumal alsdann vielleicht ein Object vorhanden seyn werde.

Dem Grafen schrieb ich ein gleiches.

Ew. ꝛc. überreiche ich dieses Schreiben; es ist die einzige Communication, die zwischen uns je statt gefunden hat, und in der Folge pars actorum geworden.

Allein meine menschenfreundliche Mediations-Versuche auf diesem Wege fanden in Potsdam keinen Beifall — ich ward vielmehr gänzlich desgraciirt, und

III. das Vergleichsgeschäft nahm denjenigen Weg, den Ew. ꝛc. aus beigehendem Originalbriefe ersehen wol-

*) Der Castellan Malcewski nahm ganz Goslin als mütterliches Erbguth in einem ungeheuern Prozeß in Anspruch.

Inscribirte Schulden waren auf Goslin 30000 Thlr.

Außerdem waren 2 oder 3 Vorrechte im Pfandbesitz des Gläubigers für einen Pfandschilling von circa 30000 Thlr. Dieser Pfandbesitz war kein Gegenstand der Sequestration.

Es ist aktenkundig, daß die Gräfin 60000 Thlr. Schulden mit Goslin übernahm.

len — ich füge keine Bemerkung hinzu, die Sache spricht von selbst.

Auf diesem Wege vollzog in Breslau der Graf verschiedene Vergleichsacten gerichtlich, wodurch er der Gräfin Goslin ꝛc abtrat; auf diesem Wege verlautbarte er sie in Posen.

Ew. Hochwohlgeb. werden den Beweis wesentlich finden:

daß ich an diesen Vergleichen keinen Antheil genommen.

Hier ist er: Als nämlich

IV. der Graf sämmtliche Vergleiche vollzogen hatte, wollte er sie nicht halten. Er reclamirte den Schutz der Gerichte, deklarirte sich für schändlich betrogen ꝛc., und es kam zum Prozeß über die Gültigkeit der Vergleiche, wovon das Ehescheidungserkenntniß abhing.

In diesem Prozeß hat er alle Personen und alle Schritte, die ihn zu jenen Vergleichen inducirt haben sollen, ohne alle Schonung dem Richter angezeigt; ich überreiche das einzige in der Sache vorgekommene Instructions-Protokoll mit dem Bemerken:

daß gegen mich auch nicht die kleinste Spur einer solchen Theilnahme darin vorkommt.

Daß er mich nicht geschont hat, beweißt die Production des oben sub a beygebrachten Schreibens; lächerlich ist es, wenn er mir daraus einen Vorwurf macht, allein

ein

ein ewiges Ehrendenkmal wird dieses Protocol für mich und meine Kinder seyn, denn es documentirt, auf eine jeder Verläumdung unwiderlegliche Art, daß ich gar keinen Antheil an der angeblichen Induction zu diesen Vergleichen habe.

Uebrigens habe ich diese nachdem sie solchergestalt geschlossen und von dem Grafen im Wege Rechtens angefochten worden, im Wege Rechtens meiner Pflicht gemäß vertheidigt. Ich habe diese Vertheidigung mit derjenigen Aufmerksamkeit geführt, die Ew. ꝛc. in meinen Amtsarbeiten ehedem vielleicht günstig bemerkt haben; ich hätte aber pflichtvergessen gehandelt, wenn ich dieses nicht that, den tres conformes haben diese Vergleiche aufrecht erhalten.

Ich bin ꝛc.

v. Grevenitz.

Notizen aus Schlesien.

In Breslau hat die Landschaft des Breslau-Briegschen Fürstenthums einen freywilligen Verein zur Errichtung einer Art Provinzialbank getroffen, um dem Mangel an baarem Gelde abzuhelfen.

Dies neue Institut nimmt nämlich Pfandbriefe in Summen von 100 — 1000 Thlr. ausgestellt, als Faustpfänder an, und giebt dafür Pfandbriefsantheile zu 5 bis 20 Thlr. aus; es erhält von den verpfändeten Pfandbriefen 4 pr. C. und giebt den Pfandbrief-Antheilsinhabern 3½ pr. C. an Zinsen wieder, gewinnt also ½ pr. C. für den Fonds, sicher sind die neuen Pfandscheine durch die deponirten Pfandbriefe, denn diese werden natürlich außer Cours gesetzt.

Das Detaille von diesem neuen Institut, soll in dem 4ten Theil der vertrauten Briefe, sub rubro von Creditsystemen, mitgetheilt und beurtheilt werden. Diese Anstalt, als ein Palliativ genommen, ist tadellos; es ist eine feste Stütze, gelehnt an ein morsches Gebäude; durch die Pfandantheile wird das Papier nicht vermehrt, denn es werden eben so viele Pfandbriefe außer Cours gesetzt.

Sie sind so sicher als die Pfandbriefe; sie repräsentiren kleinere Summen, an denen es fehlt; sie hemmen den jüdischen Wucher; sie steigern den Cours der Pfandbriefe und erhalten mancher Rentiers Eigenthum *).

*) Rathen möchte ich den Herren Direktoren, sie von dem geschickten Professor Gubitz in Berlin in Holz schneiden zu lassen, wenn sie sie zur nächsten Zinszahlung nicht wollen nachgemacht haben. Beynahe möchte ich, um Sie zu überzeugen, mich anheischig machen, falsche zu liefern. Bekannt ist es, daß man kleine Papiere eher nachmacht, als große, weil es leichter ist, sie zu fabriciren und in Cours zu setzen.

Hätten wir keine Juden, so hätten wir nicht so viele Pfandbriefe, die den Güterschacher erzeugten, und manchen alten Baron, dessen Ahnen mit Heinrich dem Löwen und Peter dem Dänen gefochten hatten, in den Sumpf des Judenthums hinabzogen. Hätten wir, im Verhältniß zum baaren Gelde nicht zu viele Pfandbriefe gehabt, so wären jetzt solche Pfandbriefs-Repräsentanten nicht nöthig.

Das Geld ist Repräsentant der Sachen, die Pfandbriefe sind Repräsentanten des Geldes, die Pfandbriefsantheile sind Repräsentanten der Pfandbriefe, was werden wir nun noch für Repräsentationen erhalten?

Ich denke, so lange wir die Juden mit ihren weiten Hosentaschen nicht zum Corsaren-Fürsten nach Tunis in die Cur schicken, wird das Repräsentiren kein Ende nehmen. Ich halte dafür:

die Pfandbriefe sind die sprechendsten Beweise, daß die adlichen Gründe zu groß, die adlichen baaren Capitalia zu klein sind.

Jetzt in einem Zeitalter, wo alles über und unter einander geworfen wird, sollte man alle Incolatsverfügungen cassiren, das Dismembriren adlicher und Consolidiren bäuerlicher Grundstücke erlauben.

Wer so etwas unternähme, möchte sich mit seinen hypothekarischen Gläubigern vereinigen, sie auszahlen, oder die Hypotheken übertragen lassen.

Ich bin zwar nicht für kleine Besitzungen in Rücksicht der Ackercultur, aber wie gesagt, die Pfandbriefe beweisen, daß sie zu groß sind.

Man schreibt mir über jenes Institut:

Die ersten Ideen dazu sind vom Graf Bethusy, der Entwurf und die Abfassung des Publicandi vom Doctor Grattenauer. Beydes gute Köpfe.

Der letzte ist bekannt wegen seiner Schriften gegen die Juden, weshalb er unstreitig viele Verdienste hat; denn er brach zuerst die Bahn, und lüftete ihnen den Schleyer.

Bemerkungen
auf einer Reise im Riesengebirge
im Juny 1807.

Wer, als Bewohner des platten Landes, Sinn für die schönere Natur hat, eilt gern in den sommerlichen Tagen des Sommers den blauen Bergen zu. Dort entzückt ihn die Mannichfaltigkeit der Aussichten, die Ueppigkeit der Vegetation und die reinere Luft, die er athmet. Mit Vergnügen bemerkt er die rege Thätigkeit, welche die Leinwand-Fabrication, die Bleichen und der Handel verbreiten, so wie die Unverdrossenheit des Landmanns, die auch den steilsten Höhen noch einigen Ertrag abzugewinnen weiß.

Mich ergreift immer ein unnennbar wohlthätiges Gefühl, so oft ich auf einem meiner Lieblingsplätze, auf Fürstenstein, am Goldquell über Schmiedeberg, im Buchwalde der Koppe gegenüber ꝛc. verweile. Hier scheint es mir, als ob mein ganzes Wesen, von allem Beschwerlichen entbunden, in volle Freyheit gesetzt würde, und als ob ich, über die genußreiche Gegenwart hinaus, in eine eben so reitzende Zukunft blickte. In solchen Momenten hat für mich die Natur keine Orkane —

kein Plünderwetter, und das menschliche Leben keine partie honteuse.

Was Wunder, wenn ich mich nach einem Winter, der bald nicht grausender gedacht werden kann, aus einem Orte herausschnte, der die Unbequemlichkeit einer Blokade, die Gefahren einer Belagerung und jede Art der Hudeley von Freunden und Feinden erfahren hatte; wenn ich übersättigt von diesem allen, bey der ersten Gelegenheit wo, und wohin zu kommen suchte, wo sich mit jenen genannten Annehmlichkeiten noch die — der Sicherheit vor kriegerischen Auftritten verband.

Ich ging, doch nicht ohne Besorgniß auf Einzelne der Verwüstung zu treffen, die da zurück zu scheuen pflegen, wo feindliche Truppen hindurchziehen, und wo besonders Attaken vorgefallen sind.

Das herrliche Fürstenstein, dachte ich, mich wohl unendlich gelitten haben; denn der Ort ist zu glänzend situirt, zu reich verschrieen, und ein Schwager das Fürsten v. Pleß. Allein, siehe da! ich hatte mich geirrt. Die Würtembergers, welche sonst das Vielversprechende nicht gern unbeschaut lassen, so wie die gesitteteren Baiern, sind vorübergegangen, als ob ein Engel mit dem Flammenschwerdte den Eingang bewachte. Alles war noch beym Alten!

Bey dem angrenzenden Dorfe Adelsbach, einem Herrn von Platen gehörig, wo vor Kurzem eine Affaire zwischen den alliirten Truppen und einem preußischen

Corps vorgefallen war, mußte ich vermeiden, um an Ort und Stelle Erkundigung darüber einzuziehen.

Einstimmig gab man als Ursachen des unglücklichen Ausgangs dieses Gefechts für die, ohngefähr aus 300 Mann Infanterie und 300 Kavalleristen bestehenden Preußen, ihre Ermüdung von einem fünftägigen ununterbrochenen Marsche, und dem Tages zuvor bestandnen blutigen Treffen bey Kant, so wie die übelgewählte Position des kommandirenden Majors von Loßhin an. Andre fügten noch das schlechte Benehmen der Kavallerie hinzu, die, gegen alles Bitten und Drohen ihrer braven Officiers, wie sie gewohnt war, nach dem ersten Rencontre ihr Heil in der Flucht suchte. Leicht wurde es dem französischen General le Febvre, sich hier für den gestern erlittenen Verlust zu rächen. Als Sieger kehrte er, mit 500 Gefangnen, worunter sich 13 Officiere befanden, und 3 wiedereroberten Kanonen nach Schweidnitz zurück. — Er, der am vorhergehenden Tage bey Kant nur dadurch der Gefangenschaft entging, daß er durch die Lahn schwamm, (man sagts) worin so viele seiner Kameraden den Tod fanden.

Einen merkwürdigen Beweis von seiner Thätigkeit lieferte dieser General, indem er nach der größten Anstrengung bey Kant — Schweidnitz eilte, und dort nur so lange raßte, als nöthig war, seine durchnäßten Kleider zu wechseln, und Postpferde aufspannen zu lassen.

Um 12 Uhr Mittags fuhr er ins Lager bey Frankenstein ab, beorderte dort frische Truppen zu denen aus der mißlungnen Affaire zurückgekommenen nach Schweidnitz, und traf um 12 Uhr Nachts selbst hier wieder ein. An einem und demselben Tage hatte er also bey Kant, obzwar unglücklich, doch mit Muth gefochten, mit reifer Ueberlegung einen neuen Plan entworfen, alle Anstalten zur schnellsten Ausführung getroffen und 15 Meilen zurückgelegt.

Ein selbstranzionirter Provoste, den ich sprach, wollte alle Schuld von seinem und seiner Kameraden Verhalten dem Herrn v. Platen beymessen; denn er war von einem Unterthanen dieses Edelmannes gewarnt worden, ja nicht im Dorfe zu bleiben, damit er nicht von seinem Herrn an die Franzosen ausgeliefert würde *).

So schreyendes Unrecht that man einem Manne, den die ganze Gegend als den ächtesten Patrioten kennt. Es ist wahr, v. Platen begleitete den Divisions-General Vandamme von einer Vestung zur andern, und schien sich gar nicht von ihm trennen zu können; aber, was bloß auf gegenseitiger persönlicher Zuneigung beruhete, schrieb die Medisance dem verruchtesten Verrathe gegen König und Vaterland zu. Indessen werden seine Hatzen Mitstände und die Dorfschaften, welche er in den

*) Diese Selbstranzionirten waren oft infame Spitzbuben, die alle Augenblicke wegliefen, um ihre Montirungsstücke zu verkaufen.

Hauptquartieren zu Lissa, Würben und Ottmachau vertreten und verkleichtert hat, ohnstreitig einmal seine Rechtfertigung führen, und bey des Königs Majestät um eine angemessene Belohnung für ihn sollicitiren: dann ist seine Standeserhöhung gewiß.

Ein gleiches Schicksal theilt mit ihm, wie ich in Landshut erfuhr, der dasige Kaufmann Wolf. Diesen ehrlichen getauften Juden, welcher mit der Religion seiner Väter auch ihre Untugenden abgelegt hat, kann es gewiß nicht ein, wie die böse Welt sagt: Gott, die Welt und nicht nur reinen, sondern alle Könige und Kaiser zu verrathen, wenns nur rentire. Er hält sich blos unter den feindlichen Truppen auf, um Häute des unzählichen Schlachtviehes einzukaufen, und sein Israelchen reist in keiner andern Absicht ab und zu, als die Transporte der Ein- und Verkaufsartikel zu besorgen und zu referiren, wie's — zu Hause stehe.

Zur Ehre der Landshuter sey es gesagt, daß sie den höchsten Abscheu vor feilen Menschen verrathen. Freylich giebt's auch hier unter der Menge so manchen, der sein Heil nur außer der preußischen Regierung finden zu können glaubt; aber er läßt es doch beym bloßen Raisonniren bewenden, und schreibet höchstens sein Pfeifchen auf honette Manier im Rohr.

Der kaufmännische Geist eignet sich überhaupt nicht für Patriotism und hat seine besondre Moral.

Man rühmte zu Landshut sehr das Betragen eines französischen Detachements, das sich zwar nur wenige Stunden, aber desto ruhiger daselbst aufgehalten hatte. Nicht so zufrieden war man mit den Baiern und Würtembergern, die sich in der umliegenden Gegend, und namentlich in Michelsdorf viele Gewaltthätigkeiten erlaubt haben sollen. Doch wahrscheinlich fiel den hiedern Gebirgsbewohnern das Ungewöhnliche, wie diese Gäste sich anmelden, wie sie im schwäbischen Dialecte fordern, und wie sie reine Wäsche, Geld, Uhren und andre Kostbarkeiten erhandeln, nur so sehr auf, was bey wiederholten Besuchen nicht mehr der Fall seyn würde. Es war ja kein Oberst Lestoc unter ihnen, der sie in Ordnung hielt und der Ordnung gemäß requirirt, den schlesischen Gutsbesitzern und Bauern aber nebst ihnen Chevaux legers unvergeßlich bleiben wird. Er soll endlich in Reichenbach seine Deportation nach Pohlen veranlaßt haben. Als ein passionirter Pferdekenner soll dieser Herr Oberste alle verzügliche Pferde ausgehoben haben, und seine Subalternen und Burschen sympathisirten mit ihnen.

Die Würtembergschen Officiers müssen keine Zuchtstuten aus ihrem Vaterlande hierher gebracht haben, denn manche, welche beym Einmarsch höchstens zwey Pferde besaßen, nannten nach wenigen Monaten weit mehrere die ihrigen. —

Wo ein französischer Officier ein kleines Kommando führte, wie das des General Pernetti im Gebirge war, um den Streifzügen des Negro'schen Freicorps ein Ende zu machen, da passirten wirkliche Excesse nicht. Kleinigkeiten sind unvermeidlich.

Mit den Sauvegarden war man auch hier sehr zufrieden; nur daß sie sehr viel kosteten. Ihr beständiger Wechsel, und die in's Geld laufende Wiedermanirung der Neuankommenden fing an die gute Laune der Beschützten zu verstimmen. Mit unter mußte auch die Uhrenliebhaberey befriedigt werden.

Schmiedeberg und Hirschberg haben in Vergleichung mit den meisten Landstädten wenig gelitten. Nur durch die Besuche der Preußen wurden sie zuweilen in Verlegenheit gesetzt. Die Magistraturen, die Kaufleute und die Rendanten der Accise und Steuerkassen, sollten Gelder abreichen, wofür sie der französische Intendantur verantwortlich waren. Es kam sogar ein Herr v. Lüttwitz, welcher eine königliche Vollmacht vorzeigte, um eine Anleihe von mehr als 30000 Thlr. zu machen, und im äußersten Falle zu erzwingen. Die Aeltesten der Kaufmannschaft entschuldigten sich mit den gänzlich darniederliegenden Geschäften, mit dem Mangel an baarem Gelde und den schon bestrittenen Contributionen und Requisitionen; aber es half nichts, Holland war in Noth, es mußte Geld geschaft werden, wenn auch mit ziemlichem Rabatt.

Ungern vermißt man zur Zeit das sonst hier gewöhnliche Gedränge industriöser Menschen. Das Ganze kommt mir vor, wie ein krankes Bienenstock; es arbeiten zwar noch viele, aber nur an leeren Zellen, wo kein Honig trieft, und der Flug wird immer schwächer. Mehr pro Forma werden die Comtoirs besucht, als dort wichtige Expeditionen zu besorgen. Die ehedem nur vollen Gespräche über merkantilische Angelegenheiten haben sich in leidenschaftliche Debatten über Politik verwandelt, und wo sonst nur reisende Commissionairs von auswärtigen Handlungshäusern die Aufmerksamkeit des hiesigen angesehenen Publikums auf sich zogen, da thut es jetzt — ein Baier, oder Schreibershauer Preuße.

Einigen Kaufleuten in Hirschberg und Schmiedeberg war eine bedeutende Lieferung von Leinwand zu Hemden für die große Armee übertragen worden, die sich dieses Geschäft zur Zufriedenheit des französischen Commissariats und der königlichen Kammer acquirirt hatten. Dadurch ist eine Menge eben nicht sehr gesuchter Waare abgesetzt, eine nicht unbeträchtliche Summe baares Geld wieder in den Handel zurückgezogen — und den Unternehmern, wie billig, ein angemessener Gewinn zu Theil geworden, wenn man die geschlossnen Contracte andrer Seits auch so genau erfüllt hat.

Warmbrunn — sonst in diesem Monate ein Sammelplatz der Reichsten und Vornehmsten des Landes, wo der Luxus in allen Branchen sein zügelloses Wesen

trieb, wo die Spieltische mit Louisd'or angefüllt waren, und Tausende an einem Tage gewonnen und verlohren wurden; wo die junge und schöne Welt den Grad ihrer Bildung an den Tag legte, und tanzend am Quell Hygiens den Giftbecher leerte — war jetzt wüste und leer. Wirkliche Kranke, wovon die meisten ziemlich beschränkte Umstände verriethen, ohngefähr 20 an der Zahl, suchten ihre Wiedergenesung zu erbaden, und lebten in geräuschloser Stille.

Am Kachels und Zacken-Falle hausten einige hundert Mann preußischer Freiporthie — und harreten der Dinge, die da kommen sollten.

Auf meiner Rückreise kam ich mit einem sehr verständigen Landmanne zusammen, der unter die Grissausche Klosterherrschaft gehörte und Katholik war. Unser Gespräch begann mit den Geschichten des Tages, und es wurde mir leicht meinen Wunsch zu befriedigen, zu wissen: wie die politische Stimmung dieser Leute beschaffen seyn möchte?

Zu meinem Erstaunen versicherte mir dieser Mann, daß er dem Könige von Preußen mit Leib und Seel ergeben sey, und alle die für Narren erkläre, die sich unter Oestreichische oder Französische Herrschaft zu kommen wünschten, selbst unsre Herren, d. h. die Cistercienser-Mönche zu Grissau, fügte er hinzu, nicht ausgenommen, weil sie sonst ihre vielen und schönen Güter am längsten gehabt haben würden. Aber, wendete ich ein: ihr

bekämt doch einen Regenten eures Glaubens wieder. Freylich wohl, war seine Antwort: doch die Könige von Preußen, wie sie auf einander gefolgt sind, haben uns Katholiken auch nichts in den Weg gelegt. — Von den Oestreichern würden wir weiter nichts profitiren, als schmutzige Bankzettel statt des baaren Geldes und grobe Aufschauer, die einem das Leben höchst sauer machen.

Der Mann hatte ohnstreitig recht. Eben so auch, wenn er im Verfolg unsrer Unterredung behauptete: daß nicht der König, nicht die Regierung, sondern lediglich die Großen Schuld an der letzten Theurung gewesen wären.

Als Beleg führte er an: die königl. Breslauische Kammer hätte es sehr gut gemeint, als sie die Getraidebestände untersuchen, die Handelsconcessionen zum Theil einziehen, und die Märkte alle auf einen, nehmlich auf den Freytag festsetzen lassen. Allein, während der wuthige Kriegs- und Domainen-Rath Neumann sich im Gebirge aufgehalten, und vielem Unfuge gesteuert habe, wäre einem andern von seinen Collegen erlaubt worden — Getraide für seine Rechnung aufzukaufen, und nach Belieben damit zu wuchern!!! Si fabula vera.

Die Ausfuhr nach Böhmen und Oestreich, wo schon wirklicher Mangel geherrscht, und der Scheffel Korn über 30 Gulden gekostet habe, als man ihn bey uns,

theuer genug für 15 — 16 Gulden einkaufte, sey mit Recht aufs strengste verboten gewesen; allein mancher Große hätte sich daran nicht gekehrt, und ein Graf H"..... in Ober-Schlesien habe nach Bequemlichkeit sein ganzes schönes Getraide exportirt.

Wie war das möglich? fragte ich. Es ging sehr natürlich zu, erwiederte er: Der Graf besaß einiges gänzlich verdorbenes Getraide von der letzten nassen Erndte. Er ließ daher einige Bäcker und Brauer aus der benachbarten Stadt und Gegend zu sich rufen, und bot es ihnen zum billigen Kauf an; aber sie wiesen es als ganz unbrauchbar zurück. Das wollte der Listige! Er bewirthete diese Leute, ließ sie fleißig mit wohlfeilem Ungarwein bedienen, und bat sich dann ein Attest über ihre abgegebene Erklärung von der Untauglichkeit seines Getraides aus. Dieses Attest schickte er nach Breslau mit dem Gesuch; das Getraide, welches, laut Beilage, hier niemand möchte, aber in Oestreich-Schlesien, wegen Mangel, noch begehrt würde, dahin absetzen zu dürfen, indem das Land dadurch nichts verlöhre, sondern im Gegentheil durch das hereingezogne Geld gewönne; und so reüssirte er.

Das Verdorbne blieb indessen, wo es war, und das Beste wurde transportirt. Man schrie darüber, die Accis-Officianten und Gränzjäger entdeckten und verriethen den Betrug, aber man achtete nicht darauf.

Das wird hoffentlich in Zukunft nicht mehr so gehen, schloß der verständige und ehrliche Mann. Unser

gute König hat leider! zur Genüge erfahren, wie Viele sein Vertrauen gemißbraucht, ihn und das Vaterland verrathen haben.

Gott segne den König!

Dank-Gebet

bey

der so frohen Nachricht,

daß Gott auch Schlesiens Bewohnern nicht nur Waffenstillstand, sondern auch den goldenen Frieden und ihren geliebten König wieder schenken wolle.

Gehalten und niedergeschrieben

von

einem Christen in Breslau.

Im July 1807.

Ewiger, Allmächtiger, Allbarmherziger, Allgütiger Gott, Gott! unser Schöpfer, unser Vater! o du, der du die Herzen der Fürsten leitest wie die Wasserbäche! mitten, ach mitten in der Trübsal läßest du der Menschheit unsers Erdtheils die Sonne des Friedens aufgehen, — welche Wonne! — Du machst den Quaalen des Krieges, du machst des Menschenwürgens ein Ende, du nimmst sie hinweg die Noth, die Gefahren, die Schreckniſſe, die bangen Besorgniſſe des Krieges für so viele Tausende, auch meines Vaterlandes; du giebst uns unsern geliebten König wieder. O Herr! wie soll ich, wie sollen wir dir danken, daß du mitten im größesten Elende die Herzen der Mächtigsten unsers Erdtheils so wunderbar geleitet hast! —

„Opfert

„Opfert Gerechtigkeit!“ so rufst du uns zu in deinem Worte, du, der du es immer wahr gemacht hast: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben; — Du, der du uns gezeigt hast: Du habest nicht Lust an einer starken Macht von Reuterey, du habest nicht Wohlgefallen an einer großen Anzahl von Fußvolk; — Du hast uns gezeigt: Du vermögest es, auch das Herz unerschrockener Helden verzagt zu machen, und du verleihest den Sieg wem du willst; — Du hast uns gezeigt: Du wollest nicht andere Götter neben dir haben; — Du hast es uns gezeigt: Daß du dich aufmachen und helfen kannst, wenn die Armen seufzen und ihre Kinder nach Brod schreyen; — Du hast uns gezeigt: Daß du eine Hülfe schaffen kannst, daß die Lehrer der Religion getroster lehren können; — hast uns gezeigt: Daß du uns Trotzige und Verzagte begierig und hungrig machen kannst nach dem Troste aus Gottes Wort, aus der Religion. — —

Ach, Und wir Unwürdige deiner Gnadengeschenke: wie konnten dein Werk oft so nachläßig betreiben, wir konnten dich und deine Tempel, die du nun heimgesucht hast, zu besuchen vernachläßigen und verschmähen? ..... Wir konnten uns des Eigennutzes, des Stolzes, der Völlerey, der Vergnügungssucht, der Bedrückung, der Habsucht, der Zügellosigkeit, der Lasterhaftigkeit, der Ausschweifung befleißigen — und die Armen-seufzen lassen? — — O wir fühlen es, fühlen

es auch jetzt mit um so tieferer Demuth, da unsere Felder voll Getraide, und unsere Gärten voll deiner Gaben stehen, daß wir unwürdig sind deiner Gnaden-Geschenke, und doch willst du sie uns in Ruhe und Friede einernten und genießen lassen, willst uns unsern guten, es mit seinem Volke so wohlmeinenden König wiedergeben? Auch ihn hast du in den Feuerofen der Trübsale geworfen, daß er, als noch reineres Gold, wieder hervor soll. Deiner, ja deiner grenzenlosen Güte, o Allbarmherziger! haben wir es zu danken, daß wir nicht gar aus sind, noch ist sie alle Morgen neu; deine Treue ist groß.

Du willst Gerechtigkeit zum Opfer, das bloße Geplerre der Lippen — es gefällt dir nicht? ... O! so wollen wir die Gerechtigkeit opfern, wie es uns als Menschen und Christen gebührt; Gerechtigkeit wollen wir dir opfern, treu wollen wir unsern Pflichten leben, wir wollen der Tugend dienen, wir wollen alle, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, gerecht und gütig uns gegen einander betragen und die Armen nicht wieder seufzen und schreyen machen zum Allmächtigen! Wir wollen das Laster fliehen, unsere Obrigkeiten anflehen, und Gott bitten, daß er ihre Herzen regiere, daß sie sie hinwegthun die öffentlichen Denkmähler der Schande für Christen, daß sie hinwegthun die Pesthäuser der Laster und Sünden. —

Wir wollen sie besuchen die Tempel des Herrn. Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, wir wollen uns beym Abendmahle Jesu in der Bruder- und Schwesterliebe bestärken und nicht mehr sprechen: nur für den Pöbel gehört die Religion. Nicht fluchen und schmähen, nicht hassen und anfeinden wollen wir die, welche einst so sprachen und meinten: das, „Gott zu erkennen und zu verehren," sey blos ein Mittel, die Völker im Zaume zu halten. Denn wir sind ja Christen, und Vornehme und Geringe, Arme und Reiche müssen ja seyn, so hat es der Ewige weislich geordnet, und o! wir fühlen es nur zu sehr: der Allmächtige ist ein König aller Könige und ein Herr aller Herren; denn er stößet die Gewaltigen vom Stuhle und erhebet die Niedrigen, die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer. O! er denket der Barmherzigkeit, und hilft seinen Verehrern auf, wie er es versprochen hat, Abraham und seinen Nachkommen, ewiglich! —

Nein, nicht anfeinden und fluchen wollen wir unsern Beleidigern, sondern wir wollen für sie beten, wollen alles Vergangne vergessen, ihnen verzeihen, wie Gott uns verzeiht, welches er thut, wie es jetzt am Tage ist, und ein jeder unter uns will sich bestreben, der Tugend, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Gotte und Jesu Christo zu leben; niederbeugen wollen wir uns in den Staub und sagen: O! wir waren und sind nicht werth deiner Gaben, die wir so mißbrauchten, die

wir's so sehr vergaßen, daß die Erde des Herrn ist, und was darauf ist und wohnet; aber Herr, wir flehten zu dir, und du hörtest unser ängstliches Rufen, du ließest es mit uns nicht gar aus seyn; du giebst uns mehr und zeitiger, als wir bitten und verstehen konnten. — Dank, Dank dir, du Gerechter, du Allmächtiger, du Allbarmherziger! Zeigen wollen wir dir unsern Dank am Besten durch Gerechtigkeit!

Und noch einmal werfen wir uns nieder vor deinem Throne, Greise und Greisinnen, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, ach! und auch Kinder und Säuglinge heben mit uns die Hände zu dir empor, Vater! und sprechen: O guter, guter Vater! wir haben noch eine Bitte, und das ist die: O regiere, regiere nicht nur das Herz unsers Königs, nein, regiere auch die Herzen aller Kaiser, Könige, Fürsten; regiere die Herzen aller Großen und Mächtigen der Erde, daß sie, wie es die Grundsätze des Christenthums verlangen, ihn einstellen den verwüstenden, die Länder zerstörenden, die Menschen verstümmelnden und ihr Leben hinopfernden Krieg!

Hilf uns! regiere ihre Herzen, daß sie einander verzeihen, daß sie als Brüder, als Christen, sich lieben; regiere alle Lehrer der Religion, daß

sie zeigen, was Gott durch Jesum von seinen Verehrern, von seinen Kindern verlangt; — regiere, o regiere die Herzen der Fürsten! daß sie den festesten Brüderbund schließen, daß er verdrängt werde, aus der Christenheit, der Unglückbringende, alles Gute stöhrende, und so viele Tausende der Lebendigen hinwegraffende Krieg! — Ja, Vater! Vater! erhöre, erhöre uns! nicht blos für uns, und unsere Gegenden und Tage, nein, für alle, alle Gegenden der Erde, für alle Jahrhunderte, so lange Menschen hier wohnen, bitten, flehen wir dich an.

O Allbarmherziger, erhöre uns! flöße in aller, in aller Fürsten Herzen, diese Christlichen Gesinnungen, und uns allen gieb den Geist des Gehorsams, uns allen gieb den Geist, daß wir ihnen, diesen Vätern, den Hirten der Völker, deinen Stellvertretern auf Erden, treu und gehorsam sind. — Gott! gieb auch diese Gute uns noch, dann sind wir und unsere Nachkommen beglückt! Laß, o Allmächtiger, laß bald, alle unsere Mitchristen und Nachkommen ruhen unter der Palme des ewigen Friedens! Du lohnst ihnen, denen viel gegeben ist, gewiß noch mehr als hier, im besseren Vaterlande, vors reichst du ihnen dann durch Christum, für treue und oft so

schwere Regenten-Sorgen, — den am längsten dauernden Siegeskranz!

Herr! Herr! Regierer der Herzen, erlöse uns von dem Uebel! Laß dein Reich kommen! — Erhöre uns! Amen.

Beytrag
zur Sittengeschichte Berlins im Jahr 1807.

(Nur — reine Wahrheit.)

Ein junges hübsches Mädchen, die Tochter eines Uhrmachers und Braut eines jungen soliden Mannes — (sie mag hier L. heißen) — welche in der Kunst, Stickereyen mit Geschmack zu vollenden, erfahren ist und deshalb einen gewissen Ruf erhalten hat, wurde vor einigen Monaten zu einer Frau Fourier Fischer in der Mauerstraße bestellt, um eine solche Arbeit zu übernehmen. Sie folgte der Bestellung, kam dort an und fand in dieser Frau Fischer eine sehr artige Frau, welche sie mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelte, sich freute, sie kennen zu lernen, bedauerte, daß sie ihr in diesem Augenblick noch nicht die Arbeit geben könne, und bestellte sie auf eine andere Zeit wieder zu sich. Zugleich bat sie, L. möge sie am Abend des folgenden Tages zum Souper besuchen. Diese Einladung fiel dem Mädchen

auf, es fing an zu argwöhnen, es wandte die Unterhaltung auf dies Souper, um die wahrscheinlich versteckten Motiven zu der Einladung zu erforschen. Die Frau ließ sich überlisten, entweder weil sie alle Berlinerinnen für verdorben genug hielt, um offen mit dieser reden zu können, oder weil sie selbst so dumm und schlecht war, ihr Gewerbe für etwas ganz schuldloses zu halten. Sie proklamirte deshalb ihre Gründe ganz unbefangen an die Zuhörerin. „Liebes Kind“ — sagte sie — „es kommen jeden Abend hiesige angesehene, hübsche und reiche Männer zu mir, und schöne Damen, Damen vom besten Ruf und vom Stande. Die Personen unterhalten sich und genießen manches Vergnügen, das Geselligkeit und Zuneigung gewährt. Das wollte ich Ihnen denn auch verschaffen. Besonders hat Sie einer meiner Freunde, der reiche Kaufmann N — — sehr lieb gewonnen, und mir den Auftrag gegeben, sie zu mir zu bitten, damit er ihre Bekanntschaft machen könne. Um Ihre Verwandte zu täuschen, lud ich Sie als Stickerin ein.“

„Ich bedaure — entgegnete L —, daß ich in diesem Falle nicht dienen kann, Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Braut bin.“

„Doch! ich weiß aber und hoffe, daß sie als eine Berlinerin zu hell denken werden, um scrupulös zu seyn, und in der That, Sie haben nicht Ursache, es zu seyn!“

„Diese Sprache befremdet mich.“

„Nicht doch, liebe Kleine! Verstellen Sie sich nicht, wenn Sie zu mir reden; ich kenne die hiesigen Weiber. Braut sind Sie? was thut das? Glauben Sie, daß Ihr Geliebter noch schuldlos ist? Meynen Sie, daß er als Ehemann Sie künftig allein lieben wird? O, wie sehr irren Sie!“

„Ich erstaune, Madam, daß Sie mir das alles sagen. Ueberdies ist jener Kaufmann R — der Mann einer jungen liebenswürdigen Frau. Wäre er unverheurathet und Sie machten mir einen ähnlichen Antrag, so könnte ich wenigstens ahnen, daß er und Sie einigermaßen edel dächten; aber nun —“ erwiederte L.

Frau Fischer. „Nun, sehn Sie wohl, wie Sie mich wieder mißverstehn? Was schadet denn das Verheurathetseyn Ihnen? Er ist verheurathet, ja; aber soll er deshalb alle andere Schönheiten verachten? Und daß er es sich erlaubt, Sie zu lieben, sey Ihnen ein Beyspiel zur Nachahmung. Warum wollen Sie so strenge seyn? Was kann es am Ende Ihrem Bräutigam oder baldigen Manne schaden, daß Sie auch einem Dritten wohlwollen, wenn er es nur nicht weiß. Sie wissen wohl, daß man es in der Residenz mit dieser Gattung von Tugend so sehr genau nicht nimmt!“

„Mein Gott, in welches Haus, und zu welcher Frau bin ich gerathen!“ rief L — und wollte gehen. Das Weib versuchte sie aufzuhalten; aber das Mädchen beharrte bey dem Entschluß. Endlich forderte jene Still-

schweigen, welches diese gelobte, um nur aus dem Hause zu kommen, obgleich sie nicht Willens war, Wort zu halten. Sie ging nun eilends aus dem Tempel der Venus Cloacine, war sehr erfreut, als sie die Wohnung ihres Vaters erreicht hatte, und erzählte nun mit nassen Augen diesem ihre Geschichte der letzten Stunde; bald darauf kam ihr Verlobter, auch diesem klagte sie ihre Beschimpfung durch einen solchen Antrag.

Die Frau Fourier fand sich am Abend bey dem Uhrmacher ein, nachdem sie geargwohnt, daß das Mädchen geplaudert habe, und bat denselben um Verzeihung und Verschwiegenheit; der gutmüthige Mann versprach ihr das und hielt Wort; aber der empörte Bräutigam, nicht so zahm, machte noch an dem nämlichen Tage von der Sache Anzeige bey dem Polizey-Direktorio.

Am folgenden Abend, da nämlich das bewußte Souper Statt finden sollte, begaben sich Polizey-Beamte in das Haus der Fischer, und fanden dort eine Gesellschaft von nicht geringen Personen beyderley Geschlechts; unter andern befanden sich auch drey Judenjungen oder junge Juden anwesend, Bengel, die sich überall eindrängen, wo die Liederlichkeit heimathlich ist, wäre es auch nur, um prahlen zu können: Wir kommen in gute Gesellschaften und leben im Ton!

Die Polizey zeichnete die Namen der Gegenwärtigen auf, welche so überrascht, keine Neigung offenbarten,

länger hier zu bleiben, und sich sämmtlich wegbegaben. Darauf nahm man die Dame-Kupplerin mit sich und spedirte sie in eine ihrer Thaten würdige Wohnung, in die Stadtvoigtey, den Aufenthalt aller gemeinen Sünder, welche die Menschheit so eben von sich ausstieß.

Die Verhöre fingen an. Hier fand es sich nun, daß die Dame ihren Charakter (Frau Fourier, ich glaube Hof-Fourier) und ihren Namen (Fischer) fingirt habe, um Mamsell L— zu täuschen; es fand sich, daß sie nicht mehr oder weniger war, als die geheime Kupplerin Madame Brettschneidern, den stillen Lüstlingen der Hauptstadt längst bekannt durch die Zusammenkünfte bey ihr und durch ihre Stärke im Gelegenheitmachen.

Uebrigens waren die Hauptsachen in ihrer Aussage folgende: Sie sey bereits als 14jähriges Mädchen von dem auswärtigen Minister X. verführt, und bald darauf von diesem an den hiesigen Staatsminister Y. gesandt und empfohlen worden. So lange sie noch hübsch gewesen, habe dieser im vertrauten Umgange mit ihr gelebt; später, als er ihrer überdrüßig geworden, habe sie dazu gedient, ihm hiesige Frauen oder junge Mädchen zu verschaffen, wofür sie von ihm reichlich bezahlt worden sey. Zwar habe sie ihm nicht immer die Personen verschaffen können, wozu die Excellenz ein Gelüste verspürt habe; aber er habe dann auch mit andern Geschöpfen vorlieb genommen. Alles sey so lange gut

gegangen, bis der Minister die Dienste verlassen; dann habe sie, was sie bisher nur für diesen einen verrichtet, für das ganze vornehmere Publicum von Berlin unternommen, um sich ehrlich zu nähren, und habe sich auch dabey wieder recht gut befunden, denn sowohl die Herren, als auch die Damen, denen sie die bestellte Waare zugeführt, hätten immer recht generös bezahlt.

Zu mehrerer Sicherheit habe sie sich bey dem Polizeybüreau als Lohnhure inscribiren lassen. Als sie nach den Personen gefragt wurde, die sie regelmäßig besucht hatten, erklärte sie, es sey ihr unmöglich, sie alle so zu wissen und zu nennen, ohne, daß sie ihrem Gedächtnisse zu Hülfe käme; wolle man ihr aber Schreibematerialien und Muße erlauben, so werde sie alle ihre Kunden gewissenhaft aufzeichnen. Man willigte in ihre Bitte und sie schrieb.

Als Dame Brettschneider einige Zeit im Kerker zugebracht hatte, verwandten sich ein paar der hiesigen Standespersonen für sie, um ihre Befreyung zu bewirken und der Obervorsteher des Gerichts befahl, sie schleunigst in Freyheit zu setzen; aber das Gericht ging standhaft den vom Gesetz vorgezeichneten Weg und verurtheilte die Kupplerin zu zweyjähriger Zuchthausstrafe, nachheriger Verbannung aus der Stadt und zum Empfang von dreyßig Peitschenhieben, welche letztere ihr denn auch nächstens pro studio et labore ausgezahlt werden sollen.

Die Liste ihrer Kundleute ist angefertigt. Ob sie das Versprechen, gewissenhaft alle zu registriren, gehalten hat, ist nicht zu verbürgen; aber es ist sicher, daß sie über hundert solcher Individuen verzeichnet, worunter sich Männer mit dem Nimbus der Ehrbarkeit und Rechtlichkeit und Frauen und Mädchen, welche man geneigt war, als Muster der Tugend aufzustellen, befunden. Pfui, der Verworfenheit!

Man müßte das Verhör des Weibes und dieses Verzeichniß lesen, um einen großen Theil der Berliner in der Blöße ihrer Liederlichkeit zu sehen!

Und wie viele Werke der Finsterniß dieser Art bleiben im Verborgenen! Wie viele solcher Kupplerinnen treiben ihr Schandgewerbe fort, weil sie bis jetzt noch schlau genug verfuhren, um unentdeckt zu bleiben. Wie viele Mütter wissen von der Buhlerey ihrer Töchter und begünstigen sie sogar. Hat man doch noch vor kurzem ein Beyspiel, daß ein Weib aus dem geringen Stande die Jungfrauschaft ihrer erwachsenen Tochter verhandelte und darum mit dem Wollüstling handelte, als habe sie ein Stück Vieh zu verkaufen. Genug von der Verworfenheit. Es empört, daran zu denken, davon zu reden!

Die
Entstehung und der Zweck des Berliner Journals:

Der Telegraph.

(Aktenmäßige Darstellung.) (Wörtliche Abschrift.)

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Die politische Lage von Europa und besonders die des nördlichen Deutschlands, hat sich seit einiger Zeit so merklich verändert, und Preußen ist bey dieser Veränderung so sehr interessirt, daß meine Grundsätze als politischer Schriftsteller, als preußischer Patriot und Unterthan — Grundsätze, die alle meine Schriften für Wahrheit und die gute Sache (wenn gleich zu meinem eigenen Nachtheile) stets beseelt haben — es mir zur Pflicht machen, in einem so wichtigen Zeitpunkt mich nicht unter die müßigen Zuschauer zu stellen.

Mein sehnlichster Wunsch ist, E. K. M. und dem Vaterlande meine Zeit und meine Talente als politischer Schriftsteller zu widmen. Der Telegraph, den die damalige politische Lage (October 1805) nur bis zur 7ten Nummer gedeihen lassen wollte, hatte das unerwartete Glück, von dem französischen Kaiser in dem Lager bey Austerlitz mit wachsamer Aufmerksamkeit gelesen zu

werden. Das neue Tageblatt, welches ich herauszugeben gedenke, und wozu ich den Titel:

Des Telegraphen,

des deutschen Publicisten, oder des deutschen Reichs-Journals (Journal de l'Empire,)

in Vorschlag bringe, wird, wie ich hoffe, nicht minder glücklich seyn. — —

Wenigstens werde ich mich bestreben, nach den allerneuesten Grundsätzen der französischen Regierung, vermöge welcher man den nichtofficiellen Journalisten nicht verbieten kann, ihre Muthmaßungen und Meynungen über die öffentlichen Angelegenheiten zu äußern; in meinem Blatte solche Muthmaßungen und Meynungen zu äußern, welche den französischen Behörden nichts weniger als gleichgültig seyn dürften. Es wird dabey in den Plan meines Journals gehören, die französischen Journale zu benutzen, und durch Zergliederung der verächtlichen Ausfälle gegen Preußen (die nach den oben bemerkten neuesten französischen Grundsätzen in den französischen Zeitschriften an der Tagesordnung sind) die Erbärmlichkeit des dortigen Journalwesens eben so wie die Machinationen der französischen Regierung zur Verwunderung und Bewunderung von ganz Deutschland zu beweisen.

Wenn aber von dieser Seite mit Nutzen gewirkt werden soll, so müßte es mit der äußersten Schnelle geschehen, und das von mir herauszugebende Tageblatt

unverzüglich beginnen können; und das um so mehr, da alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist: daß die literarischen Communicationen zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland von Seiten der französischen Regierung bald erschwert werden dürften.

Ich fühle mich um so mehr berufen, dem Vaterlande und der Wahrheit zu dienen, und durch eine kräftige Darstellung und Würde alle Vertheidigung der gerechtesten Sache zu übernehmen, die Feinde der Tugend und der menschlichen Glückseligkeit zu verwirren, und zu beschämen, da man noch ganz kürzlich in einem mit der offenen Post mir zugekommenen Schreiben mir hat den Antrag machen wollen, die Redaktion einer in dem jetzigen Großherzogthum Berg herauskommenden deutschen Zeitung zu übernehmen. Ein Antrag, den ich nicht besser, als durch die Herausgabe eines neuen Tageblattes in Berlin beantworten zu können glaube.

Unter diesen Umständen wage ich es ꝛc. E. K. M. die ꝛc. Bitte unterzulegen: Allerhöchstdieselben wollen ein von mir in Berlin unter einem der oben bemerkten Titel herauszugebendes historisch-politisches, (mit den hiesigen beyden Zeitungen übrigens gar nicht collidirendes) Tageblatt gnädigst zu bewilligen, und dem Censor der historisch-politischen Zeitschriften, dem Geheimen Ober-Finanzrath von Hüttel, solche Instructionen ertheilen zu lassen geruhen, damit das von mir herauszugebende Journal sich derjenigen Liberalität und vernünftigen

Preßfreyheit zu erfreuen habe, welche der gegenwärtigen Lage der Dinge und dem Bedürfnisse der Zeit angemessen, und wodurch nur allein die vorgesteckte Tendenz des ganzen Werkes erreicht werden kann.

E. K. M.

ꝛc. ꝛc.

Berlin, Wehrenstraße Nr. 57. den 2ten October 1806. der Professor Lange.

Resolution.

Das Königl. Kabinetsministerium genehmiget hierdurch auf die Vorstellung des Professors Lange vom 2ten dieses die von demselben intendirte Herausgabe eines, vornämlich die gegenwärtigen Zeitumstände berücksichtigenden historisch-politischen (mit den hiesigen beyden Zeitungen übrigens nicht kollidirenden) Tagblattes

Dasselbe verspricht sich von den Talenten und den Gesinnungen des Professors Lange, und macht solches auch hiermit zur ausdrücklichen Bedingung dieser Genehmigung, daß er es sich zur Pflicht mache, die sich bereits so rühmlich auszeichnende Nationalstimmung und den Patriotismus der preußischen Unterthanen, so wie die Mitstimmung und den theilnehmenden Eifer der übrigen Deutschen und anderer Nationen für Preußens große Angelegenheiten, immermehr zu wecken und zu beleben; daß er dabey sich alles dessen, was für andere,

mit

mit dem hiesigen Staat in Friedens- und Freundschafts-verhältnissen stehenden Höfe und Regierungen irgend anzüglich und beleidigend seyn könnte, sorgfältigst enthalte, und daß er auch bey dem Geschäft, die Schritte und Maaßregeln feindlicher Regierungen in ihr gehöriges Licht zu stellen, die Gehässigkeit ihrer Institutionen und die Ausfälle ihrer gelesensten Zeitblätter aufzudecken und zu berichtigen, immer denjenigen Anstand beobachte, welchen man auf der Seite der Wahrheit und des Rechts nicht vermissen darf, und ohne welcher hier der Zweck eher gestört als befördert werden kann. Es ergehet übrigens an den Geheimen Finanzrath von Hüttel der Auftrag, nach diesen sich von selbst darstellenden Gesichtspunkten, die Censur des Tageblattes zu besorgen.

Berlin, den 12ten October 1805.

Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Specialbefehl. In Abwesenheit des Staats- und Cabinetsministers Grafen von Haugwitz.

(gez.) Le Coq.

(An den Prof. Lange hieselbst.)

N. S. Die Tendenz ist von den Umständen ein wenig verändert worden.

Die folgende Abhandlung über ein neues in der preußischen Regierung aufzustellendes Prinzip ist an die Verlagshandlung aus Schlesien eingesandt, und übernimmt es, den Verfasser des vertrauten Briefes zu rechtfertigen.

Dieser hielt es nicht für nöthig, denn das vertraute Schreiben widerlegt sich von selbst, indem es auf der einen Seite alle Schlesier zu Patrioten macht, auf der andern eine General-Amnestie für so viele Rebellionen verlangt; diese sind also die Patrioten?

Er stellt auch die Schlesier mit den Polen parallel! Ich glaube wohl, der weichliche, von lauter Humanität aufgedunsene, jetzt mir bekannte Herr Verfasser mag die Gabe haben, Kinder zu amüsiren; möchte er aber doch aus ernsten Dingen Witzeleyen weggelassen haben. Die Amnestie, die er mir auch angedeihen lassen will, bedarf ich nicht, denn ich werde mich ohne Furcht dem Richter selbst übergeben.

Der Verf. der v. B.

Das

Resultat der gemachten Erfahrungen

während

des letzten für Preußen so beispiellos unglücklichen Krieges läuft dahin aus: daß nur Furcht vor ihrer strenggerechten Regenten den Dienstfeier belebt, und gegen Verrätherei im Allgemeinen sichert.

Anonym eingesandt.

Furcht umgab einst Friedrich den Großen. Sein Adlerblick drang, wie ein elektrischer Schlag, durch alle Glieder der Menschen, die er fixirte, und voll banger Erwartung horchten sie der kritischen Fragen, womit der Weise ihren Verstand oder ihre Ehrlichkeit sondiren möchte. Keiner, nicht der General an der Spitze eines Regiments, nicht der Chef eines Landescollegii, noch irgend ein Officiant in seinem Geschäftskreise, traute dem Unbedeutendsten; denn ihm stand der Zugang zu der allerhöchsten Person des Königs so gut offen, wie dem Angesehensten. Die oft beigefügten Noten zu den abgestatteten Berichten dokumentirten die strenge Aufmerksamkeit, womit der seltne Mann auf einem Throne seine Räthe kontrollirte, und womit er sie eben so kräftig, wie mit seinem Krückenstocke, warnte.

Je näher die Zeit der jährlichen Revüen heranrückte, desto mehr Thätigkeit bemerkte man in allen Ge-

genden, die Friedrich II. durchreiste. Man exerzirte mit der Musquete und mit der Feder. Alle Mienen verriethen deutlich eine ungewöhnliche Bangigkeit. Freier fing man an zu athmen, wenn beim ersten Wort der königliche Ernst von einer Zufriedenheitsäußerung gemildert wurde, aber die Seelenangst stieg aufs höchste, und wußte sich kaum zu bergen, wenn gerechter Tadel leisend eine Nachlässigkeit oder eine Pflichtverletzung rügte. Jeder fürchtete nichts so sehr, als den schrecklichen Ausspruch: scheer er sich zum Teufel, er Schäcker! *)

Diese Furcht brachte die glücklichsten Wirkungen hervor. Sie machte den Feigen brav, den Saumseligen geschäftig, und den Betrüger ehrlich. Aber sie verschwand mit dem Geiste Friedrichs des Großen und Einzigen.

Unter Friedrich Wilhelm II. umgaben freche und unverschämte Intrigants den Thron. Die Welt kennt ihre gebrandmarkten Namen. Sie wußten die Blicke des Gutmüthigen von jedem bedenklichen Gegenstande abzulenken, und jedes unmittelbare Gesuch zu verhindern.

Frechheit trat an die Stelle der Furcht, und schob zur königlichen Signatur beliebige Kabinets-Befehle unter, worüber die Redlichen des Landes seufzeten und — schwiegen.

Sicher trieb der Günstling des Günstlinges sein ungerechtes Wesen. Die Obern des Militärs fürchteten jetzt eine Revüe eben so wenig, wie die Obern der Civilisten eine Reschersche.

*) Ein gewöhnlicher Ausdruck des höchsten Unwillens Friedrich des Großen.

Nur der auf manchen Zöglingen und Veteranen Friedrichs des Großen ruhende Geiste hauchte noch eine Zeitlang Bewegung in die stockende Maschine des Staats.

Hinweggescheucht, und vom Fluch der Besserdenkenden verfolgt, zogen sich die Schändlichen zurück, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg. Mit Schonung begann er seine Regierung, und die humansten Gesinnungen sprachen sich in seinen ersten Kabinetserklärungen aus.

Eine Elite von unterrichteten, biedern und vorurtheilfreyen Männern stand an seiner Seite, berathschlagte mit ihm, und bezweckte das Beste seiner Völker.

Der bescheidne und wohlwollende König versprach viel, und hat redlich Wort gehalten. Gleich liebens- und verehrungswürdig stützt er sich jetzt noch im Unglück auf seine Tugenden, die ihn als Herrscher und Familien-Vater zieren.

Nur das zu geringe Vertrauen in sich selbst, und das zu große in andre, verhinderte ihn, nach dem Beispiel seines mächtigen und weisen Groß-Oheims, gefürchtet zu werden.

Keinem jener Feldherren, die unter seinen Augen bei Auerstädt eine so wohlgerüstete und geübte Armee befehligten, trieb der Gedanke der Verantwortlichkeit an, seine Schuldigkeit zu thun. Dort Braunschweig und Hohenlohe, hier bei Halle Würtemberg gingen furchtlos mit Erbärmlichkeiten voran, und immer erbärmlicher folgte man ihnen.

Nicht einer der Commendanten, von Magdeburg und Cüstrin an bis zu Glogau, Breslau, Schweidnitz,

außer der edlen, Achtung gebietenden Neumann zu Kosel*); achtete der wiederholten königlichen Befehle, die ihm anvertraute Festung bis aufs Aeußerste zu vertheidigen; nicht einer fürchtete die beigefügte Drohung: bei Verlust eures Kopfs!

Ganz andere Kraftäußerungen würden sich manifestirt haben, hätte die Gegenwart des Königs, oder die Erinnerung an ihn, Furcht erweckt und das Point d'honneur belebt. Dann träumte man gewiß nicht, wo Wachsamkeit die erste Pflicht ist; man überließ die Truppen nicht der Vernachlässigung dummer und gewissenloser Kommissäre, und jeder stand seinen Mann.

Woher rühre die Saumseligkeit, womit das Kriegskollegium in allen Departements verfuhr? Woher der Schneckengang und das Hin- und Herschwanken aller übrigen konstituirten Autoritäten? Daher, daß man keine Verantwortung und keine strenge Untersuchung befürchtete.

Ist dies die Art bei den ersten Beamten, was werden die Subalternen machen? Dann geht es, wie es ging: man lebt nicht seinem Amte, sondern seinem Vergnügen; man hilft sich, wenn das Traktament nicht ausreicht, per fas et nefas, deckt eine Kasse mit der andern, und zuletzt bezahlt der Tod alles — die Defekte werden niedergeschlagen.

Was die französischen Behörden respectirten, das traten aus ebendemselben Grunde, aus Mangel an Furcht, so manche Preußen mit Füßen.

*) Ehut so die Kommandanten von Neiße, Glatz und Silberberg.

Es ist ein Jammer, wie so manche Magistrate, exceptis excipiendis, hin und wieder handeln. Sie kommen dem aufmerksamen Beobachter vor, wie Hyänen, die dem Löwen überall nachschleichen, und die Ueberreste seines Schmauses gierig verzehren. Man überzeugt sich lebendig, daß ein hoher Grad von Ehrlichkeit dazu gehört, um im Durcheinander der Geldverschütterungen nicht zu betrügen. Die meisten nehmen eine Gelegenheit wahr, die nicht leicht wiederkommen möchte, wo sich so manches runde Sümmchen auf fremde Rechnung unbedenklich schreiben, und der Ausfall der Accidenzien reichlich decken läßt. Wo sonst einer des andern strenger Censor war, und an diesem Durchstechereyen, an jenem Unfähigkeit oder Faulheit zu tadeln fand, da herrscht jetzt eine brüderliche Kollegialität.

Nach des Tages Last und Hitze kommen gewisse Rathsherren an einem gewissen Orte zusammen, und laben ihre matten Seelen mit Nektar, der die Grillen vertreibt, und die noch vorzüglichere Eigenschaft besitzt, daß er nichts kostet. Ihre angenehmsten Erinnerungen werden künftig da seyn, wo der arme Bürger heiße Thränen weint. Mancher Generale Tafelweine haben manche Kehle genetzt, und sind sogar zum Sprichwort geworden! *)

*) In ... verschrieben die Väter der Stadt zuvörderst fünf Oxhoft Franzwein, nachdem die Weinschenken des Orts nichts mehr zu verlassen hatten; und nun gebrach es ihnen wenigstens nicht mehr an einem Lebenszug: auch ihre Küchen wurden hinlänglich versorgt, und wenn es auch an Wildpret fehlt: so müssen die Schlächter die besten Stücke von dem Fleische, das aus der Hülfsgelder-Kasse für die Bürgerschaft wird, an sie abliefern.

Anmerk. des Setzers.

Willkühr, Betrug und Hochverrath sind an der Tagesordnung! Sie kommen hoffentlich für Kenntniß des Königs. Er muß anerkannt rechtliche und patriotische Männer, die auch in den berüchtigsten Oertern noch vorgefunden werden, autoristren, die nöthigen Untersuchungen darüber anzustellen, und die Schuldigen seinen richterlichen Ausspruch zu überantworten.

Furcht muß wieder unter alle Classen von Menschen kommen, sonst bleibt König und Vaterland in beständiger Gefahr.

Herr P.... S.... in seinem verkannten Schreiben an den Verfasser der vertrauten Briefe beliebt zwar eine allgemeine Amnestie, aber aus einem sehr natürlichen Grunde: weil das Breslausche Publikum ihn als einen der ärgsten antipreußischen Dekumatoren kennt. Nun das Bellen nicht mehr rathsam ist, setzt er sich auf die Hinterbeine und pfötelt. Der arme Mann! wer wird sich an ihn wenden, wenn etwas Ungewöhnliches mit Energie ausgeführt werden könnte? Seine Reminiszenzen aus der französischen Revolution passen auf keinen gegebenen Fall in den vertrauten Briefen. Er schwatzt blos wie ein Papagei, den er der Baronne v. L. auf K. wahrscheinlich zum Spaß, entführte.

Dem Herrn S.... ängstigte die Breslauer Garnison am Tage vor der Uebergabe klüger, als der Feind; weil sie einige Officiere mißhandelte. Fürchtete er vielleicht mit den Treulosen zu fallen, wenn der patriotische Soldat im gerechten Unwillen sich zum Richter über sie aufgeworfen hätte? Sollte es dieser nicht äußern, wie sehr es ihn kränkte, daß man ihm nicht erlaubt

hatte, seine Pflicht gegen den König zu erfüllen? Als müßiger Zuschauer stand er auf den Wällen, indem Fürst zu Pleß anfänglich so glücklich das feindliche Belagerungscorps attakirte, und durfte ihm durch keinen Ausfall unterstützen. Er sah, was nachher die Feinde selbst gestanden, daß er mit einigen hundert Mann braver Cameraden beitragen konnte, den glänzendsten Sieg zu erfechten, und Breslau frey zu machen. Aber die Kabale der Commandirenden verdammten ihn zur Unthätigkeit, damit das Unternehmen des Fürsten scheitern sollte. Fluch und Schande den Pflichtvergessnen!

Weiß Herr S. nicht, was dem gewesenen Gouverneur Thiel in Dresden begegnet ist? Er wünschte dem Kaiser Napoleon vorgestellt zu werden; aber man widerrieth es ihm. Er drängte sich indessen bei der Feierlichen Cour vor, man mußte ihn dem Kaiser nennen, doch dieser winkte und rief: zurück!

Warum stiften sich die Commandanten, wenn sie gerechte Sache haben? Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Rächer Friedrich Wilhelm III. Ja! er muß in dieser Gestalt auftreten, und eine neue Welt um sich schaffen, oder sein Gram wird nie gestillt.

Mag Herr S. die Vertheidigung des Prinzen Eugen von Würtemberg merkwürdig finden, nur muß er keine Folgerungen daraus herleiten, sonst — lacht man über ihn.

Wohl ist es auch der Untersuchung werth: warum manche ihren Posten verließen, als das Vaterland in Gefahr war? und wie diejenigen, welche darauf aushielten, sich benahmen, als die Provinz von den feindlichen

Truppen erobert worden. Die Strenge richte über sie, ohne, wie der Besorgliche fürchtet, alles zu zermalmen. Dann erkennt sie dem Mann von Pflicht, dem ächten Patrioten, und namentlich, dem Kriegs- und Domainenrathe Neumann den Orden des Verdienstes zu.

Als Advocatus diaboli redet Herr S. den Lieferanten das Wort. Ist er vielleicht ein erkenntlicher Freund des Amtsraths Y, der lange genug im Frieden das Land, und insonderheit die Städte mit seinen Getraidewucher heimsuchte, und mit seinen dumpfigen Schiffsladungen Magazine und Kommunitäten betrug; der wie damals, desto leichter jetzt im Kriege, durch Bestechung alles, was ihm konvenirte, an sich zu bringen suchte, und den Fourage- und Pferde-Lieferanten en Gros bey den Feinden machte?

Man übertrage Lieferungen qualifizirten und rechtlichen Leuten, die unter genauer Kontrolle gehalten werden; nur inhibire man das schändliche Treiben, den alles an sich reißenden Spekulanten.

Schlüßlich — Pardon dem Pädagogen! doch mit dem Beifügen des Richters: „Hüte dich, daß dir nicht wieder ein Wort entfährt — meinst du es auch nicht so" — sonst steht dir Papagenos Schicksal bevor!!! *)

*) Man denke an die oberschlesischen Forsten.

Berichtigung

der Belagerungsgeschichte von Glogau im 2ten Bande der B. B.

Allen denen, welche an der Wahrheit desjenigen zweifeln, oder dadurch beleidigt seyn möchten, was bey der Belagerung von Glogau vorgegangen und im 2ten Theil der vertrauten Briefe erzählt worden, diene folgendes zur Belehrung:

Dem Herausgeber der vertrauten Briefe bin ich sehr viel Dank dafür schuldig, daß er mit dem, was ich in Glogau leisten durfte, zufrieden ist. Lieber wäre es mir, wenn Jeder allda seine Pflicht erfüllt, und ihn dadurch veranlaßt hätte, aller mit Ehren zu gedenken. Einige kleine Unrichtigkeiten wird der Herausgeber gewiß um so lieber berichtigen, da sonst daraus manche Herren vielleicht Gelegenheit nehmen möchten, gegen das Ganze zu declamiren.

Im ersten Kriegsrath äußerte ich nur schlechtweg: das mir anvertraute Bataillon sey vollzählig, im besten

Zustande, und so wie ich zu jedem Dienst bereit. Noch erforderte die Lage der Sache nichts mehr.

Aber im zweyten Kriegsrath, wo alles schon zeigte, was man wollte, sagte ich alle das Unglück pünktlich voraus, welches die Uebergabe von Glogau über Schlesien bringen würde, und fügte, weil ich es für nothwendig hielt, hinzu: das nur H und S — an die Uebergabe denken könnten. Noch erhielt ich das Uebergewicht, ward Parlementair-Officier, und mußte die französische Correspondenz führen.

Den 30sten Novbr. ließ der Herr Gouverneur, um seine Plenipotenz zu zeigen, einen armen Teufel arquebusiren; vielleicht ein Wink für mich: denn am 1sten Dec. im Kriegsrath, zu dem ich noch berufen ward, und im gewöhnlichen Ton sprach, erklärten Sr. Excellenz der Herr Gouverneur mein Betragen für subordinationswidrig, ohne jedoch zu sagen, worinn, schlossen mich von allen fernern Verhandlungen aus, ernannten ihren Adjutanten zum Parlementair, und ohne mich weiter zu fragen, ward capitulirt.

Für die Wahrheit dieser Angabe bürget dem Herausgeber meine Unterschrift. Zugleich bitte ich denselben, die Versicherung meiner wärmsten Hochachtung zu empfangen.

Putlitz.

*) Antwort der niedersächsisch-westphälisch-preußischen Unterthanen auf das Abschiedsschreiben ihres Königs in plattteutscher Sprache, nebst einer freyen Uebersetzung.

An den
Koenig Frederik Wilhelm
den Goden.

Dat Hart wul uns breken, as wi Dinen Avsgëd van uns lesen, un wi koenen uns nog hüde nig oeverreden, dat wi uphoeren schoelt, Dine trowen Unnerdanen so tin, wi — de Di jümmer so lêv hebben.

So wär wi jewt, t'is nig Dine Schuld, dat de Generale un Ministers na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbistert weren, um de verstrüweten Schaaren to uns hertostüren un se, mit unsen Landknegten verenet, to'm nejen Kamp uptotropen. Liv un Leven hädden wi darum wigt. Den Du must nig twifeln, dat, in unsen

An den
König Friedrich Wilhelm
den Guten.

Mit Rührung haben wir, guter König, Deinen Abschied von uns gelesen, und wir können es uns heute noch nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine Dich stets mit großer Treue liebenden Unterthanen zu seyn.

Wir klagen nicht Dich, sondern das Geschick an, daß es Deine Generale nach der Schlacht von Jena nicht bestimmte, die geschlagnen Truppen in unsere Mitte zu senden, und unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzufordern. Wisse, daß in unsern Adern noch das Blut der Cherusker fließt; wir sind noch

Adern dat Blöd der olen Cherusker nog fürig flút un wi nog stolt darup súnd, Herman un Wittekind unse Landslüde to nömen. Up unsem Grunde ligt dat Winfeld, wör unse Voerfaren de Finde, de dat düdisge Rik verwösten wullen, so slögen, dat se dat Upstän vergeten.

Wi hádden séker dat Vaderland reddet; den unse Landknegte hávt Mark in den Knaken, un ēre Selen súnd nog nig anfrēten. Unse Wive sögt súlvst ēre Goeren, unse Dógter súnd nene Modeapen un de Tidgëst hát oever uns sine Pestluft nog nig ūtgaten. Intúsken koen wi der Súlvwold des Nödlots nig entgān. Og!

Lēve wol, ole gode Koenig! God gēve, dat de Oeverrest Dines Landes Di trowere Generale un klökere Ministers finden late, as de weren, de Di bedrövden. Eren Rād musdest Du towilen wol folgen; den Du búst nig alwētend, as de grote Gëst der Welden.

Koen wi upstān tēgen den isernen Arm des Nödlots? Wi moet al dús mit

heute stolz darauf, daß wir Herrmann und Wittekind die unsrigen nennen können, daß das alte Winnefeld in unsern Fluren liegt, wo unsere Ahnen Deutschlands verheerende Feinde zu Boden schlugen.

Wir hätten das Vaterland gerettet, denn unsere Männer haben noch Mark in den Knochen und einen gesunden Geist. Unsere Weiber tränken noch unsere Kinder selbst, und der Geist der Zeit hat seine Pestluft noch nicht über uns gesendet.

Jetzt müssen wir dem Fatum gehorchen, leb also wohl, mögen Deine Dir gebliebenen Staaten Dir treuere Generale und klügere Minister geben, als diejenigen waren, deren Rath Du, der Du nicht allwissend seyn kannst, oft befolgtest.

Können wir der eisernen Nothwendigkeit jetzt noch widerstehen? Nein,

manlikem Mod tolaten, wat nig in unsem Vermoegen is to ändern. God sta uns bi:

Wi hôpen, dat unse neje Hêr ward ôk unse Landesvader sîn un unse Sprake, unse Sêden, unsen Gloven un unsen Börgerstand evenso erhollen un agten, as Du, gode leve Koenig, et altîd dân hâst. God geve Di Fraden, Sundhêd un Fröde! Wêsen sún wi hêt de Dinen.

wir müssen es zulassen, was wir nicht ändern können. Gott wird uns nicht verlassen.

Wir werden unser Geschick männlich tragen, indem wir erwarten, unser neuer Monarch werde so wie Du, unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Religion und unsere bürgerlichen Satzungen achten. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude. Wir waren die Deinen.

Erklärungen zu dem Original.

Man lese â wie ah, ê wie äh, ê wie eh, ô wie oh, û wie üh, ä, ö, ü, langtönig, wie äh, öh, üh. oe wie ein zusammengeschmelztes ö-ö, á, é, ú tanztönig, sg wie ein weiches, weniger zischendes sch. wi sgaelt für wi sgaelen, wir sollen. Erlag (Örlog) Niederlage, Schlacht, Krieg. Dobber tapfer. Twifeln zweifeln, düdisg, düdsg nach Luther deudsch, jetzt deutsch, sogar teutsch! da theodisum doch deodiskum ausgesprochen wurde; lat. theodisc-um. Vergeten vergaßen, anfreten angefressen; sögt säugen; Goeren Kinder; ütgaten ausgegossen; Sulvwold Selbstgewalt, willkührliche Gewalt. dat Nödlot fatum, ein Los, das nothwendig zu folgen muß.

An
den Verleger der neuen Feuerbrände.

Aus dem mir kürzlich zu Gesichte gekommnen dritten Hefte der neuen Feuerbrände ersehe ich, daß der im 2ten Hefte befindliche Abdruck des schwarzen Registers zu einigen Discussionen die Veranlassung geworden ist. Ich bin es also der Wahrheit schuldig zu bezeugen: daß die Einsendung des Manuscripts von mir — den Sie und der Hr. Verf. recht gut kennen — ohne Mitwissen des Verf. geschehen ist. Ich bin es aber auch mir selbst schuldig, zu sagen: daß dieses Manuscr. sowohl als die eigne Vertheidigung des Verf. in seinem merkwürdigen Processe, schon seit mehreren Jahren, auf eine ganz rechtliche Art sich in meinen Händen befindet, und daß ich beyde sehr theuer eigenthümlich an mich gekauft habe, um sie dem Druck zu übergeben. Warum dies bis jetzt nicht geschehen ist, weiß der Hr. Verf. recht gut, so auch von wem ich das Manuscr. gekauft habe, und nur an ihm allein liegt die Schuld, wenn er in einem Zeitraume von mehreren Jahren die ihm sehr wohl bekannte einzigen Mittel nicht ergriffen hat, — um den Abdruck zu verhindern.

S —

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
A L

Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Sechstes Heft.

Mit einem Kupfer.

Amsterdam und Cöln, 1807.
bei Peter Hammer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
L L

Neue Feuerbrände.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Sechstes Heft.

Mit einem Kupfer.

Amsterdam und Cölln, 1807.
bei Peter Hammer.

Inhalt.

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. . Seite v
Erklärung des Kupfers zu demselben. . . . vi
Relationen aus Berlin. vii
Ueber Politik und Strategie in Bezug auf die neuern Zeitläufte. 1
Welche Veränderungen sind in der preußischen Staatsverfassung und Verwaltung nothwendig?
1) Regulirung der politischen Verhältnisse der Staatsbürger. 16
2) Ueber die Organisation der Staatsverwaltungsbehörde 18
3) Bildung, Wahl und Besoldung der Civilofficianten. . . . 30
4) Ueber das Finanzwesen. . . . 36
5) Landesculturwesen. . . . 50
6) Ueber das Volksculturwesen . . 75
Eine Szene aus dem jetzigen Kriege. . . . 81
Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, besonders in den preußischen Staaten, nebst Vorbericht des A. d. F. . . . 97
Relationen aus Berlin. . . . 129
Nro. 1. Bekanntmachung bey und nach der Parade der Berliner Bürgergarde den 24. Aug. 1807 erlassen von dem Obristen des Corps, Herrn Jourdan. . Ebend.
Nro. 2. Cabinetsschreiben Sr. Maj. des Königs an den Magistrat und die gegenwärtige Obrigkeit der Stadt Berlin. . . . 130
Schreiben eines preußischen Kanzleydieners an den Verfasser der vertrauten Briefe ꝛc. und Herausgeber der Neuen Feuerbrände. . . 131
Dem Verfasser des schwarzen Registers. . 136

Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte.

No. 1) Zwischen Proßnitz und Brock, 20 Stunden von Warschau, begegnete ein französischer Chasseur zu Pferde vom 21sten Regiment einem Bauer mit seinem Schlitten; da er des Reitens müde war, verlangte er von dem Bauer, daß er ihm möchte in seinen Schlitten steigen lassen. Dies geschah, der Chasseur legte sich darin nieder und schlief ein. Nach einer halben Stunde wurde der Bauer drey Kosacken ansichtig, und weckte den Chasseur, der ihm sagte, er möchte mit dem Schlitten nur über den Graben setzen. Kaum war er hinüber, als die Kosacken gleichfalls über den Graben zu kommen suchten; allein der Chasseur legte mit seinem Karabiner auf einen Kosacken an, und streckte ihn zu Boden; einer, der von den beyden übrigen am nächsten war, fiel durch einen Pistolenschuß; der dritte, welcher so wie seine beyden übrigen Kameraden auf den Chasseur geschossen, aber ihn verfehlt hatte, stürzt nun mit den Säbel auf ihn los, blessirt ihn, bekommt aber einen Hieb auf die Faust, so daß er den Säbel fallen lassen muß. Dergestalt wehrlos gemacht, wollte er nun mit dem Pferde umlenken, hatte aber nicht Zeit dazu, sondern empfing den Todesstreich. Nach Beendigung dieser Expedition beschäftigte sich unser Reisende, den Kosacken die Beute abzunehmen, als eben der Prinz Murat vorbey kam. Nachdem er sich die Umstände des Gefechts hatte erzählen lassen, band er sein Kreuz der Ehrenlegion ab, und stellte es dem Chasseur zu, mit den Worten: Du hast es wohl verdient. Dieser, welcher in den Taschen der drey Kosacken 60 Dukaten gefunden hatte, gab dem Bauer 30 davon und sagte: du hast mir das Leben gerettet, es ist billig, daß wir theilen.

Paris, aus dem Schreiben eines französischen Officiers aus Ostrolenka.

No. 2) Seit zehn Tagen haben uns die Russen in Ruhe gelassen, beyde Armeen stehen einander im Angesicht; ein kleiner Fluß, die Omulew, trennt sie; oft haben unsere Soldaten und selbst unsere Officiere Zusammenkünfte mit den Russen, und unterhalten sich mit ihnen. Noch dieser Tage kam eine kleine Abtheilung Chasseurs auf eine Insel, wo sie vermutheten, daß die Bauern Erdäpfel vergraben haben möchten; sie stießen auf einen Haufen Kosacken, die in der nämlichen Absicht gekommen waren. Statt einander anzugreifen, wie dies nur zu gewöhnlich geschieht, errieth man sich gegenseitig, verstand sich, und kam überein, daß jeder Theil seine Waffen in den Kähnen, worauf sie die Ueberfahrt gemacht hatten, zurücklassen, daß alsdann gemeinschaftlich nachgesucht, und die sich allenfalls vorfindenden Lebensmittel getheilt werden sollten. Unsere Chasseurs sondirten mit ihren Zauberstäben den Boden, ein Geschäft, worin die Unsrigen eine solche Fertigkeit erlangt haben, daß die pohlnischen Bauern mit voller Ueberzeugung sie für Zauberer halten, oft auch wechselseitige Verräther an einander werden, um Theil an dem Funde zu haben. So oft unsere Soldaten Erdäpfel fanden, riefen sie den Kosacken zu: hieher Kysacki, hier sind Kartoffeln; die Kosacken vollzogen auch ihrer Seits pünktlich den Vertrag, und beyde Theile schieden als Freunde, jeder mit seinem Antheil an der gefundenen Beute, von einander.

Erklärung des Titelkupfers.

Es war grade in der Leipziger Michaelismesse, als ein Corps Franzosen (es war das Erste) in Leipzig erschien. Viele von diesen Truppen eröffneten gleich einen Markt mit der von ihnen gemachten Beute.

Alles war noch voll Furcht, niemand nahte sich ihnen, als der gewinnsüchtige Jude, deren die Messe eine große Anzahl hier versammelt hatte.

Ueber diesen Gegenstand giebt das beygeheftete Bild eine lebhafte Darstellung.

Zugleich zeigt es manche Eigenheiten, die das französische Militair, so wie den National-Charakter von dem deutschen, unterscheiden.

Die Franzosen hegen eine große Liebe zu Kindern, und zeigen eben so viele Anhänglichkeit für Hausthiere. So trägt hier ein französischer Soldat sein Kind zärtlich in seinen Armen, welches er mit der Marketenderin erzeugt hat, die, auf einem requirirten sächsischen Karrengaul reitend, ihren Branntewein ausbietet.

Ein anderer trägt ein zahm gemachtes Eichhörnchen auf seiner Schulter.

Treffend ist die Geldgier und Gewinnsucht in den Gesichtern der Juden beyder Geschlechter dargestellt; sie scheinen die dargebotenen Sachen mit den Augen verschlingen zu wollen.

Das Blatt ist übrigens nach dem Leben und nach der Wahrheit gezeichnet, und kein Ideal; es ist daher um so interessanter.

Der Verfertiger desselben, Herr Geisler in Leipzig, welcher längst durch seine Arbeiten dem Publiko bekannt ist, bietet obiges Blatt, sauber ausgemalt, den Liebhabern für einen Laubthaler an.

Bey dem Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig sind Exemplare, auf englisch Papier abgedruckt und sauber colorirt, zu haben.

Relationen aus Berlin.

Fatale Gerüchte durchkreuzen sich seit gestern hier wieder, ich mag sie nicht aussprechen. Möge sich die Wahrheit zuvor dem Gewirre entwinden; dann erhälst du darüber nähere Kunde *).

Was ich Dir heute zu melden vermag, ist folgendes: So wie in Berlin sind in sämmtlichen Provinzen Kommissionen angesetzt, welche aus einer Person vom Militair und einer vom Civil bestehen; das ist der Fall

in Königsberg mit:
dem Feldmarschall v. Kalkreuth und dem Minister v. Schrötter;

in Marienwerder mit
dem Feldmarschall v. Courbiere (neu creirt) und dem Präsident Graf v. Dohna;

in Stargard mit
dem General-Lieutenant v. Blücher und dem Geheimen Finanzrath v. Borgstede;

*) Die Verläumdung im Preußischen geht so weit, daß man in dem Hamburger Correspondenten, sub D. Königsberg, pasquillenartig Staatsbeamten Beförderungen andichtet, und ihnen Namen giebt, die gar nicht existiren. So ist in dem preußischen Staatscalender kein Herr v. Liebmann aufzufinden, dem man das Manufakturdepartement verliehen haben soll; Madeweiß und Wedel sind nach Frankreich abgeführt und sitzen dort im Arrest.

in Breslau mit
dem General-Lieutenant v. Gravert *) und dem Präsident v. Massow, **)
in Berlin mit
dem Obrist v. Lützow und dem Geh. Finanzrath Sack***).

Die bey den Generaldepartements in den Geschäften der abgetretenen Provinzen angestellten Offizianten sind, gleich den Offizieren, bis zu anderweitiger Anstellung, auf halben Gehalt (als Wartegeld) gesetzt.

Die Kommissionen sind mit Berichtigung der Contributionsabrechnung mit den französischen Behörden und Ausmittelung des Betrages der in den abgetretenen Provinzen ausstehenden Kapitalien öffentlicher Anstalten beschäftigt.

So viel für heute ꝛc.

*) Der General-Lieutenant Gravert war es, der den Herzog von Braunschweig 1793 die Schlacht von Pirmasens gewann; der Herzog hatte alles verlohren gegeben, als sein Adjutant Herr v. Gravert eine leichte Batterie an einen Punkt aufstellte, die alles endschied. Herr v. Gravert war es, der in der Schlacht bey Jena seiner Division das Gewehr aufnehmen und sie mit Succes gegen Vierzehnheiligen avanziren ließ, unterdeß der Fürst Hohenloh den Feind noch weit entfernt wähnte, und diesen Marsch contremandirte.

Gab Herr v. Gravert jene Ordre nicht, so wäre die preußische Armee am Tage in ihren Zelten überfallen und entwaffnet worden.

Das Vorrücken hätte vielleicht den Sieg gebracht, wenn der Fürst nicht unbegreiflicherweise 500 Schritt vor Vierzehnheiligen Halt commandirt hätte.

**) Herr v. Massow ist einige 30 Jahr im Dienst, und zeichnete sich darin durch Pünktlichkeit, große Local- und Dienstkenntniß aus. Er war stets ein sehr rechtlicher Mann, und quittirte, als der Feind in Schlesien einrückte, seinen Posten, da ihn sein feines Ehrgefühl untersagte, zwey sich widersprechende Eyde zu schwören.

***) Herr Geheimer Finanzrath Sack ist ein Mann von scharfem Blick, thätig und voll Dienst und Geschäftskenntniß.

Ueber
Politik und Strategie
in Bezug
auf die neuern Zeitläufte.

Die Ereigniſſe und Unglücksfälle, welche die Oeſtreicher im Jahr 1805. bei Ulm erlitten, verleiteten den Herrn von Bülow, den Begriff über Strategie noch mehr auszudehnen. Er ſagt: „Wird eine Armee durch eine überlegene verbündete Macht angegriffen, ſo muß man dem vorliegenden oder nächſten feindſelig verbündeten Staate den Hals zuſchnüren, noch ehe die andern ihm Hülfe zukommen laſſen. Dies iſt die politiſche Strategie. Sie erhebt ſich noch über die militäriſche Strategie, denn wenn die militäriſche die Operationen eines Feldzuges oder höchſtens eines Krieges anordnet, ſo beſchäftigt ſich die politiſche mit dem Glanze und der Dauer der Reiche auf Jahrhunderte und Jahrtauſende.“

Herr von Bülow hat durch dieſe Bemerkungen den Begriff über Strategie verworrener und dunkler gemacht, wo nicht ganz entſtellt.

Die Politik ist eine Wissenschaft der Diplomatik, und die Strategie der erste Bestandtheil der so viel umfassenden Kriegswissenschaft.

Der Diplomatiker ist der Wächter des Staats zur Zeit, wenn der Degen in der Scheide der kriegführenden Mächte ruht. Der Strateget hingegen ist der Vertheidiger des Staats zur Zeit, wenn der Diplomatiker nicht mehr zu wirken vermag. Politik und Strategie sind also heterogene Dinge. Wenn die Politik die Bolzen schmiedet; so drückt die Strategie sie ab. Während des Zeitpunktes wo die Strategie mit offenbarer Gewalt und List niederreißt, hat die Politik einen Ruhepunkt, aus welchem sie sich nicht eher aufrichtet, bis dem Blutvergießen ein Ende gemacht werden soll. Das Handeln des Politikers und das Handeln des Strategeten ist demnach entgegengesetzt.

Der Politiker ist ein feiner abgefeimter Gauner, welcher sich ein jedes Mittel erlaubt, um seinen Endzweck zu erreichen. Der Strateget ist zwar ein gerader, aber verschmitzt und klughandelnder Mann. Wenn Politik und Strategie aber auch heterogen sind; so kann doch die eine ohne die andere nicht bestehen, und das Staatsruder ist in guter Hand, wo der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Politiker und Strateget ist. Sülly und Friedrich der Große waren beides, und wer vereiniget jetzt beide Eigenschaften mehr in sich, als Napoleon?

Das Portefeuille der Diplomatik sollte demnach nur Ministern anvertraut seyn, die außer ihren diplomatischen

Kenntnissen auch militärische Fähigkeiten hätten. Louvois und Talleyrand scheinen dergleichen Diplomatiker gewesen zu seyn. Haugwitz aber und Hardenberg waren es nicht, denn beide haben das Staatsruder ungeschickt geführt. War der erste Soldat, so setzte sich die preußische Armee im Jahre 1799. gegen Holland in Marsch. Auch mußte er im Jahre 1806. den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich zu hindern suchen. Er mußte ein zweiter Richelieu seyn, um unverständige Partheien in Schranken zu halten. So wie jener seinen Herrn zu determiniren verstand, unruhige Köpfe, wenn es auf die Wohlfarth des Staats ankam, springen zu lassen, und selbst Prinzen vom Geblüte zu exiliren: eben so mußte Friedrich Wilhelm der dritte einigen Gensd'armeofficieren die Köpfe abschlagen lassen, als sie durch Polissonnerien gegen den Minister Haugwitz die Person des Königs beleidigt hatten, und daß dies vielleicht ein Hauptanlaß zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich war, weil der König zu diesem Exceß geschwiegen hatte.

Der Minister von Hardenberg beschließt in voller Wuth, den König zum Kriege gegen Frankreich zu verleiten, weil einige Distrikte des preußischen Territoriums durch Franzosen und Bayern betreten worden waren, und wo es, ohne sich den Untergang zu graben, doch eigentlich nicht mehr in der Macht von Preußen stand, sich von Frankreich trennen zu können, indem es durch sein unglückseliges Neutralitätssystem diese Nation zu mächtig hatte

Die Politik ist eine Wissenschaft der Diplomatik, und die Strategie der erste Bestandtheil der so viel umfassenden Kriegswissenschaft.

Der Diplomatiker ist der Wächter des Staats zur Zeit, wenn der Degen in der Scheide der kriegführenden Mächte ruht. Der Strateget hingegen ist der Vertheidiger des Staats zur Zeit, wenn der Diplomatiker nicht mehr zu wirken vermag. Politik und Strategie sind also heterogene Dinge. Wenn die Politik die Bolzen schmiedet; so drückt die Strategie sie ab. Während des Zeitpunktes wo die Strategie mit offenbarer Gewalt und List niederreißt, hat die Politik einen Ruhepunkt, aus welchem sie sich nicht eher aufrichtet, bis dem Blutvergießen ein Ende gemacht werden soll. Das Handeln des Politikers und das Handeln des Strategeten ist demnach entgegengesetzt.

Der Politiker ist ein feiner abgefeimter Gauner, welcher sich ein jedes Mittel erlaubt, um seinen Endzweck zu erreichen. Der Strateget ist zwar ein gerader, aber verschmitzt und klughandelnder Mann. Wenn Politik und Strategie aber auch heterogen sind; so kann doch die eine ohne die andere nicht bestehen, und das Staatsruder ist in guter Hand, wo der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Politiker und Strateget ist. Sülly und Friedrich der Große waren beides, und wer vereiniget jetzt beide Eigenschaften mehr in sich, als Napoleon?

Das Portefeuille der Diplomatik sollte demnach nur Ministern anvertraut seyn, die außer ihren diplomatischen

Kenntnissen auch militärische Fähigkeiten hätten. Louvois und Talleyrand scheinen dergleichen Diplomatiker gewesen zu seyn. Haugwitz aber und Hardenberg waren es nicht, denn beide haben das Staatsruder ungeschickt geführt. War der erste Soldat, so setzte sich die preußische Armee im Jahre 1799. gegen Holland in Marsch. Auch mußte er im Jahre 1806. den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich zu hindern suchen. Er mußte ein zweiter Richelieu seyn, um unverständige Partheien in Schranken zu halten. So wie jener seinen Herrn zu determiniren verstand, unruhige Köpfe, wenn es auf die Wohlfarth des Staats ankam, springen zu lassen, und selbst Prinzen vom Geblüte zu exiliren: eben so mußte Friedrich Wilhelm der dritte einigen Gensd'armeofficieren die Köpfe abschlagen lassen, als sie durch Polissonnerien gegen den Minister Haugwitz die Person des Königs beleidigt hatten, und daß dies vielleicht ein Hauptanlaß zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich war, weil der König zu diesem Exceß geschwiegen hatte.

Der Minister von Hardenberg beschließt in voller Wuth, den König zum Kriege gegen Frankreich zu verleiten, weil einige Distrikte des preußischen Territoriums durch Franzosen und Bayern betreten worden waren, und wo es, ohne sich den Untergang zu graben, doch eigentlich nicht mehr in der Macht von Preußen stand, sich von Frankreich trennen zu können, indem es durch sein unglückseliges Neutralitätssystem diese Nation zu mächtig hatte

werden lassen. War Hardenberg General, und als dieser eben so klug, als erfahren, ein Militarist, so hätte er ein wenig calculirt. Er sah, wie die ganze preußische Armee gegen die russische Grenze im Anmarsch war, die Franzosen mit beispielloser Schnelligkeit den Rhein passiren; er sah die Oestreicher isolirt an der Iller aufgestellt, und sie in Gefahr, von den Franzosen überwältigt zu werden, ehe noch die Russen zu Hülfe eilen konnten, weil sie sich mit planlosen Nebendingen abgegeben hatten. Er sah dadurch die Unmöglichkeit eines Vereins zwischen Oestreich, Rußland und Preußen eintreten, vermöge dessen bei früher geschlossenen Traktaten und eines fest verabredeten Operationsplanes nur allein ein glückliches Resultat zu erwarten war.

Diese Dinge recht erwogen, mußten ihn zwingen gegen die Gewaltstreiche der Franzosen mehr gleichgültig als leidenschaftlich zu seyn. Man mußte den Kaiser Napoleon, da einmal Oestreich und Rußland, um England zu retten, den Kontinentalkrieg angezündet hatten, handeln lassen. Mit dem Wassereimer in der Hand, mußte dieser Minister das Kriegsfeuer von den preußischen Staaten abzuhalten suchen. Vermöge politischer Rücksichten mußte man gegen Frankreich nachgiebiger seyn. Wollte aber Rußland mit Preußen den Krieg, gut! so mußte das Schwerdt gezogen werden. Frankreich war ein mächtiger Alliirter; der Friede von Preßburg wurde noch zeitiger geschlossen und Preußen vermied den Vernichtungskrieg im

Jahr 1806. Gewiß wäre Preußen dann noch höher geflogen, und das schöne Gebäude wäre nicht, gleich Herculanum und Pompeji, unter seinem Schutte vergraben worden, aus welchem es selbst eine noch größere Künstlerhand, als die Friedrichs des zweiten war, schwerlich jemals wieder herausarbeiten dürfte.

Unter Strategie versteht man militärische Operationen und Bewegungen einer Armee, welche außer dem Gesichtskreise des Gegners liegen; unter Taktik diejenigen Bewegungen, welche Angesichts des Feindes unternommen werden. Die Strategie ist eine Wissenschaft; ihre Kalcüle erfordern die höchste Intelligenz, gleichsam das Universum alles Wissens, in militärischer Kunst, Geist und Menschenkenntniß.

Die Taktik ist eine Handwerksmannskunst; bei ihr ist alles mechanisch, alles ein ewiges Einerlei. Man lernt auswendig, nach welchen Formen und Regeln gelagert und marschirt werden muß; wie Kolonnen formirt und entfaltet werden, wie die Terrains benützt werden müssen, um sowohl den Feind anzugreifen, als vor ihm sich zurückzu ziehen; wie Festungen angegriffen und vertheidiget werden müssen.

Die Strategie meidet alltägliche Regeln und Formen; ihr Handeln ist stets neu und genialisch; bald wirft sie sich auf die Flanken des Feindes; bald verwundet sie den Rücken desselben. Einmal schwingt sie sich kühn über alle Verderben drohende Gefahren hinweg; ein anderesmal thut

ſie gerade wieder von dem allen das Gegentheil. In Rückſicht der Nutzanwendung iſt die Strategie ein Handel en gros, in welchem man viel wagt, um vieles zu gewinnen; die Taktik dagegen ein Materialhandel, bei welchem der kluge Debitor ſich lieber mit einem kleinen Gewinnſt begnügt, als alles aufs Spiel zu ſetzen, wobei er zu Grunde gerichtet werden könnte. Es kann deſſenungeachtet jeder in ſeiner Art groß ſeyn, um außerordentliche Dinge zu bewirken.

Friedrichs Schwäche zwang ihn, bis zur Eröffnung des Feldzugs vom Jahr 1757., und der Manöures im Jahr 1760. an der Katzbach vor der Schlacht bei Liegnitz, ſeine Feldzüge taktiſch zu führen; allein wie genialiſch führte er dieſelben, um ſeine Gegner, welche er alle überſah, hinters Licht zu führen! Die Schlachten bei Roßbach, Leuthen, Torgau und Liegnitz; die wohlberechneten Märſche und Bewegungen im Jahr 1761. um die Vereinigung der Oeſtreicher und Ruſſen zu verhindern, und als ſie nicht mehr verhindert werden konnten, das Lager bei Bunzelwitz — ſieht man in allen dieſen Begebenheiten nicht eine beſondere Genialität, und nach dem Lauf der Dinge die nur einzig möglichſten beſten Maaßregeln treffen?

Wenn Friedrich der Große ſchlug, ſo hatte er jedesmal gegen die Uebermacht zu kämpfen, er konnte daher nicht wie Napoleon den Feind auf allen Seiten verwunden, ſondern er mußte ſich begnügen, dieſelben auf einem Punkte recht zu faſſen. Die Franzoſen greifen in neuerer Zeit ge-

wöhnlich mit drei Corps an, wovon die Flügelcorps dem gestellten Feind in den Rücken fallen, und das Centrum die Fronte desselben beschäftigt. Friedrich warf sich gewöhnlich nur auf einen Flügel, diesen rollte er auf. Wenn Friedrich seine Siege nicht so glücklich benutzen konnte, als Napoleon, weil der Feind auf der nicht verwundeten Seite entfliehen konnte; so lag dies blos an der Ungleichheit der Kräfte, womit beide merkwürdige Männer auf ihr Zeitalter wirkten. Napoleon war bisher unüberwindlich, (von der Belagerung bei Acre rede ich nicht); auch Friedrich war es bis zur Schlacht bei Kolin; Friedrich war aber dann, wenn er unglücklich war, am größten — es frägt sich, ob Napoleon es auch seyn wird? Ich behaupte es — weil er ein großer Mann ist, und darum schon sollte man den Frieden wünschen. Ist der Kaiser Napoleon, bei Putulks und Eylau, wie es die Russen behaupten, geschlagen worden; so hat er wirklich alle Ehre davon, denn er erndete die Früchte des Sieges ein, so wie Friedrich nach dem Ueberfalle bei Hochkirchen.

Ein großer General kann nur gebohren, und nicht gebildet werden; ein ganz gewöhnlicher Mensch kann durch Fleiß und Mühe Feldherrnkenntnisse und Wissenschaften einsammeln, immer wird es aber, wenn er sie anwenden soll, stocken. Der gebohrne General hingegen bedarf nicht so große Summen von Kenntnissen, sein Genie und seine Beurtheilungskraft ersetzen ihm alles. Die neuern französischen Generale sind mehrentheils Männer von Fortune;

allein was leisten sie nicht? Die letzten Ausführer deutscher Armeen, waren mitunter ausgezeichnet gelehrt, unter andern Mack, und was haben sie vor Dinge gemacht? Bedurfte es wohl bei Friedrich dem Großen etwas mehr, als ein Anschauen der feindlichen Positionen durch sein Fernglas, um sogleich den Angriffspunkt zu treffen? und war der Plan des Kaisers Napoleons nicht gleich gemacht und in seinen Folgen bis zur Vernichtung der preußischen Armee berechnet, als er den Herzog von Braunschweig ein Corps nach dem andern im Thüringer Walde aufpacken sah? Ein gewöhnlicher General an Friedrichs Stelle hätte die Schlacht bei Leuthen nicht gewagt, und so mußte es auch vielleicht nur ein Napoleon seyn, der mit Vernachlässigung seiner gänzlichen Communication, so kühn auf der linken Flanke der Preußen sich aufstellte. Hätten Friedrich und Napoleon Kriegsrath gehalten, und folgte nicht Jeder seinem eigenen eben so scharfsinnigen, als schnellem Genie, beide Unternehmungen würden nicht zur Ausführung gekommen seyn. —

Glückszufälle müssen dem Strategeten die Hand bieten, um den Erfolg zu krönen.

Als der Kaiser Napoleon im Jahr 1800. am Fuße der Alpen seinen Plan zur Eroberung von Italien entwarf, konnte er zwar berechnen, daß seine Erscheinung, wenn er den Bernhard überstiegen haben würde, eine erschreckliche Sensation auf die Oestreicher machen würde, weil das ungewöhnliche gemeinhin außer Fassung bringt; allein wie

leicht konnte der ganze Plan vereitelt werden, wenn nicht gerade alle Kolonnen mit einer gleichen Leichtigkeit die Beschwerlichkeiten und Hindernisse zu überwinden wußten, welche die rauhe Natur ihrem Marsche entgegengesetzt hatte? wenn Mack nicht erstarrt war, und dagegen Gelegenheit nahm, ein Corps nach dem andern aufzureiben, ehe sich noch die Franzosen in der Ebene zu einem Ganzen formiren konnten.

Eben so begünstigte das Glück den Kaiser Napoleon im Jahr 1805. Sobald als ein neuer Kontinentalkrieg ausbrach, war er gewiß im ersten Moment mit sich einig, Oestreich noch vor der Vereinigung mit den Russen einen Hauptschlag beizubringen; allein konnte er wohl voraussetzen und glauben, daß Mack eine so schöne Gelegenheit dazu geben würde? Ein genialischer Mann denkt sich die Lage des Feindes, er überlegt und berechnet die Schritte des Feindes so, wie er in diesem oder jenem Fall gehandelt haben würde. Daß Mack in seinem verschanzten Lager an der Iller stehen bleiben würde, nachdem mehrere französische Corps schon bei Nördlingen sich versammelt hatten, war gewiß nicht von ihm erwartet worden; es war also ohne besondere Begünstigung des Glücks, daß sich Mack nicht über den Lech bis gegen München zurück zog, oder bis zur Ankunft der Russen nach Tyrol ging.

Nachdem die halbe Macht der Oestreicher bei Ulm aufgerieben war, und Napoleon Preußen das Schwerdt ziehen sah, da erzwang der Drang der Umstände eine zweite

Ulmer Niederlage. Sie konnte lediglich durch Schnelligkeit und Kühnheit gleich einem verzweifelten Hazardspieler, der alles wagt um alles zu gewinnen, ins Werk gesetzt werden. Die Russen entzogen sich derselben aber mit Verstande, um durch ihre in Anmarsch begriffene Corps sich zu verstärken, und den Feind immer weiter von seiner Operationsbasis abzuziehen, die nach dem Calcül der Russen die Preußen den Franzosen abschneiden sollten. Durch die Schlacht bei Austerlitz erreichte Napoleon erst seinen Endzweck. Vermied Alexander das Schlagen bei Austerlitz, bis auch die Generale Essen und Benningsen mit ihren Verstärkungscorps herangerückt waren; rückten die Preußen gegen den Main und der Donau, die Hessen, Hannoveraner, Schweden und Russen gegen Holland vor; zeigten sich Engländer und Neapolitaner zum rechten Zeitpunkte in Italien; marschirte der Erzherzog Karl aus Ungarn gegen Wien; so hätte Napoleons Strategie ein Ende. Manövrirten die Verbündeten dann konsequent und mit Feinheit; so würde die große Armee vor den Oestreichern, Russen und Preußen, noch ehe sie Tyrol erreichen konnte, das Gewehr gestreckt haben.

Man kann hieraus die Gefahren kennen lernen, von welchen Napoleon bedroht wurde. Er wußte ihnen aber klug und geschickt zu entgehen und das an allen Ecken glimmende Feuer zu löschen, noch ehe es zum Ausbruche kam. Es ist das schönste was der Kaiser der Franzosen gemacht hat, da er, vermittelst eines starken richtigen philosophischen

Blicks in die Lage der Dinge, das Glück seinen Handlungen dependent machte.

Benutzung und Folgen einer Schlacht.

Kleine Geister sind gnügsam nach Erringung eines Sieges: sie bauen goldene Brücken, und ergötzen sich an dem ambrosianischen Lobgesange, um ein errungenes Gut sich nicht wieder rauben zu lassen. Den Honig aus der Blume zu saugen, liegt auch nicht in ihrer Natur, und ihr langsames Begreifungsvermögen ist nicht im Stande eine schnelle Folgenentwickelung zu fassen. Ein großer Geist schlägt aus freiem Willen und nie anders, als um eines großen Zwecks willen. Hat er aber einmal gesiegt, so fallen ihm auch gleich tausend Mittel ein, die möglichsten Vortheile daraus zu ziehen. Als kleine Geister erscheinen mir in der Taktik Daun bei Hochkirchen, und Soltikof bei Kunnersdorf; als Sterne der ersten Größe, — Friedrich der Große bei Leuthen und Liegnitz; der Herzog Ferdinand bei Minden und Vellingshausen; Heinrich bei Freiberg; Napoleon bei Marengo, Austerlitz und Jena.

Wie der Kaiser Napoleon die Preußen nach der Schlacht bei Jena nach Magdeburg fliehen sah, verfolgte er sie nur schwach. Er war ein Mathematiker, mithin hütete er sich auf den Bogen zu folgen, er blieb auf der geraden Linie.

Die Folgen bei Prenzlau, Ageln und Lübeck lagen in diesem einzigen Gedanken.

Ein großes Feldherrngenie, welches rivalische Staaten niederwarf, andere erhob, hat beinahe ein jedes Zeitalter aufzuweisen. Die Erfahrung lehrt, daß man einem solchen Machtgeist und Weltenstürmer nicht mit Gegengewalt entgegen strömen muß. Sorgfältig seinen Hieben auszuweichen; unangreifbare Stellungen zu nehmen und Bewegungen zu machen, die höchst sicher sind, — mit einem Worte! sich so zu betragen, daß seine genialischen Machinationen im Angriffe abprallen, ist die einzige rathsame Maxime. Fabius setzte durch dieses Mittel den ungestümen Hannibal in Unthätigkeit. Friedrich II. hatte keinen siebenjährigen Krieg zu machen, wenn sich Daun nicht stets in unangreifbare Stellungen verkroch. Eben so mußte es der Herzog von Braunschweig machen; anstatt an das linke Saaleufer zu gehen, mußte er hinter der Elbe bleiben, und wenn er auch nur so lange den Zauderer machte, bis die Russen heran gerückt waren.

Frägt man: „Kann Taktik ohne Strategie, und umgekehrt Strategie ohne Taktik handeln, oder müssen beide vereinigt seyn, um groß im Kriege zu entscheiden?“ so kann man antworten: ein Feldherr, welchem nicht die Ancienneté an die Spitze der Armee stellte, sondern ein Feldherr, der in der Blüthe seiner Jahre lediglich durch Talent und Verdienst sich aufschwang, führt den Krieg mit Intelle

lignz. Er leitet den Feldzug mit Strategie ein, und endet mit Taktik.

Außerdem kann die eine ohne die andere bestehen.

Die Bewegungen des Kaisers Napoleons vor der Schlacht bei Jena auf der linken Flanke der Preußen, waren strategisch; die Gefechte bei Jena und Auerstädt taktisch.

Hat der Strateget seinen Gegner umstellt; und hält er es nicht rathsam, durch eine muentschiedene Schlacht, seine strategische Vortheile bis zu einem gewissen Zeitpunkte aus den Händen zu geben: so kann selbst durch die Strategie eine große Strecke Landes erobert werden, denn hat sich der Strateget einmal auf der Sehne manövrirt; so darf er in der abgewonnenen Flanke des Feindes seine Manövre nur fortsetzen, bis der Gedrängte vermittelst eines beschwerlichen Rückzuges unter steten forcirten Märschen in Unordnung und Auflösung gerathen ist. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig wies durch ein dergleichen Manövre den Herzog von Richelieu über den Rhein; auch würde er in dem Winterfeldzuge im Jahr 1759. sich am Mayne festgesetzt haben, wenn er gegen den Marschall von Broglio bei Bergen glücklicher war. In neuerer Zeit trieb der Erzherzog Karl im Jahr 1797., den General Moreau durch strategische Märsche aus Franken bis zum Rheine zurück.

Man muß im Kriege nie thun, was der Feind haben will. Im Rheinkriege suchten die Franzosen Hauptschlachten zu vermeiden, weil sie einsahen, daß ihre unlenksamen Nationalgarden, nicht gegen die gewandtern Preußen und Oestreicher Stand halten konnten. Seit den Schlachten bei Marengo und Austerlitz suchen sie decisive Hauptschlachten auf. Ihre Armee ist durch den Krieg gebildet worden. Ihr Marschsystem richtet die beste Armee zu Grunde; ihrer Tirailleurtaktik kommt keine der übrigen Armeen gleich. Es ist freilich mehr Ehre mit einer kleinen Armee eine große Armee zu schlagen, wie Friedrich der Große bei Leuthen; allein sie haben keinen Mangel an Menschen, und fechten daher stets mit überlegener Macht.

Vorausgesetzt, der Herzog von Braunschweig ergründete durch Nachrichten, oder durch Urtheile des Verstandes die eigentliche mißliche Lage der preußischen Armee am 12ten Oktober, war es da nicht klug, wenn er der Schlacht bei Jena zu entkommen suchte? denn es war für die Preussen, da sie einmal in ihrer linken Flanke umgangen waren, ein ungeschicktes Schlachtfeld. Wäre es vielleicht nicht besser gewesen, er verfolgte seinen einmal entworfenen Operationsplan nach dem Mayn? Dadurch tournirte er die linke Flanke der Franzosen; lebte auf Unkosten des Feindes; zog den Kriegsschauplatz aus Sachsen nach Süddeutschland; zerstörte die Rheincontinente, und hob alles auf, was von Franzosen nach Sachsen in Bewegung war. Die

leicht konnte der ganze Plan vereitelt werden, wenn nicht gerade alle Kolonnen mit einer gleichen Leichtigkeit die Beschwerlichkeiten und Hindernisse zu überwinden wußten, welche die rauhe Natur ihrem Marsche entgegengesetzt hatte? wenn Melas nicht erstarrt war, und dagegen Geschwindigkeit nahm, ein Corps nach dem andern aufzureiben, ehe sich noch die Franzosen in der Ebene zu einem Ganzen formiren konnten.

Eben so begünstigte das Glück den Kaiser Napoleon im Jahr 1805. Sobald als ein neuer Kontinentalkrieg ausbrach, war er gewiß im ersten Momente mit sich einig, Oestreich noch vor der Vereinigung mit den Russen einen Hauptschlag beizubringen; allein konnte er wohl voraussetzen und glauben, daß Mack eine so schöne Gelegenheit dazu geben würde? Ein genialischer Mann denkt sich die Lage des Feindes, er überlegt und berechnet die Schritte des Feindes so, wie er in diesem oder jenem Fall gehandelt haben würde. Daß Mack in seinem verschanzten Lager an der Iller stehen bleiben würde, nachdem mehrere französische Corps schon bei Nördlingen sich versammelt hatten, war gewiß nicht von ihm erwartet worden; es war also eine besondere Begünstigung des Glücks, daß sich Mack nicht über den Lech bis gegen München zurück zog, oder bis zur Ankunft der Russen nach Tyrol ging.

Nachdem die halbe Macht der Oestreicher bei Ulm aufgerieben war, und Napoleon Preußen das Schwerdt ziehen sah, da zwang der Drang der Umstände eine zweite

Welche Veränderungen sind in der Preußischen Staats-Verfassung und Verwaltung nothwendig?

I.

Regulirung der politischen Verhältnisse der Staatsbürger.

Alle Vorrechte des Adels in Hinsicht auf Abgaben könnte man aufheben und den Adel sämtlichen Abgaben unterwerfen, welche die übrigen Staatsbürger bezahlen, besonders aber der Grundsteuer von dem in Besitz habenden Grundeigenthum, das bisher der Steuerfreiheit genoß.

Alle Aemter im Militär und Civil müssen nur dem Verdienst ohne Unterschied ob Adelichen oder Nichtadelichen verliehen werden.

Die hohen Domstifter und alle übrigen noch existirenden Stifter und Klöster im ganzen Landemüß-

müßten, nach Ausstehen ihrer jetzigen Präbendaten, eingezogen und ihre Güter gleich den Domänen von den Kammern verwaltet und die Revenüen zu Belohnung ausgezeichneter Verdienste verwendet werden.

Die Verhältnisse der bäuerlichen Grundeigenthümer zu ihrem Grundherrn müßten durchaus regulirt, und bei der ärmeren Klasse auf Kosten des Staats alle Ländereien, aber nicht, wie bisher nur erst häufig geschehen ist, nur der Grundherr mit den Unterthanen, aus der Gemeinheit gesetzt werden. Jedes Grundeigenthum muß für sich bestehende Gränzen haben. Demnächst müssen die Verbindlichkeiten der Bauergüter gegen die Grundherrschaft nach allgemeinen billigen Principien regulirt und in fixe für immer bestimmte Geldabgaben verwandelt werden. Die Sätze, nach welchen die Dienste der Unterthanen in Geldabgaben verwandelt werden, müssen von der Regierung festgestellt werden. Man muß dabei auf den Vortheil Rücksicht nehmen, welchen der Grundherr erlangt, wenn durch das Freiwerden der Unterthanen und die Verwandlung der Dienste in Geldabgaben ihm die Last der Unterhaltung der Unterthanengebäude abgenommen wird. Man muß ferner festsetzen, daß, sobald die Unterthanen sich zu Leistung der reglementsmäßigen Dienstgelder verpflichten wollen, der Grundherr die Naturaldienste in Geldabgaben verwandeln muß. Diese Geldprästanda müssen bei der Anlage der Grundsteuern den Unterthanen vom reinen Ertrage ihrer

Grundstücke ab- und den Grundherrn zugerechnet werden, so daß die Grundsteuer auf alle Grundstücke gleich vertheilt wird. Der persönliche Dienstzwang muß gänzlich aufgehoben, und jedem Erben eines Bauerguts freigestellt werden, dasselbe zu verlassen, wenn er nicht die Bedingungen erfüllen zu können glaubt, welche der vorige Besitzer eingegangen war.

Die Justiziariate der einzelnen Güter müssen aufgehoben und statt dessen Kreisgerichte etablirt werden, welche für alle Unterthanen des platten Landes die erste Instanz bilden und von denen an das Obergericht der Provinz appellirt wird.

Adeliche Güter zu kaufen, müßte jedem Bürgerlichen ohne Unterschied und ohne besondere Erlaubniß vergönnt seyn. Alle Inkolatseinschränkungen wären zu kassiren.

II.

Ueber die Organisation der Staatsverwaltungsbehörde.

Nach der preussischen Staatsverfassung koncentirt sich die ganze Verwaltung in dem Kabinet des Königs. Es theilt sich in das Civil- und Militärkabinet. In dem Civilkabinet tragen die geheimen Kabinetsräthe die eingehenden Sachen dem Könige vor, und lassen dessen Beschluß durch die geheimen Kabinetssekretäre aus- und nach Königl. Vollziehung den Behörden zufertigen. Im Mili-

im Kabinet hat der königl. Generaladjutant den Vortrag und die geheimen Kriegssekretäre besorgen die Aus- und Zufertigung der königl. Beschlüsse.

Ein solcher königlicher Beschluß ist vom Könige eigenhändig unterschrieben und heißt eine Kabinetsordre.

An das Kabinet gelangen vom Civil,

1) alle Anfragen und Vorschläge der Staatsminister und anderer Personen in Landesangelegenheiten;

2) alle zu erlassende Edikte zur Bestätigung und Unterschrift;

3) alle Raths- und Rendantenbestallungen der Hauptkassen zur Konfirmation und Unterschrift;

4) die Kriminalurtheile, von denen die Kriminalordnung königliche Konfirmation erfordert;

5) alle extraordinaire Geldbewilligungen aus königlichen Kassen und sämmtliche Etats zur Konfirmation;

5) die verschiedenen Gnadensachen u. s. w.

Ueber alle diese Angelegenheiten erstatten die Minister an das Kabinet Berichte und holen die königliche Willensmeinung darüber ein, zum Theil tragen sie die wichtigeren Staatsangelegenheiten selbst vor, wohin besonders die auswärtigen Angelegenheiten gehören, über welche der König selbst beschließt.

Eingaben, worüber der vortragende Kabinetsrath oder Generaladjutant, zu seiner Information vor dem Vortrag, den Bericht des competenten Departements nöthig hält, werden vorher demselben zum Bericht zugefertiget.

Vom Militär gelangen an die Generaladjutantur oder das Militärkabinet,

1) Alle Vorschläge und Anfragen der General- und Militärbehörden in Angelegenheiten ihres Ressorts,
2) Gehen von dort aus, alle königliche Befehle in Absicht der Militärverfassung, des Exercitiums u. s. w.
3) Ueber alle Avancements müssen die Inspekteurs berichten, zu Besetzung der erledigten Stellen Vorschläge thun und darüber königliche Bestätigung einholen.
4) Alle Patente vom Kapitän an, welche die General-Kriegskanzlei ausgefertigt hat, werden vom König unterschrieben. Die Patente vom Kompagniechef abwärts werden von der Geheimen Kriegskanzlei nach erhaltenem königlichen Befehl unter dem großen Insiegel ausgefertigt und ohne königliche Unterschrift ausgehändigt.
5) Alle Kriminalurtheile der Militärjustiz, deren Vollstreckung königliche Konfirmation erfordern, müssen im Militärkabinet eingereicht werden.
6) Alle Geldbewilligungen, insofern sie das Militär betreffen, kommen dabei zum Vortrage.
7) Die Gesuche um Gnadenpensionen vom Militär u. s. w.

Die königlichen Beschlüsse und Befehle werden vom Militärkabinet ausgefertigt, und den Generalinspekteurs oder Supplikanten zugesandt.

Vom Militärkabinet aus, wird auf die Generalinspekteurs impulsirt und von diesen geht der Impuls auf die Chefs der Corps und Regimenter fort.

Vom Civilkabinet aus, geht der Impuls auf die verschiedenen Chefs der Staatsbranchen.

Dahin gehört:

A. Das Generaldirektorium, welches aus verschiedenen abgesonderten Departements besteht, deren jedes einen Minister zum Chef hat.

Die verschiedenen Departements sind:

1) Das vereinigte General-Kassen-Banko-Lotterie-Stempel-Post-Münz- und Medicinal-Departement.

2) Das General-Accise- und Zoll- und damit unter einem Chef verbundene Fabriken- und Commercial-Departement.

3) Das Bergwerks- und Hütten-Departement.

4) Das Kameral-Departement der Provinzen Kur- und Neumark, Pommern und Südpreußen.

5) Das Kameral-Departement der Provinzen Ost-Neuost- und Westpreußen.

6) Das Kameral-Departement der niedersächsischen und westphälischen Provinzen.

g) Das Kameral-Departement der Provinz Baireuth und

8) Das Militär-Departement.

Diese Departements haben jedes ihren besonderen Minister zum Chef, der in seinem Departement nur mit Verantwortung gegen den Landesherrn verfügt. Die Generalvorträge, bei welchen sämmtliche Minister zugegen sind, betreffen nur wenige Gegenstände; im Uebrigen stehen die Departements durch schriftliche Mittheilungen in Verbindung.

B. Die Generalcontrolle der Finanzen und damit verbundene Oberrechnungs Kammer, welche einen Chef mit dem Generalkassendepartement haben.

C. Das auswärtige Departement.

D. Das königliche Haus-Landeshoheits- und Lehns-Departement.

E. Das Geistliche und Schulen-Departement.

F. Das Justiz-Departement.

G. Das Departement der Französischen und Pfälzer Kolonie.

Durch die Kommunikation der Minister mit dem Kabinet, sieht man wohl ein, muß nach der Natur der Sache durch Hin und Herschreiben und Berichten manche Zeit verloren gehen, und deshalb wäre eine andere Einrichtung des Kabinets in Rücksicht auf die Ministerialdepartements,

müßten, nach Ausstehen ihrer jetzigen Präbendaten, eingezogen und ihre Güter gleich den Domänen von den Kammern verwaltet und die Revenüen zu Belohnung ausgezeichneter Verdienste verwendet werden.

Die Verhältnisse der bäuerlichen Grundeigenthümer zu ihrem Grundherrn müßten durchaus regulirt, und bei der ärmeren Klasse auf Kosten des Staats alle Ländereien, aber nicht, wie bisher nur erst häufig geschehen ist, nur der Grundherr mit den Unterthanen, aus der Gemeinheit gesetzt werden. Jedes Grundeigenthum muß für sich bestehende Gränzen haben. Demnächst müssen die Verbindlichkeiten der Bauergüter gegen die Grundherrschaft nach allgemeinen billigen Principien regulirt und in fixe für immer bestimmte Geldabgaben verwandelt werden. Die Sätze, nach welchen die Dienste der Unterthanen in Geldabgaben verwandelt werden, müssen von der Regierung festgestellt werden. Man muß dabei auf den Vortheil Rücksicht nehmen, welchen der Grundherr erlangt, wenn durch das Freiwerden der Unterthanen und die Verwandlung der Dienste in Geldabgaben ihm die Last der Unterhaltung der Unterthanengebäude abgenommen wird. Man muß ferner festsetzen, daß, sobald die Unterthanen sich zu Leistung der reglementsmäßigen Dienstgelder verpflichten wollen, der Grundherr die Naturaldienste in Geldabgaben verwandeln muß. Diese Geldprästanda müssen bei der Anlage der Grundsteuern den Unterthanen vom reinen Ertrage ihrer

Für jedes dieser Staatsverwaltungszweige würde ein Minister hinreichen, und diese Staatsminister würden nebst den Staatsräthen, deren für jedes der 7 Departements einige zu bestellen wären, den Staatsrath unter Präsidio des Königs bilden. Die französische und pfälzer Kolonie bedürfte keines eigenen Ministers, nur würde sie von allen übrigen Unterthanen des Staats nicht ferner zu unterscheiden seyn.

Neben diesem Staatsrath würde eine Immediat-Organisations-Deputation, welche aus den Staatsräthen und anderen von dem König zu ernennenden Mitgliedern bestände, über die von Privatpersonen oder ihren Mitgliedern selbst gemachten Vorschläge zu Staatsverbesserungen und neuen Einrichtungen deliberiren, und wenn die Vorschläge nicht einstimmig verworfen würden, darüber ein Gutachten abfassen, welches die Staatsräthe des Departements, wohin der Antrag gehörte, alsdann im versammelten Staatsrath zur Entscheidung vortrügen. Die Expeditionen des Staatsraths würden in einer Staatskanzlei geschehen und die Verhandlungen in einem Staatsarchiv aufbewahrt werden können. Ein statistisches Büreau müßte alle statistische Nachrichten sammeln und die nöthige Auskunft ertheilen, welche die Minister und Mitglieder der Organisationsdeputation daraus verlangten.

Nachdem man nun genau bestimmt hätte, welche Angelegenheiten zur Entscheidung des Staatsraths kommen

mäßten, entschieden die Minister alle Angelegenheiten ihrer speciellen Departements, ohne andere Verantwortlichkeit, als welche der versammelte Staatsrath unter Präsidio des Königs von ihnen fordern würde; bei diesem konnten auch nur etwanige Beschwerden über ihre Entscheidungen angebracht werden.

Das Finanz-Departement hätte die Aufsicht über die zweckmäßige Erhebung der Staatsrevenüen und deren Verwaltung, und des Kassen- und Rechnungswesen. Demselben würden von allen Unterbehörden die Etats eingereicht, welche alsdenn revidirt, monirt und nach geschehener Approbation, von Seiten des Finanzministers im Staatsrath vorgetragen und zur königlichen Approbation präsentirt würden. Dieses Departement machte auch wegen zweckmäßigerer Vertheilung, Erhebung und Verwendung der Abgaben Vorschläge, stattete jährlich einen Generalbericht über die Finanzverwaltung dem Staatsrath ab, und reichte dabei einen General-Staats-Abschluß über die Einnahmen und Ausgaben des Staats, dessen Activa und Passiva und eine Balance gegen den projectirten Etat ein.

Bei diesem Departement trügen Finanzräthe die eingehenden Sachen vor, ihnen würde aber nur ein votum consultativum, dem Finanzminister allein die Decision vorbehalten. Die Expeditionen geschähen in der Finanzkanzlei, die Aufbewahrung der Verhandlungen gehörte der Finanzregistratur. Dieses Finanzdepartement theilte sich nun in 3 Sectionen, nach der Größe der Ge-

schäfte, welche unter dem Oberpräsidio des Finanzministers arbeiteten und deren jede einen Präsidenten hätte.

Die erste Section begriffe die Generalcontrole der Finanzen, von welcher alle Etats und Rechnungen revidirt, monirt und dechargirt würden.

Die zweite Section begriffe die Generaldirection der Domänen, Regalien und Steuern.

Die dritte Section begriffe die Generaldirection der Accise und Zollrevenüen.

Alle Unterbehörden berichteten in den ihnen vorgeschriebenen Fällen an den Finanzminister, welcher die einkommenden Sachen präsentirte und unter die Sectionen vertheilte, in denen sie vom Präsidenten den Finanzräthen zum Vortrag zugetheilt würden.

Das Departement der Landes-Kultur bearbeitete alle Geschäfte, welche die Landeskultur und den zu bezweckenden Nationalreichthum und den Wohlstand der Staatsbürger beträfen.

Es zerfiele in 2 Sectionen.

Die erste Section begriffe die General-Landes-Meliorations-Direction, vor welche alle die Urproduktion betreffende Einrichtungen und Verbesserungen ressortirten.

Die zweite Section begriffe die General-Fabriken und Kommerzialdirektion, zu deren Forum alle die vorarbeitende und vertheilende Industrie betreffende Einrichtungen und Verbesserungen gehörten.

Das Departement der Volkskultur bearbeitete alle Angelegenheiten, welche die geistige Kultivirung der Staatsbürger betrafen. Dahin gehörten für 2 Sectionen,

1) alle Religionsangelegenheiten, die Anordnung des religiösen Kultus, und die Aufsicht darüber, die Aufsetzung der Religionsdiener und die Aufsicht über ihre Geschäftsverwaltung.

2) Die Aufsicht über alle Staatseinrichtungen zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, die vorhandenen Sammlungen der Art und die Generaldirection sämmtlicher Bildungsanstalten.

Das Policeidepartement bearbeitete alle Geschäfte, welche in seinen Wirkungskreis, der Verhinderung von Verletzungen der inneren Sicherheit, gehörten.

Es wäre dahin zu rechnen:

1) Alle Vorkehrungen gegen Tumulte, Unruhen und Unordnungen aller Art, Aufsicht auf geheime Gesellschaften u. s. w.

2) Allgemeine Vorkehrungen, Verbrechen zu verhindern, Landstreicher von den Gränzen abzuhalten, Aufsicht und Controllirung aus den Gefängnissen entlassener Verbrecher u. s. w.

3) Allgemeine Einrichtungen und Regulative für die Armenpflege im Lande.

4) Die Direction der Sanitäts- und Medicinalpolizei.

5) Die Direktion der Feuer = und Wasserpolizei, Einrichtung der Feuerversicherungsanstalten ꝛc.

6) Die Direktion der Getreidepolizei.

7) Die Aufsicht und Direktion der Lokalpolizei, und allgemeine Verordnungen deshalb ꝛc.

Das Justizdepartement besorgte die Direktion aller Civil = Kriminal = und Kameraljustizangelegenheiten und würde nach dem Umfang der Geschäfte in mehrere Sectionen getheilt werden können. Mit ihm wäre das Haus= Landeshoheits = und Lehnsdepartement zu verbinden oder auch die jetzige Verfassung desselben beizubehalten.

Das Militärdepartement mit einem Kriegsminister an der Spitze besorgte alle Geschäfte des jetzigen Militärkabinets und bisherigen Oberkriegscollegii die Besetzung der Militärstellen, die Direktion aller Militäranstalten, das Kantonwesen, die Dislokation der Truppen ꝛc.

Das auswärtige Departement würde seinen bisherigen Wirkungskreis und seine concentrische Verfassung behalten.

So viel von einer möglichen concentrischen Organisation der obersten Staatsbehörden.

Die Unterbehörden müßten nach den Provinzen abgetheilt seyn.

In jeder Provinz müßte ein Landeskollegium und ein Justizkollegium etablirt seyn.

Das Landes-Kollegium der Provinz besorgte alle Geschäfte seines Bezirks, die zum Ressort des Finanz-, Landeskultur-, Volkskultur-, Polizei-, Militär- und auswärtigen Departements gehörten, und würde sich deshalb in mehrere Sectionen theilen, bei deren jeder eine nöthige Anzahl von Räthen arbeitete, und die in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung von den Oberdepartements ihrer Ressorts abhiengen. Jedes Kollegium dieser Art hätte einen Präsidenten, und es erhielte von den Departementsministern Anweisungen und müßte an dieselben berichten.

Das Justizkollegium der Provinz wäre die höchste Provinzialinstanz für alle Civil- Kriminal- und Kameralprocesse, wie die Ressortsreglements für Ostpreussen und die niedersächsischen Provinzen solches in diesen Provinzen bereits eingeführt haben. Jedes Provinzialjustizkollegium hätte ebenfalls einen Präsidenten, der wie bisher das ganze der Justizverwaltung leitete, die Justizräthe aber hätten, wie jetzt, bei Abfassung der Erkenntnisse ihre Stimme und die deshalb bestehende Einrichtung wäre ganz beizubehalten.

Bei jedem Landeskollegium würden für das Finanz- Landwirthschafts- Fabriken- Handlungs- Geistliche und Schulen, das Policei und Militärwesen besondere Räthe anzustellen seyn, die diese besonderen Fächer zu ihrem Hauptstudium gemacht hätten.

Für jedes dieser Staatsverwaltungszweige würde ein Minister hinreichen, und diese Staatsminister würden nebst den Staatsräthen, deren für jedes der 7 Departements einige zu bestellen wären, den Staatsrath unter Präsidio des Königs bilden. Die französische und pfälzer Kolonie bedürfte keines eigenen Ministers, nur würde sie von allen übrigen Unterthanen des Staats nicht ferner zu unterscheiden seyn.

Neben diesem Staatsrath würde eine Immediat-Organisations-Deputation, welche aus den Staatsräthen und anderen von dem König zu ernennenden Mitgliedern bestände, über die von Privatpersonen oder ihren Mitgliedern selbst gemachten Vorschläge zu Staatsverbesserungen und neuen Einrichtungen deliberiren, und wenn die Vorschläge nicht einstimmig verworfen würden, darüber ein Gutachten abfassen, welches die Staatsräthe des Departements, wohin der Antrag gehörte, alsdann im versammelten Staatsrath zur Entscheidung vorträgen.

Die Expeditionen des Staatsraths würden in einer Staatskanzlei geschehen und die Verhandlungen in einem Staatsarchiv aufbewahrt werden können. Ein statistisches Büreau müßte alle statistische Nachrichten sammeln und die nöthige Auskunft ertheilen, welche die Minister und Mitglieder der Organisationsdeputation daraus verlangten.

Nachdem man nun genau bestimmt hätte, welche Angelegenheiten zur Entscheidung des Staatsraths kommen

Subalternoffizianten den ältern als Gehülfen zugeordnet werden, erlernen sie von diesen den Geschäftsgang und ersetzen nach allmähligem Abgang der älteren deren Stelle. Ihre frühere allgemeine Bildung erhalten sie mit den übrigen Staatsbürgern gemeinschaftlich in den Schulen, welche der Staat etablirt hat. Nur wenige, besonders Invaliden, kommen in spätern Jahren in den Civildienst, wie dies durch das Kantonreglement festgesetzt ist.

Bei mehreren Staatsbranchen gelangt der sich auszeichnende Subaltern auch zu Rathsposten; zu Rathsstellen bei den Regierungen und Kammern aber kommen nur solche Subjekte, die 3 Jahre auf den Landesuniversitäten studirt oder durch ein dort angestelltes Examen vor dieser Zeit ihre Fähigkeiten bewährt haben. Sie werden dann erst nach einer Prüfung, welche Mitglieder der Landeskollegien, bei welchen sie dienen wollen, anstellen, und in der sie ihre Geschicklichkeit dokumentirt haben, als Referendarien angestellt. Als solche erlernen sie den praktischen Dienst, und sobald sie sich hierin gehörig vervollkommnet haben, können sie sich zu einem zweiten Examen melden; bestehen sie in demselben, so werden sie als Assessoren und sobald eine Vakanz entsteht, als Räthe bei einem Landeskollegium angestellt.

Die Justizofficianten müssen drei Prüfungen bestehen, nemlich zum Auscultator, Referendarius und Assessor, und da die verschiedenen Posten bei der Justiz nicht gleiche Fähigkeiten erheischen, so gelangen diejenigen, welche nicht

das dritte Examen machen wollen oder können, zu untergeordneten Richterstellen, diejenigen aber, welche das dritte Examen bestehen, nur zu Oberrichterstellen. Bei den Kammern finden nur zwei Examen statt, auch können Personen, die nicht die Referendariencarrière gemacht haben, einen Rathsposten ambiren und werden zu dem Rathsexamen zugelassen, jedoch sind dies Ausnahmen von der Regel, die jedoch die vorgesetzte Behörde zu machen berechtigt ist.

Es ist allerdings sehr weise, daß die Bildung der befehlenden Officianten auf den Universitäten vollendet werden soll, sie ist indeß doch auch auf anderen Wegen zu erlangen, und von dieser Regel eine Ausnahme zu gestatten also sehr billig.

Nur prüfe man das sich zum Dienst meldende Subjekt strenge und sorgfältig, wie dies die königlichen Verordnungen befehlen, ohne ängstlich darauf zu sehen, ob dasselbe 3 Jahre auf einer Universität gewesen ist.

Die Volkslehrer werden von den Konsistorial- und Schulbehörden geprüft und eingesetzt; die Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen von den Medicinalbehörden examinirt und bestellt.

Derjenige, der als Richter, Volkslehrer, Arzt u. s. w. in den Dienst des Staates treten will, findet hinreichende Gelegenheit zu seiner Bildung, weniger derjenige, welcher bei der Staatsadministration angestellt zu werden wünscht. Es existiren auf allen Universitäten Lehrer der Kameralwissenschaften, aber die Anzahl der Studenten ist geringe.

Wie viel Posten giebt es, die der Kameralist ambiren kann? Wie viel sind dagegen nicht Volkslehrerstellen zu besetzen.

Im Jahre 1805. studirten auf den vier preußischen Universitäten*) (Königsberg ausgeschlossen) von Einländern

Theologie	373	Individuen,
Jura	738	"
Medicin	86	"
Philosophie	6	"
Jura und Kameralwissenschaften	7	"
Kameralwissenschaften	69	"
Kriegswissenschaften	1	"
Oekonomie	2	"

Unter 100 Studenten waren also 87, die sich zu Richtern und Volkslehrern vorbereiteten, und 6, die Kameralia studirten.

Die geringe Anzahl Studirender, welche sich von Anfang ihrer Studierzeit den Kameralwissenschaften widmet, denn viele studiren die Rechte und treten erst hinterher in den Dienst der Kammern, da hier auch eigentliche Rechtsgelehrte erfordert werden, bewirkt, daß viele Kollegia, welche die Professoren der Kameralwissenschaften lesen wollen, aus Mangel an Zuhörern nicht zu Stande kommen. Der Staat muß also entweder auf allen Universitäten die erforderlichen Lehrer der Staatswissenschaften anstellen,

*) Man sehe die Beilage zum 3ten Stück des preußischen Hausfreundes. Berlin 1806.

ihnen es zur Pflicht machen, bei vielen oder wenigen Zuhörern, gleich viel, die ihnen im Lectionsplan vorgeschriebenen Kollegia zu lesen, von den sich zum Examen meldenden Atteste verlangen, daß sie diese Kollegia fleißig besucht haben, und die Lehrer für die geringe Anzahl der Zuhörer durch Gehalte entschädigen, welche er auf die Staatskassen anweißt; oder aber eine eigene Akademie für das Studium der Staatswissenschaften errichten. Der Staat muß das höchste Interesse haben, das Studium der Staatswissenschaften auf alle Weise zu befördern, damit es ihm nie an geschickten Subjekten bei der Administration fehle, er muß also die Geldkosten nicht scheuen, welche die Einrichtung einer solchen Akademie verursacht. Dem Kameralisten sind viele Hülfs- und Nebenkenntnisse unentbehrlich, er vollende also zuerst das Studium dieser Wissenschaften, und erlerne auf der Akademie der Staatswissenschaften die speciellen ihm nothwendigen Kenntnisse.

Man nehme zu Schülern dieser Akademie nur diejenigen, welche in einem Examen hinreichende Kenntnisse der Naturbeschreibung, Völker- und Staatengeschichte, Länder- und Völkerkunde, Mathematik, Physik, Chemie und Philosphie an den Tag legen, und unterrichte sie dann in zwei Klassen über die Gewerbs- und Staatswissenschaften. In der ersten oder Vorbereitungsklasse trage man die Produktions- Fabrikations- und Vertriebslehre, mit Bezug auf die Naturbeschreibung, Physik, Chemie, deren allgemeine Grundsätze man als bekannt voraussetzt, vor,

und verbinde damit die Waarenkunde. In dieser Klasse lehre man zugleich specielle Länder- und Völkerkunde des Staats, in welchem der Schüler sich dem praktischen Dienst widmen soll. In der zweiten Klasse lehre man nun

a) die historischen Staatswissenschaften in Beziehung auf den Staat, für den der Zögling bestimmt ist, das heißt: die Geschichte und Statistik des Staats.

b) Die philosophischen Staatswissenschaften.

1) Allgemeines Staatsrecht,
2) Verfassungspolitik,
3) allgemeine Staatsverwaltungswissenschaft,
4) Nationalökonomie,
5) Finanzwissenschaft,
6) Polizeiwissenschaft.

c) Positive Rechtswissenschaft insofern der Kameralist ihrer bedarf.

Im letzten halben Jahre der Studienzeit trage man eine allgemeine Encyklopädie der Staatswissenschaft vor, damit der Zögling alle Kenntnisse ordne, ihren Platz im Systeme erblicke, und so seine Bildung vollende.

Höchst wichtig ist für die Staatsverwaltung die Wahl brauchbarer Subjecte zu Staatsbeamten, eben so nothwendig ihre reichliche Besoldung. Haben die Staatsbeamten Kenntnisse und giebt ihnen der Staat hin-

reichende Subsistenzmittel, dann kann er mit Strenge gewissenhafte Verwaltung verlangen und Vergehungen hart strafen. Die Gehalte der Staatsdiener, wie Herr Krug will, in Scheffeln Getreide oder dem Werth dafür zu bestimmen, würde wohl die Einrichtung des Kassen- und Rechnungswesens nicht erlauben, auch die Bestimmung manche Schwierigkeiten haben. Eine Getreidepolizei, die das Getreide auf einen Normalpreis hält, wirkt dahin wohl am besten.

IV.

Ueber das Finanzwesen.

Gewiß ist die preußische Finanzeinrichtung in Rücksicht der Ordnung beim Rechnungs- und Kassenwesen musterhaft. Alle Einnahmen und Ausgaben sind in Etats gebracht, und auf deren Anfertigung wird so viel Sorgfalt verwendet, daß die im voraus darin berechneten Einnahmen auch wirklich genau eingehen und eher mit einem Ueberschuß als einem Defekt, die Ausgaben aber das Etatsquantum nie übersteigen. Es ist daher nothwendig bei jeder neuen Einrichtung in dem Abgabensystem und bei jeder Veränderung, die mit den Quellen der Staatseinkünfte vorgenommen werden soll, zuvor genau zu überschlagen, ob durch den neuern Etat, welchen die Veränderung ergiebt, auch das alte Etaatsquantum erreicht wird. Wäre

Subalternoffizianten den ältern als Gehülfen zugeordnet werden, erlernen sie von diesen den Geschäftsgang und ersetzen nach allmähligem Abgang der älteren deren Stelle. Ihre frühere allgemeine Bildung erhalten sie mit den übrigen Staatsbürgern gemeinschaftlich in den Schulen, welche der Staat etablirt hat. Nur wenige, besonders Invaliden, kommen in späteren Jahren in den Civildienst, wie dies durch das Kantonreglement festgesetzt ist.

Bei mehreren Staatsbranchen gelangt der sich auszeichnende Subaltern auch zu Rathsposten; zu Rathsstellen bei den Regierungen und Kammern aber kommen nur solche Subjekte, die 3 Jahre auf den Landesuniversitäten studirt oder durch ein dort angestelltes Examen vor dieser Zeit ihre Fähigkeiten bewährt haben. Sie werden dann erst nach einer Prüfung, welche Mitglieder der Landeskollegien, bei welchen sie dienen wollen, anstellen, und in der sie ihre Geschicklichkeit dokumentirt haben, als Referendarien angestellt. Als solche erlernen sie den praktischen Dienst, und sobald sie sich hierin gehörig vervollkommnet haben, können sie sich zu einem zweiten Examen melden; bestehen sie in demselben, so werden sie als Assessoren und sobald eine Vakanz entsteht, als Räthe bei einem Landeskollegium angestellt.

Die Justizofficianten müssen drei Prüfungen bestehen, nemlich zum Auscultator, Referendarius und Assessor, und da die verschiedenen Posten bei der Justiz nicht gleiche Fähigkeiten erheischen, so gelangen diejenigen, welche nicht

B. Konsumtionsabgaben.

a) Accis- und Zollabgaben, Trankſteuer auf dem platten Lande in manchen Provinzen.

b) Salzabgaben.

c) Kartenſtempel.

C. Gewerbſteuern.

a) Paraphengelder und zum Theil die Stempelabgabe.

b) Muſikgefälle.

c) Nahrungsgeld der Landhandwerker.

d) Conceſſionsjura.

D. Perſonalabgaben.

a) Stempelabgabe zum Theil.

b) Chargenjura.

c) Schutzgeld der Juden.

Dazu gehört ferner der Servis, der in Südpreußen von dem platten Lande und in den Städten, in den übrigen Provinzen aber nur in den Städten erhoben wird und der die Natur, theils einer Grundſteuer, theils einer Gewerbſteuer hat.

Außer dieſen Staatsabgaben haben die Mitglieder der Kommunen noch gewiſſe Kommunabgaben zu leiſten, wohin der Zehend an die Geiſtlichkeit gehört.

Eine Vereinfachung in dem Abgabeſyſtem und die Vereinigung mehrerer Abgaben unter einem Titel, auch eine Veränderung in der Verwaltung mancher Revenüen wäre

wohl wünschenswerth. Wir wollen hierüber unsere Wünsche auseinander setzen.

Die Einkünfte vom Grund und Boden, welche der Staat besitzt und benutzt, sind unstreitig für jedes Land die am wenigsten drückenden und diese Quellen verstopfen, ist die thörichste Finanzoperation, welche gemacht werden kann. Der Vorschlag, alle Staatseinkünfte aus dem Besitze von Grundeigenthum zu ziehen, ist gar nicht verwerflich, sobald er überall ausführbar ist und zweckmäßig modificirt wird.

Bei der jetzigen Verwaltung der Revenüen vom Besitz des Grund und Bodens möchten wohl nur wenige Abänderungen zu wünschen bleiben und diese besonders die Domänenverwaltung betreffen. Bei den Forsten ließe sich wohl eine durchaus gleichförmige wirthschaftliche Administration desideriren; die Veräußerung und Verwandlung derselben in Ackerland und die Erlaubniß zu beliebiger Benutzung derselben aber, wie man vorgeschlagen hat, würde wohl nur an wenigen Orten zweckmäßig seyn. Die Aufsicht über die Privatforsten und die Administration der Staatswaldungen scheint durchaus nothwendig, da bei der Holzanpflanzung kein naher Gewinn erzielt werden kann, sondern mehrere Jahre zum Auswuchs des Holzes erfordert werden, es also hier an Ermunterung zu Verwendung von Kapitalen auf diese Art der Produktion für den Privatmann fehlt. Wie groß ist aber nicht der Einfluß, den Mangel an Brennmaterial auf Fabriken, ja selbst Subsi-

stenz der Staatsbürger hat! Bei Veräußerung der Waldungen und zugestandener Verwandlung derselben in Ackerland würde anfangs ein großer Ueberfluß an Holz entstehen, der Preis desselben beträchtlich fallen, dann Mangel eintreten und bis der Preis des Holzes zu seinem wahren Werthe wieder stiege, ein gefährliches Interimistikum eintreten.

Die Jagden und das Strom- und Wasserregal sind Pertinenzien der Domänen und Forsten; letzteres bezieht sich indeß auch noch auf andere dem Staat vorbehaltene Nutzungen, als zum Beispiel des Störfangs in Ostpreußen, des Flößens unverbundenen Holzes u. s. w. Den ersteren könnte der Staat wohl frei geben, das letztere wäre wohl zur Vermeidung möglicher Mißbräuche beizubehalten; überhaupt aber sind diese Revenüen von gar keiner Bedeutung.

Was das Bergwerksregal betrift, so ist dieses wohl nicht aufzuheben, wie man gewünscht hat, wenigstens die nothwendigsten Metalle und Mineralien muß der Staat in den Bergwerken aufsuchen lassen, um sich dadurch bei außerordentlichen Fällen nicht der Gnade fremder Nationen ergeben zu müssen. Es wäre höchst unpolitisch, Eisen, Blei, Salpeter u. s. w. wenn man im Stande ist, dergleichen Produkte dem eigenen Lande abzugewinnen, vom Auslande zu kaufen und nicht alles anzuwenden, ihre Gewinnung im Lande zu befördern. Ist es deshalb nöthig, ausländische Produkte der Art hoch zu impostiren,

und wohl gar deren Einfuhr zu verbieten, um die inländischen Bergwerke in den Stand zu setzen, die Konkurrenz mit dem Auslande bestehen zu können, oder ihnen den Absatz zu sichern, so ist wohl nichts gerechter, als eine solche Verordnung des Staats. Freilich wird dadurch der Staatsbürger gezwungen, diese Produkte theuerer zu kaufen, als er sie vom Auslande würde erhalten haben, allein er ist dieses Opfer der Erreichung des Staatszwecks zu bringen schuldig, und es ist unrecht, über diese Preiserhöhung zu klagen. Auch ist es nicht unpolitisch, die Gewinnung dieser Produkte selbst mit Verlust an Gelde zu bewirken, denn das Geld ist dem Staate durchaus weniger werth, als Eisen und Blei zu Kugeln, und Salpeter zur Pulverfabrikation, wenn er genöthigt ist, sein Heer zu Abtreibung äußerer Gewalt ins Feld zu schicken. Der Staat ertheilt auch mit Recht auf Erzielung dieser nothwendigen Produkte Prämien, welche die Staatskassen tragen müssen. Es muß in diesem Falle der Vortheil des Einzelnen dem großen Zwecke des Ganzen unbedingt weichen.

Was die Verwaltung der Domänen betrift, so scheinen hiebei folgende Veränderungen wünschenswerth.

Für alle Provinzen müßten gleichmäßige Anschlagsprinzipia eingeführt werden und nur bei Ausrechnung des Ertrags in Gelde und anderen Lokalitäten eine Verschiedenheit statt finden. Man hat auf die Veranschlagung der Domänen seit der Regierung König Friedrich Wilhelm I. so viel Aufmerksamkeit verwandt, daß hierin nur wenige

Aenderungen zu wünschen bleiben. Diese betreffen unter andern die Wirthschaftskosten, welche durchaus nach dem wirklichen Bedarf eruirt werden müssen, wofür aber nicht ein gewisses Wirthschaftskorn abzuziehen ist, da dies immer nur willkührlich bestimmt seyn und sich der Wahrheit nur von fern nähern kann.

Die Domänen müssen in Zeitpacht, auf wenigstens 30 bis 50 Jahre oder in Erbpacht ausgetheilt werden und die Zeit- oder Erbpachtssumme muß in Scheffeln Roggen und Gerste, als den allgemein verbreitetsten Getreidesorten, bestimmt, und der Preis nach einem Durchschnitt der nächst vorhergehenden 10 Jahre regulirt werden, wie dies im ostpreußischen Departement geschiehet. (Man sehe Krugs Betrachtungen über den Nationalreichthum des preußischen Staats, 2ter Theil S. 425.) Durch die verlängerte Zeitpacht wird eine bessere Bewirthschaftung möglich gemacht, dem Staat seine steigende Einnahme bei der angeführten Bestimmung der Pachtsumme nicht entzogen und ihm nach Ablauf der Pacht wiederum die freie Disposition über sein Eigenthum gesichert.

Sobald aber die Pachtsumme eruirt ist, müßte die Pacht licitirt werden, wodurch sich dieselbe ihrem wahren Werthe nähern, und es dem geschickteren Wirthe möglich gemacht würde, mehr zu bieten und diese höhere Summe durch bessere Bewirthschaftung zu erreichen. Nur müßten nur sichere und geschickte Wirthe zum Gebot bei der Licita-

tion zugelassen werden, welches der Beurtheilung des vorgesetzten Provinzialkollegiums zu überlassen wäre.

Was die Gewerbe, welche der Staat treibt, betrift, so sind freilich alle Monopole im Allgemeinen zu verwerfen, jedoch kann es einige geben, bei denen das Monopol, welches sich der Staat vorbehält, unschädlich, ja nützlich ist.

Das Regal der Fabrikation des Salzes kann man nicht tadeln; der Staat sorgt für die Erzeugung dieses so nothwendigen Bedürfnisses selbst gewiß am besten, und wenn er es auch vielleicht theurer erzeugt als dieser oder jener Privatmann es liefern würde, woran jedoch noch zu zweifeln ist, so kann er es auch immer in erforderlicher Quantität hervorbringen lassen und der Unterthan ist nicht dem Wucher des Handelsstandes bei diesem nothwendigen Produkte ausgesetzt. Da auch der Verkaufspreis des Salzes über den Erzeugungspreis festgesetzt ist und damit zugleich eine Konsumtionssteuer erhoben wird, so ist schon deshalb dies Regale beizubehalten.

Das Postregal kann in Rücksicht auf Briefposten und Postfuhrwesen von Effekten und Geldern, der Ordnung und Sicherheit wegen, nicht aufgehoben und Privatpersonen überlassen werden; das Postfuhrwesen von Personen könnte man aber füglich allen Privatleuten freigeben, und auch den Zwang, Pakete unter 40 Pfund mit der Post versenden zu müssen, aufheben und es dem Belieben der Versender anheim stellen, ob sie sich dabei der Post bedie-

nen wollen oder nicht; ingleichen die Lösung der Postscheine erlassen. Dies sind freilich Behinderungen des Reisens und der innern Kommunikation, welche wohl abgeschafft zu werden verdienten. Würde das Postfuhrwesen für Personen dem Publikum freigegeben, so würde Konkurrenz entstehen und man endlich allen mehr als gerechten Klagen über das elende Postreisen ein Ziel gesetzt haben, welches einzig und allein durch das Freigeben desselben erreicht werden kann. Eine Abgabe auf das Reisen, wie die Lösung der Postfuhrzettel, zu legen, zeugt aber nicht von liberaler und einsichtsvoller Erfindung, und erschwert jede ohnehin schon theuere Reise, da der Staat vielmehr auf die freieste und leichteste Kommunikation im Innern sein besonderes Augenmerk richten sollte, und auch durch Verbesserung der Wege richtet.

Das Münzregal sollte nicht eine Staatsrevenüe seyn. Der Münzfuß muß verbessert werden; jede Münze muß nur um so viel über ihren Metallwerth erhöhet werden, als die Prägekosten dafür betragen. Wie schädlich ein zu hoher Schlagschatz ist, hat wohl die Erfahrung bei der so geringhaltigen preußischen Scheidemüze bewiesen. Der Gewinn ist dabei so bedeutend, daß Ausländer angereizt werden, sich auf deren Fabrikation zu legen und dafür unser besseres Geld und Kourant einzuwechseln, wodurch der Staat bedeutende Summen verliert. Im Welthandel gilt jede Münze ohnedies nur so viel als sie Metallwerth enthält und da hilft der aufgeprägte Stempel nichts.

Die Königliche Bank hat wohl so evidenten Nutzen geleistet, daß eine Aenderung damit nicht zu wünschen wäre, da sie für ihre Geschäfte kein Privilegium exclusivum besitzt, sondern sich der Konkurrenz aussetzt; eine Vereinigung derselben mit der Seehandlung aber scheint nothwendig, da die Geschäfte beider königlichen Institute gleichartig sind.

Die Klassenlotterie könnte man beibehalten, für königliche Rechnung administriren lassen oder dem Meistbietenden in Pacht geben, die Zahlenlotterie aber wäre ganz aufzuheben. Sie verleitet die Armen nur zu oft ihre letzte wenige Habe der Glücksgöttin zu opfern und ist eine wahre Pest für die minder begüterte Klasse der Staatsbürger.

Was vom Postwesen gesagt ist, gilt auch vom Intelligenzwesen; es muß der Ordnung wegen vom Staate ressortiren.

Bei den Grundsteuern ist eine Reform sehr wünschenswerth.

Zu dem Ende müssen neue Kataster von allen ländlichen Grundstücken nach vernünftigen Abschätzungssätzen angefertigt, diese auf Vermessungen gegründet und die Kataster in vierfachen Exemplaren bei dem Grundherrn, der vorgesetzten Kreis- und Provinzial- und der obersten Landesfinanzbehörde niedergelegt werden. In diesen Katastern müssen alle ländliche Grundstücke, welche zu einem Dominio gehören, und die davon zu erlegenden Procente der

Grundsteuer verzeichnet seyn. Alle adliche Aecker, die bisher der Steuerfreiheit genossen, müssen hinzugezogen werden. Selbst die landesherrlichen Domänen, Forsten, Bergwerke ꝛc. müßten, der völligen Gleichheit wegen, darin mit aufgenommen werden. Die Grundsteuer muß nicht in Gelde, sondern in Scheffeln Getreide, Roggen und Gerste, angesetzt und das Geldquantum nach dem Durchschnittspreise der 10, nächst vorhergehenden Jahre von 10 zu 10 Jahren regulirt werden. Dadurch steigt diese Abgabe mit dem höhern Ertrage der Grundstücke und bleibt mit demselben in gleichen Verhältnissen. Ueberhaupt müßten alle die verschiedenen Grundabgaben, unter der Benennung Kontribution, Kavalleriegeld, Lehnpferdegeld u. s. w. so wie die Naturallieferungen der Fourage für die Kavallerie und die Naturalstallung des Vorspanns in Friedenszeiten in diese einzige Abgabe vereinigt werden. Nach vollendeter Klassifikation sind die Procente zu berechnen, welche erlangt werden müssen, um dieselben Summen aufzubringen, welche sonst durch diese verschiedenen Abgaben einkamen, und welche für Vergütigung der ehemals gehabten Naturallasten erfodert werden. Statt der ehemaligen Naturallieferung der Fourage könnte man allenfalls einen Theil der Grundsteuer in natura fodern, oder aber darüber mit Lieferanten Kontrakte schließen und die Kosten dafür mit der Kontribution einfodern; eben so könnte man die Vorspannleistung in Friedenszeiten abschaffen, statt

dessen aber des dazu Berechtigten eine Geldentschädigung geben.

In den Städten sind gleichfalls gewisse Procente von dem Ertrage der Grundstücke zu erheben, welche sehr leicht nach dem Miethsertrag bestimmt werden können, und dagegen ist der Servis abzuschaffen.

Die Konsumtions-Steuern, wohin die Accise und der Zoll zu rechnen sind. Beide Abgaben müssen, wenn man sie nicht ganz aufheben und auf Grenzzölle beschränken kann, vereinfacht, die verschiedenen Titel, unter denen sie bisher erhoben, vereinigt, und die Abgabe selbst muß zweckmäßig und auf weniger Artikel vertheilt werden. Alle Zölle im Innern des Landes muß man abschaffen und an die Grenzen verlegen. Die Gebühren in den Kanälen und auf den Chausseen müssen nicht Auflagen seyn, sondern nur die Kosten der Instandhaltung ersetzen. Die Konsumtionssteuern müssen aber auf das platte Land und die Städte ausgedehnt werden.

Hieher gehört ferner die Salzabgabe. Der Staat fabricirt, kauft und verkauft im Großen, alles Salz allein; er zieht also den Vortheil den das Gewerbe der Salzfabrikation und des Handels damit gewährt, aber indem er den Preis des Salzes über den Kostenpreis erhöht, erhält der Preis, für den die Unterthanen das Salz kaufen müssen, die Natur einer Konsumtionssteuer. Sobald kein Unterthan zur Abnahme gewisser Portionen verpflich-

tet wird, kann man wohl gegen diese Abgabe nichts einwenden.

Der Kartenstempel ist gewiß eine sehr billige Auflage und könnte eher erhöhet als ermäßigt werden.

Gewerbsteuern. Von allen gewerbtreibenden Personen ist eine Abgabe zu erheben, theils für die Concessionen, welche nicht ererbt sondern jedem nur auf Lebenszeit verliehen werden müssen, theils auch ein jährliches Nahrungsgeld, welches nach Verschiedenheit der Gewerbe von der Ortsobrigkeit und dem Steuer- und Landrath zu bestimmen ist. Wobei es alsdann keines Einzwängens der Gewerbe in Städte, wo die nothwendigsten Bedürfnisse gewöhnlich in höherem Preise stehen, bedürfte. Die Musikzettel und Paraphenjura könnte man statt dessen aufheben.

Die Stempelabgaben besonders von Erbschaften und Karten, Kontrakten ꝛc. sind wohl durchaus billig und keineswegs drückend. Die Stempelung der Diplome aber wäre wohl abzuschaffen.

Die Chargenjura müßte man aufheben. Ihr Betrag ist ohnedies geringe und die Erhebung lästig. Wer ein königliches Diplom erhält, muß nicht genöthigt seyn, es sich zu erkaufen, wie es doch den Schein hat, wenn er dafür Chargen- und Stempelgebühren bezahlt.

Das Schutzgeld der Juden ist als eine Gewerbsteuer zu betrachten. Es müßte von der Regierung vertheilt

theilt und eingehoben, nicht der Beitreibung der Aeltesten überlassen werden.

Der Servis für das Militär könnte wie jetzt, aber zugleich mit den übrigen Abgaben der Grundeigenthümer und Gewerbetreibenden Personen und von den Gehalten der Officianten erhoben werden.

Was die Kommunabgaben betrift, so muß die Regierung sie reguliren, und erheben. Dahin gehören die Kosten zu Unterhaltung der nothwendigen Geistlichen und Schullehrer, Instandhaltung der Feuergeräthe, Straßenerleuchtung, Armenpflege, alle Dinge, welche jede Kommune für sich bestreiten muß, wozu der Staat aber die nöthigen Beiträge ausschreibt und unter seiner Aufsicht erheben und verwenden läßt.

Die Einkünfte der Kämmereikassen sind zweckmäßig zum Besten der Kommun zu verwenden, wie auch geschieht vom Staat zu kontrolliren und man muß dabei auch besonders auf Abzahlung der noch vorhandenen Schulden der Städte Rücksicht nehmen.

Bei allen den vorgeschlagenen Veränderungen müßte man genau den Ausfall an den Revenüen ausmitteln und solchen bei Regulirung der übrigen Abgaben einzubringen suchen. Dieser Ausfall würde gewiß bei Regulirung der Grund- und Gewerbsteuer gedeckt werden.

Bei dem Kassenwesen bleibt nur der Wunsch übrig, daß eine jede Provinz eine Provinziallandesrevenüenkasse haben und hierin die musterhafte Einrichtung

Neuostpreußens eingeführt werden möchte. Die Kasse müßte alle Ausgaben der Provinz bestreiten, die Ueberschüsse aber müßten in eine Hauptlandesrevenüenkasse fließen, die statt der Dispositions- und Generaldomänen- und Extraordinarienkasse, auch der Generalchargen, Generalstraf, Generalaccriskasse ꝛc. errichtet werden müßte. Die Generalkriegskasse leitete die Verpflegung des Heeres und bestritte nur die extraordinären nicht auf den Etats der Provinziallandesrevenüenkassen befindlichen Ausgaben.

V.

Landeskulturwesen.

Es ist gewiß sehr richtig, wenn man den Ackerbau, die Viehzucht, den Bergbau u. s. w. (Urproduktion *) als die Urquelle des Nationalreichthums betrachtet, sie aber vor allem begünstigen wollen, ist unrecht. Wohlstand entsteht aus dem Besitz der Genußmittel, diese werden zuerst durch die Urproduktion erzeugt und erst dann durch industrielle und kommerzielle Kraft veredelt, vermannigfacht und vertheilt.

Die Staatswirthe sind von dieser Wahrheit abgewichen. Sie haben den Nationalreichthum gesucht, bald in

*) Man sehe das tiefdurchdachte Werk des Gr. v. Soden: Nationalökonomie, wovon bis jetzt 2 Theile in den Händen des Publikums sich befinden.

dem mühlosen Eintausch der Genußmittel, also Reichthum an Umtauschmitteln erstrebt, bald in dem Eintausche denselben durch die industrielle und kommerzielle Kraft, also Industrie und Kommerz vorzugsweise auszudehnen gesucht. Der erste Irthum ist der gefährlichste. Was hat den Spaniern die Plünderung der Schätze Perus und Mexikos geholfen! Der zweite erzeugte das Kolbertsche System, welches den Nationalreichthum vorzugsweise in Beförderung der Fabriken und des Kommerzes suchte und dies als Mittel zu Belebung der Urproduktion betrachtete, Statt, daß der Ackerbau nur die ihm überflüssigen Hände den Fabriken und Manufakturen abgeben sollte, hat er nur von diesen ihren Ueberfluß erhalten.

Die Basis in dem so sehr verschrienen physiokratischen System ist richtig. Die Erde ist die Quelle des größten Theils der Genußmittel, es ist wahr, daß sie allein einer Nation dauerhaften Wohlstand sichern kann. Doch das System der Oekonomisten ist sehr mangelhaft. Sie haben den Begriff von Produktion einzig auf Urproduktion eingeschränkt, aber Industrie und Kommerz sind gleich produktiv. Wenn ich die Urprodukte nicht in ihrer ursprünglichen Form gebrauchen kann, so sind sie mir unnütz, wenn nicht die Industrie sie veredelt und das Kommerz sie mir zuführt. Die Nationalökonomie spricht also nicht von einem Range der Produktionskräfte, nicht einmal von einer vorzüglichen, viel weniger denn einer ausschließlichen Begünstigung einer oder der andern, sondern

nur von Aufrechthaltung der chronologischen Ordnung, welche die Haushaltung der Natur vorzeichnet.

Der Urproduktion weißt sie den ersten Platz an, weil diese der industriellen und kommerziellen Produktionskraft erst den Stoff liefert und weil sie die unentbehrlichsten Genußmittel erzeugt.

Erst diejenigen Kräfte, deren der Urstoff nicht bedarf, müssen auf die Industrie und das Kommerz überfließen, dahin muß die Tendenz der Staatsverwaltung gehen.

Das Haupthinderniß des Fortschritts der Landwirthschaft liegt in der ungleichen Vertheilung des Grundeigenthums. Allenthalben sehen wir noch die Erdoberfläche mehr oder weniger in große Portionen zerstückelt, die sich im Besitze der Regenten, der Geistlichkeit, oder des Adels, oder ihrer Nachfolger der großen Güterbesitzer befinden. Es ist wahr, große Landbesitzungen haben vor kleineren manche Vorzüge.

1) Kann der größere Gutsbesitzer große agronomische Unternehmungen ausführen, Versuche machen, neue Entdeckungen anwenden, und dadurch die Vervollkommnung des Ackerbaues und die Wertherhöhung der Urprodukte befördern.

2) Kann er den wechselnden Resultaten der Landwirthschaft die Spitze bieten, durch Benutzung früher gesammelten Kapitalstoffs, den der kleine Gutsbesitzer nicht zu sammeln vermag; er kann den Verlust eines

Jahrs durch ihm mögliches Ausharren auf gewinnvollere Jahre ersetzen.

3) Ein einzelner Unglücksfall, ein Viehverlust, eine Ueberschwemmung, ein Mißjahr richten ihn nicht gleich so unwiederbringlich zu Grunde, als dies bei dem kleinen Gutsbesitzer der Fall ist.

Allein der kleine Gutsbesitzer kann auch der Kultur seines Landes mehr Aufmerksamkeit widmen, mehr Fleiß darauf verwenden, das Ganze besser übersehen.

Eine allzugroße Zerstückelung des Grundeigenthums ist also nicht nationalwirthschaftlich und man muß einen aus dem Kreise der menschlichen Bedürfnisse und Kräfte entlehnten Maaßstab für die Größe des Grundeigenthums suchen, der Staat aber durch Hülfsanstalten, Kreditassociationen, Versicherungsanstalten gegen Hagel- und Wasserschaden, Vieh- und Feuerassekuranzkassen, den Ackerbau unterstützen.

Ein Ackergesetz, muß das Maximum der Erwerbung durch Kauf oder Erbschaft nach lieberalen Grundsätzen feststellen, aber damit auch die Besitzungen nicht zu sehr getheilt werden, das Minimum der Vertheilung des Grundeigenthums bestimmen.

Ein Volk, dessen Grundeigenthum unter wenige Besitzer in großen Portionen vertheilt ist, muß aus wenigen freien Bürgern und vielen Sklaven zusammengesetzt seyn.

Man müßte ferner dem Ackerbau alle Fesseln nehmen, alle Gemeinheiten theilen. Gemeintriften, Jagdgerech-

tigkeiten ꝛc. vernichten; da Nähe und Zusammenhang der Grundstücke der Kultur des Landes so sehr beförderlich sind, an den entfernten Flurgränzen die Ansiedlungen von Kolonien aus dem Schooße der Familien begünstigen (wie dies zum Theil schon mit dem Abbau bei den Domänenämtern geschieht,) die Reste des durch die Sittenrevolution längst untergrabenen Feudalsystems umstürzen und die zahllosen Erschwerungen des freien Kommerzes mit dem Grundeigenthum aufheben; auch dem Landbauer in der Verpflichtung der Staatsvertheidigung durch ein verbessertes Kantonsystem Erleichterung schaffen. Der Mangel an Kenntnis, womit der Ackerbau betrieben wird, ist ein zweites großes Hinderniß der Verbesserung der Landwirthschaft. Man müßte daher Ackerbauschulen errichten, in welchen der Landwirth sich Kenntnisse erwerben könnte von den chemischen Bestandtheilen des Erdreichs und der Natur der Pflanzen, die er bauen soll, und wo er wenigstens oberflächlichen Unterricht erhielte, damit in ihm ein wissenschaftlicher Funke entzündet und der Schlendrian verbannt würde.

Man hat die freie Ausfuhr des Getreides als ein Hauptbelebungsmittel des Ackerbaues erkannt und mit Recht. Allein inwiefern davon für die Lage des preußischen Staats Gebrauch zu machen, sei dem Verfasser zu beleuchten und seine Gedanken über die Grundsätze der Getreidepolizei in Beziehung auf den preußischen Staat zu entwickeln erlaubt.

Es iſt ſchon häufig über die Grundſätze der Getreidepolizei disputirt worden, und dieſe Unterſuchungen ſind beſonders bei eingetretener Theurung des Getreides in Anregung gekommen; die Sache iſt indeß von ſo allgemeinem Intereſſe, daß derjenige, welcher auch nach ſo vielen Debatten über dieſen Gegenſtand noch etwas vortragen will, dennoch immer ein geneigtes Gehör zu finden hoffen kann.

Es kommt bei Unterſuchung der Principien der Getreidepolizei zuförderſt auf die Beantwortung der Frage an: ob es eine Pflicht der Regierung iſt, für die Mittel der Subſiſtenz ihrer Staatsbürger zu ſorgen? Dieſe Frage wird man bejaen müſſen, wenn man nur erwägt, daß Exiſtenz eines jeden Individuum eine nothwendige Bedingung, und das Recht darauf ein unveräußerliches Naturrecht iſt, welches der Menſch in den geſellſchaftlichen Verein mit hinein bringen und für deſſen Erhaltung der Staat alſo ſorgen muß. Und dieſe Sorge wird um ſo wichtiger erſcheinen, wenn man erwägt, daß der Menſch, welcher der nothwendigen Subſiſtenzmittel beraubt iſt, in den Naturſtand zurück tritt, daß alſo der Staat, welcher ſeine Bürger nicht in den Stand ſetzt, ſich dieſelben verſchaffen zu können, den Grund zu ſeiner Auflöſung legt. Die Natur treibt den Menſchen an, das dringende Bedürfniß zu ſtillen, welches ihn quält, er zertritt alle Feſſeln, worin der Staat ihn nur deswegen gelegt hat, damit er vollkommen frei und rechtlich leben kön-

ur, und wird zum wilden Thiere, das nur daran denkt, den wüthenden Hunger zu stillen. So wird jede edle Blüthe zerknickt, und der Mensch, vom mächtigen Triebe der Selbsterhaltung beherrscht, wogt auf dem Meere roher Triebe. Der Staat verfehlt also seinen Zweck, zerstört sein eigenes Gebäude, wenn er nicht für die Mittel zur Subsistenz seiner Bürger sorgt.

Es ist also Pflicht des Staats, für die Subsistenz seiner Bürger zu sorgen, und daher jedes rechtliche Mittel erlaubt, ihnen dieselbe zu sichern.

Wir wollen nunmehr zweitens untersuchen: welcher Mittel man sich bisher bediente, die Subsistenz den Staatsbürgern zu sichern und ob dieselben diesen Zweck erreicht haben?

Die Grundsätze, welche Friedrich der Große bei der Getreidepolizei im Preußischen befolgt hat, um vor Mangel und Theurung zu schützen, sind folgende gewesen. Man erforschte das Bedürfniß der Staatsbürger an Getreide aller Art zur nothwendigen Konsumtion, desgleichen den Ertrag einer jeden Erndte, und balanzirte beide Summen mit einander. Ergab sich, daß die Erndte nur zur nothwendigen Konsumtion hinreichte oder wohl gar noch etwas daran fehlte, so verbot man die Ausfuhr des Getreides, ergab sich ein Ueberschuß des Gewinns über die Konsumtion, so erlaubte man die Ausfuhr, kontrollirte aber dieselbe genau, und sobald der berechnete Ueberschuß ins Ausland geschafft war, wurde die

Ausfuhr wiederum verboten. Zugleich wünschte man aber auch den Getreidepreis nicht zu einer zu großen Höhe über den Preis in gewöhnlichen Jahren steigen zu lassen, damit der Bürger seinen Bedarf zu kaufen im Stande seyn könnte, denn besonders plötzlich steigender, zu hoher Preis ist für den, der nicht an Eintauschmitteln Ueberfluß besitzt, dem gänzlichen Mangel völlig gleich. Man legte deshalb Magazine an, um, sobald der Preis zu hoch gestiegen seyn würde, mit den Verkäufern durch Oeffnung derselben in Konkurrenz treten und dadurch den Preis niederhalten zu können, auch um auf jeden Fall die Besorgniß des Getreidemangels zu entfernen. Damit auch der Konsument das Getreide geradezu aus den Händen des Produzenten und dadurch wohlfeiler kaufen könne, hat man den Getreidehandel beschränkt, welcher natürlich den Preis des Getreides um den nothwendigen Gewinn, den der Kornhändler von seinem Handel ziehen muß, erhöhet.

Wir wollen nun untersuchen, ob diese Maasregeln ihren Zweck erfüllen.

Ausfuhrverbote sollen dem Mangel vorbeugen. Durch Ausfuhr kann aber nicht Mangel entstehen, denn Ausfuhr setzt Vorrath und Ueberschuß des Landbauers über sein Bedürfniß und Aussicht zum Gewinn voraus. Nun wenn der Landbauer auf dem nächsten Markt nicht einen hohen Preis bekommen kann und auf dem fremden Markt überwiegender Gewinn sich zeigt, entsteht Reiz zur Aus-

früh. Alsdann tritt aber die Konkurrenz mit den Ausländern ein, der Inländer wird also sein Getreide zu einem Preise ablassen müssen, der durch die Konkurrenz bestimmt wird. Durch die Ausfuhr können also hohe Getreidepreise entstehen, aber Mangel kann nicht erfolgen, denn die Einfuhr aus der Fremde, wird, wenn bei derselben Gewinn ist, demselben sogleich abhelfen. Durch diese hohen Getreidepreise werden die übrigen Staatsbürger genöthigt, mehr Umtauschmittel als sonst, für die ihnen unentbehrlichen Bedürfnisse hergeben zu müssen. Diese Staatsbürger sind entweder Konsumenten, die größtentheils Nominalrenten ziehen und also am Genusse verlieren, oder Fabrikanten und Kaufleute, welche alsdann nicht Preis halten können. Die von Renten lebenden, wenn sie bloß Zehrer sind, können nicht vom Staate große Begünstigung hoffen, sind sie Staatsdiener, so muß ihr Gehalt nicht nominal bestimmt, sondern ihnen muß eine Masse Genußmittel für immer gesichert und ihr Gehalt darnach regulirt werden. Was die Fabrikanten und Kaufleute betrift, so wird der erhöhete Preis der Produkte der Landwirthe mehr Umtauschmittel ins Land bringen, dadurch der Aufwand und die Nachfrage nach Produkten der Industrie vermehrt werden, und mit der Vermehrung der Nachfrage der Gewinn der Fabrikanten und Kaufleute sich erhöhen. Der erhöhete Reichthum des Landwirths setzt daher wieder alle Preise ins Gleichgewicht, und wenn nachher die Preise der landwirthschaftlichen Produkte wieder fallen, ist durch die Er-

höhung der Preise derselben dem Fabrikanten Vortheil erwachsen, indem er an ungewöhnliche Anstrengung gewöhnt, immer mehr als vordem fabrizirt und auch seine Preise nicht in dem Grade wieder fallen, als die Preise der landwirthschaftlichen Produkte. So sprechen die Vertheidiger der freien Ausfuhr, und das von uns aufgestellte Räsonnement ist aus einem Werke eines der scharfsinnigsten Vertheidiger dieses Systems, des Gr. v. Soden (Nationalökonomie 1ster Theil Leipzig 1805.) entlehnt, der diese Theorie auf das bündigste auseinander gesetzt hat.

Es sei uns erlaubt, über dieses Räsonnement unsere Meinung zu sagen.

Allerdings wird durch eine freie Getreideausfuhr dem Mangel am kräftigsten vorgebeugt, sobald nemlich alle Staaten dieselbe frei geben. A priori ist also das Räsonnement richtig, es fragt sich nur, ob nicht andere Rücksichten die Ausführung dieses Vorschlags unmöglich machen. Der Graf von Soden entwickelt die Grundsätze der Nationalökonomie, einer Wissenschaft, welche keine andere Rücksicht als Beförderung des physischen Wohlstands der Menschen kennt, und die Grundsätze bezeichnet, welche die Nationen wechselseitig zu Behauptung ihrer Koexistenz in jeder Rücksicht einhalten müssen. Wer diesen Gesichtspunkt fest hält, wird dem Räsonnement beitreten und wenn im Preußischen so vielfach gegen die freie Ausfuhr gesprochen wird, so rührt dies großentheils daher, daß man dieses a priori als wichtig erkannte Resultat auch der preußi-

schen Staatswirthschaft aufdringen will. Allein man bedenkt nicht, daß die Stufe, auf welcher wir den Staat a posteriori betrachtet, erblicken, noch weit von dem Ideale desselben entfernt ist. Der Philosoph macht Vorschläge, welche diesem Ideale gemäß sind, der Staatswirth aber muß prüfen, ob in der Gegenwart davon schon Anwendung auf den jetzigen Zustand, in dem der Staat sich befindet, Gebrauch gemacht werden kann. Ist gleich das, was der Philosoph verlangt, der natürlichen Ordnung gemäß, so muß man bedenken, daß die Staaten durch falsche Systeme sich in einen unnatürlichen Zustand versetzt haben, in welchem sie sich gegenwärtig befinden. Hätte man von jeher die Grundsätze der Nationaldkonomie befolgt, so würde auch die Wahrheit der freien Getreideausfuhr sich zum Wohle der Menschheit bewährt haben! Wenn wir gegenwärtig zu der Erlaubniß der freien Getreideausfuhr zurückkehren wollten, so würden, welches Soden nicht läugnet, hohe Preise entstehen, dadurch werden die Fabrikanten genöthiget, wenn sie gleichen Gewinn, das heißt eine gleiche Menge Genußmittel als vordem sich verschaffen wollen, ihre Kräfte mehr als sonst anzustrengen und ihre Industrie zu erhöhen. Der vermehrte Absatz, welchen dies voraussetzt, soll dadurch verursacht werden, daß die Landwirthe, ihre durch die hohen Getreidepreise erlangten Umtauschmittel zum Eintausch allerlei Produkte der Industrie anwenden werden, und diese sollen also im Preise steigen, wodurch das Gleichgewicht zwischen den Preisen der Be-

dürfnisse des von Industrie Lebenden und seiner Produkte hergestellt werden wird. Die Erhöhung der Preise der Lebensmittel muß aber nothwendig, wenn sie plötzlich eintritt, und dies pflegt gewöhnlich zu geschehen, sobald die Erndte nicht ergiebig zu werden verspricht, eine augenblickliche Stockung in den Fabriken bewirken, welche den Ruin sehr vieler nach sich ziehet, und es wird lange dauern, bis die Fabrikate durch die Nachfrage der Landleute im Preise steigen werden. Denn sobald eine Erhöhung des Preises der landwirthschaftlichen Produkte eintritt, wird die Noth die Fabrikanten antreiben, ihren Vorrath an Fabrikaten selbst unter dem Erzeugungspreise wegzugeben, um nur das Leben zu fristen. Es wird Konkurrenz der Verkäufer entstehen, die Waaren werden im Preise fallen und da auch die Nachfrage abnimmt, werden die Preise immer tiefer sinken. Denn so wie eine Theurung der nothwendigsten Bedürfnisse entsteht, wird jeder ökonomische Wirth seine Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Wohllebens einschränken und nur auf das Nothwendige sein Augenmerk richten. Dadurch muß offenbar die Nachfrage nach Produkten der Industrie abnehmen. Man vergleiche nur die Accisregister und sehe wie in theuren Jahren die Konsumtion aller Art sich vermindert.

Theurung der landwirthschaftlichen Produkte erscheint also als Uebel, indem dadurch die Konsumtion eingeschränkt, der Mensch also genöthigt wird, sich mit wenigeren Ge-

nußmitteln als sonst zu begnügen, und der Industrie mannichfache Nachtheile erwachsen.

Wie viele Arbeiter werden alsdann keine Beschäftigung finden, da der Fabrikant seine Kapitale verweyden muß, um nur die Mittel der Subsistenz sich zu verschaffen; hülflos und mit Lumpen bedeckt wird ein großer Theil von Lohnarbeitern bettelnd umherschweifen. Das Elend wird zumal recht fühlbar werden, in einem Lande, wie das preußische, wo die Fabriken durch die Anstalten früherer Regenten und Machthaber zu einer unnatürlichen Höhe empor geschraubt sind und deren Absatz ins Ausland sich nur auf Wohlfeilheit der Lebensmittel im Lande basirt, damit der inländische Fabrikant mit dem Ausländer Preis zu halten im Stande sei. Es ist sehr wahr, daß diese Fabriken, die auf so unsicherem Boden stehen, nicht existiren sollten, sind sie aber einmal vorhanden, was soll der Staatswirth thun? Soll er eine große Masse Menschen dem Hunger und der Verzweiflung aufopfern, ihre Industrie vernichten, damit nur der freie Spielraum des landwirthschaftlichen Produzenten nicht eingeschränkt werde?

Es steht also der Regierung sehr wohl zu, die Getreideausfuhr zu verbieten, wenn es ihr rathsam scheint, und den Getreidepreis stets auf mäßiger Höhe zu halten. Dazu scheinen aber Ausfuhrverbote, verbunden mit Anlegung von Magazinen, besonders in Gegenden wohin der Transport schwierig ist, die Zufuhr also leicht ausbleiben kann,

und Beschränkungen des Getreideverkehrs im Lande treflich zu wirken.

Ergiebt sich aus der Vergleichung des Erndtertrags mit der nothwendigen Konsumtion der Staatsbürger, daß die Erndte nicht hinreichen wird, ihnen ihren Unterhalt zuzuführen oder nur einen geringen Ueberschuß gewährt, so verbiete man die Ausfuhr, damit das Nothwendige nicht aus Gewinnsucht der Produzenten ins Ausland gehe und nicht der Staatsbürger im Lande dem Mangel blos gestellt werde. Hierdurch ist für Entfernung des Mangels, aber noch nicht für Wohlfeilheit gesorgt. Um diese zu bewirken, schütte man in ergiebigen Jahren Magazine auf, wodurch auch das zu tiefe Fallen der Preise, welches auf den Landbau schädlich wirken muß; verhindert wird, öffne diese Magazine in theuren Zeiten, vermehre dadurch das Angebot und erhalte hiedurch mäßige Preise. Damit verbinde man Einschränkungen des Getreidehandels, damit der noch vorhandene Vorrath nicht in die Hände einiger hartherzigen Kapitalisten gerathe, welche damit Wucher treiben, der um so empörender erscheint, da der Kornhändler die Mittel der menschlichen Existenz in Händen hat und neben sich Menschen verhungern läßt, in der Hoffnung beim längern Anhalten seiner Vorräthe noch größeren Gewinn zu ziehen. Daß alle diese Mittel den Zweck erreichen, Getreidemangel oder Theurung zu verhindern, lehrt eine Erfahrung von 46 Jahren, denn dies war das Getreidepolizeisystem Friedrich des Großen und während seiner Regierung war

die Hungersnoth, es wurde sogleich dem plötzlichen Mangel, der plötzlichen Theurung abgeholfen. Auch wird der Landbau nicht gelähmt, sobald der Normalpreis so gesetzt wird, daß er dem Landbauer hinreichende Ermunterung zur Produktion gewährt.

Freilich muß man die drei angegebenen Mittel, nemlich

1) Ausfuhrverbote,
2) Anlegung von Magazinen und
3) Beschränkung des Kornwuchers gleichzeitig anwenden, wenn man den Zweck erreichen will. Ausfuhrverbote ohne Anlegung von Magazinen und Verhinderung des Kornwuchers erzeugen gewiß Theurung, vielleicht selbst Hungersnoth, aber alle diese Mittel vereint angewandt, helfen gewiß den Zweck erreichen.

Wir stimmen dem Grafen von Soden allerdings bei, daß zur Koexistenz verschiedener Nationen nothwendig ist, die Grundsätze des Völkerrechts allgemein anzuerkennen, daß es eben so erforderlich ist, die Grundsätze der Nationalökonomie anzuerkennen, wenn Nationen, koexistirend, zu der höchsten Stufe des Nationalreichthums gelangen wollen und daß der Landbau als die solideste und Hauptbasis dauernden Wohlstandes betrachtet werden muß; es also durchaus verwerflich ist durch Verminderung der Gelegenheit des Absatzes und Hemmung des Verkehrs, der landwirthschaftlichen Produktion Fesseln anzulegen. Bis

dahin

dahin aber, daß die Grundsätze des allgemeinen Völkerrechts und der Nationalökonomie von allen Staaten anerkannt seyn werden, und danach die äußere und innere Verwaltung der Staaten wird regulirt werden können, müssen wir uns von der allerdings rauhen Wirklichkeit zu Maasregeln bestimmen lassen, welche der Philosoph freilich verwerfen muß. Gegenwärtig tritt der der Nationalökonomie fremde Fall ein, daß sich die europäischen Staaten in einem feindseligen Zustande befinden. Denn ist es nicht ein feindseliger Zustand, wenn Ein Staat dahin strebt, die Industrie und den Kommerz aller übrigen zu verschlingen?

Bis dahin, daß jener Staat das übrige Europa am Handel der Welt wird Theil nehmen lassen, bis dahin, daß er aufhören wird, die Industrie des übrigen Europa daniederzuhalten, sind wir noch weit entfernt, die Staatsverwaltung nach allgemein als recht anerkannten philosophischen Grundsätzen einrichten zu können. Sollte dieser Fall eintreten, dann können wir dem Landbau seine Fesseln nehmen; bis dahin aber, daß dies geschieht, werden wir in der Staatswirthschaft dies liberale Princip aufgeben müssen. Wir erkennen dasselbe als beglückend und heilsam, aber die gegenwärtigen Verhältnisse zwingen uns, dasselbe für jetzt nicht in die Staatswirthschaft aufnehmen zu wollen. Wir halten es nicht für falsch an sich, sondern nur bei den jetzigen Umständen, für unanwendbar.

Was den Vorschlag des Grafen von Soden betrifft, statt eines wirklichen aufzuschüttenden Magazins ein ideales

ſches Getreidemagazin anzulegen, ſo iſt die dabei zum Grunde liegende Idee wahrlich originell, und wir wollen ſie unſeren Leſern mittheilen, ſeiner eigenen Worte uns bedienend.

„Jeder Staat," heißt es, „muß den ungefähren Flächeninhalt ſeines Bodens, ſo wie deſſen Ertrag erforſchen. Ein Geſetz, das demjenigen Grundeigenthümer, welcher über eine beſtimmte nur die eigene Konſumtion ertragende Ackerzahl beſitzt, verbindet, den 20ſten, 30ſten, und 40ſten Theil ſeiner Erndte, und zwar im abnehmenden oder progreſſirenden Verhältniß der Größe des Grundeigenthums, bis zur nächſten Erndte für den Staat aufzubewahren; ein Geſetz, das dieſen Theil, auf den Fall der Erhöhung des Preißes über eine beſtimmte Summe (zum Beiſpiel das Doppelte des Mittelpreißes) um den höchſt möglichen Ausfuhrpreiß in Requiſition ſetzt, ein ſolches Geſetz iſt hinreichend, jede Beſorgniß (nemlich des Mangels) zu entfernen."

Wenn der Staat aber z. B. das Doppelte des Mittelpreißes dem Landmann vergüten ſoll, ſo iſt ja bereits Theurung vorhanden. Alſo nur Mangel, nicht aber theure Preiße ſoll das ideale Landesmagazin verhindern. Wir halten aber Theurung für ein gleich großes Uebel, und dieſe würde oft eintreten, wenn nicht Kornwucher und Aufkäuferei verhindert werden. Für das innere Bedürfniß muß der Staat durchaus ſorgen, den Ueberſchuß über ſein Bedürfniß aber dem Auslande übergeben, ſich alſo genau

unterrichten, in welches Verhältniß beides alle Jahre durch den Erfolg der Ernte tritt.

Hören wir nun noch zum Beschlusse dieser Untersuchung den großen Weisen seines Jahrhunderts in dem berühmten Versuch über die Regierungsformen und die Pflichten des Regenten; *) wo es Seite 70 heißt:

„Noch muß ich von den besten Mitteln reden, wodurch man sich eines Ueberflusses von Lebensmitteln versichern kann, dessen die Gesellschaft zu einem blühenden Zustande unumgänglich bedarf. Das erste ist, für eine gute Kultur des Bodens zu sorgen; alle Gegenden, die eines Ertrags fähig sind, urbar zu machen; die Viehzucht zu vermehren, um desto mehr Milch, Butter, Käse und Dünger zu gewinnen; sodann genaue Nachweisung zu bekommen, wie viel das Land an verschiedenen Getreidearten in guten, mittelmäßigen und schlechten Jahren getragen, davon den eigenen Bedarf abzuziehn, und daraus den Ueberfluß abzunehmen, dessen Ausfuhr man erlauben kann, oder den Mangel der Bedürfnisse zu ersehen, die man herbei zu schaffen hat. Jeder Regent, dem das Wohl des Staats am Herzen liegt, ist verbunden, sich mit reichlich versehenen Magazinen zu versorgen, um mißrathene Ernden zu ersetzen, und der Hungersnoth vorzubeugen. Wir haben in Deutschland in den unfruchtbaren Jahren 1771. und 1772. das Unglück gesehen, welches Sachsen und

*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. 6ter Bd.

die Provinzen im Reiche erlitten haben, weil man diese höchst nöthige Vorsicht vernachlässiget hatte. Das Volk zerrieb die Rinde der Bäume, um sich davon zu nähren; diese elende Kost beschleunigte den Tod; eine Menge von Familien kam ohne Hülfe um; es ward eine allgemeine Verwüstung; viele haben bleich, entkräftet und abgezehrt ihr Vaterland verlassen, um anderwärts Hülfe zu suchen; ihr Anblick erregte Mitleid, ein Herz von Stahl würde dadurch gerührt worden seyn. Welche Vorwürfe mußten sich nicht ihre Obrigkeiten machen, daß sie Zuschauer dieses Jammers waren, ohne ihm abhelfen zu können!“

Eben so heißt es im 5ten Bande, Seite 126. „Im folgenden Jahre kam ein allgemeiner Mißwachs im ganzen nördlichen Europa hinzu. Späte Fröste verdarben alle Gewächse; hieraus entstand die Besorgniß eines neuen Unglücks für das Volk, und eine neue Pflicht demselben beizustehen. Man gab den Armen Korn umsonst. Da aber die Konsumtion der Lebensmittel geringer ward, so fand sich in dem Ertrage der Accise ein Ausfall von 500,000 Thaler. Der König hatte große Magazine sowohl in Schlesien als in seinen Erbländern angelegt; 76,000 Wispel waren aufgeschüttet um die Armen ein Jahr lang zu unterhalten, und 9000 Wispel waren bloß zum Bedürfniß der Hauptstadt bestimmt. Diese vorsichtigen Anstalten retteten das Volk vor der Hungersnoth, wovon es bedroht ward. Das Kriegsheer ward aus den Magazinen gespeiset und aus dem unter das Volk vertheil-

ten Korne ward noch zur Saat aus demselben geliefert. Auch das Jahr darauf war die Erndte schlecht; aber wenn der Scheffel Roggen in den Staaten des Königs 2 Thaler und etliche Groschen galt, so war das Elend in den benachbarten Ländern noch ungleich größer. In Sachsen und Böhmen galt der Scheffel 5 Thaler. Sachsen verlohr mehr als 100,000 Einwohner, die theils vom Hunger hingerafft wurden, theils auswanderten. Böhmen verlohr aufs wenigste 180,000 Seelen; mehr als 20,000 Bauern aus Böhmen und eben so viele aus Sachsen suchten ihre Zuflucht gegen das Verderben in den Staaten des Königs. Sie wurden mit offenen Armen aufgenommen, und angewandt die neu gemachten Anlagen zu bevölkern."

„Das Unglück, wovon die Unterthanen anderer Mächte getroffen wurden, war eine Folge davon, daß man in keinem Lande, außer dem preußischen, Magazine vorräthig hatte."

Was die Fabrikation oder die Handwerke, Fabriken und Manufakturen betrifft, so ist, wie wir oben schon gezeigt haben, es thöricht, sie unproduktiv zu nennen. Der Werth aller Erzeugnisse wird ja nur dadurch begründet, daß Menschen sie genießen! und da wir die rohen Produkte nicht in diesem ihren rohen Zustande genießen können, so ist die Fabrikation in Beziehung auf den Gemuß eben so produktiv als die Urproduktion. Es ist mithin sehr ungereimt, die Fabriken mit den Physiokraten hintenan zu setzen und unproduktiv zu nennen. Allein die

Grundsätze der Nationalökonomie sind in diesem Fache sehr verkannt; man hat die Fabriken zum Nachtheil der Urproduktion begünstigt und in ihrem Flor die Blüthe des Nationalwohlstandes gesucht. Man hat Fabriken wie Pilze durch künstliche Wärme des Treibhauses hervorgelockt, den Gang der Natur und den Weg, den die Vernunft vorschreibt, durchaus verlassen.

Man muß bei den Zweigen der Fabrikation von dem Grade des Bedürfnisses ausgehen, die Bedürfnisse der Nothdurft zuerst zu befriedigen suchen, erst dann die Bedürfnisse der Bequemlichkeit und zuletzt die des Luxus.

Die größeste Aufmerksamkeit erfordern also zuerst die Handwerke. Gerade sie hat man vernachlässigt, ihnen hat man keine Aufmerksamkeit gegönnt, obgleich sie für das erste Bedürfniß sorgen.

Die Zünfte, in welchen die Handwerke getrieben werden, sind so oft verschrien worden, man hat sie abzuschaffen gedrungen; allein sie könnten wohl beibehalten werden, nur müßten sie anders modifizirt werden. Die einzelnen Gewerbe mögen sich immer in Korporationen einigen, wenn nur jedem der Zutritt offen steht, der seine Fähigkeit dazu beurkundet. Geschlossen müssen aber keine Gewerke seyn, das heißt, die Anzahl Meister, welche an einem Orte sich niederlassen können, muß nicht auf eine gewisse Zahl eingeschränkt seyn. Es muß eine von dem vorgesetzten Landeskollegio ertheilte Kommission jedem Fähigen den Eintritt verstatten, sobald er die nöthigen Kennt-

nisse dokumentirt. Die Gewerke müssen der Oberaufsicht sachkundiger Männer untergeben werden, deren Beschäftigung es nicht ist, wie bisher bei den Gewerksassessoren, die Zänkereien und Prozesse der Gewerken zu schlichten, sondern auf Beobachtung der Gesetze, Vervollkommnung und Ausbreitung der Gewerbe zu wachen. Die Dauer der Lehrzeit muß nicht auf bestimmte Jahre bei allen Lehrlingen ohne Ausnahme festgesetzt werden, sondern nach geschehener Prüfung der erlangten Geschicklichkeit, müssen die Lehrlinge zu Gesellen und Meistern kreirt werden, damit der Fleißigere, Geschicktere zu mehrerer Thätigkeit angespornt werde. Die Aufnahme in die Gewerke muß nicht mit drückendem Kostenaufwand verbunden seyn, keine pedantische Prüfung durch nutzlose Meisterstücke statt finden.

Der Staat muß ferner für den praktischen Unterricht der Gewerbsgenossen nach Grundsätzen sorgen. Sehr wahr sagt der Graf v. Soden: Nicht Professoren vom Katheder werden die Bildung praktischer Handwerker bewirken, sondern auf Kosten des Staats durch wissenschaftlichen Unterricht eines Professors und eigene Anschauung auf Reisen gebildete Bierbrauer, Essigbrauer, Gerber, Zimmermeister müssen in ihren Werkstätten die Lehrlinge in den Grundsätzen ihres Gewerbes unterrichten und ihnen die Anwendung derselben anschaulich zeigen. Wir haben im preußischen Staat schon in Rücksicht des Unterrichts der Färber eine zweckmäßige Anstalt zu wissenschaftlicher Bildung der Theilnehmer dieses Gewerbes und es kann nicht fehlen,

daß dadurch der wissenschaftliche Betrieb desselben befördert werden wir.

Man muß ferner keine Abmarkung der Gewerke gestatten, sondern den Zutritt, selbst zu mehreren zugleich, jedem Individuum erlauben.

Das Wanderungsgesetz der Handwerksgesellen muß beibehalten, aber anders modificirt werden. Es müssen nemlich die auf die Wanderschaft gehenden Gesellen vom Gewerke belehrt werden, wo ihre Gewerbe am mehresten blühen, sie müssen an diese Orte geschickt werden und man muß bei ihrer Rückkehr darüber Atteste verlangen.

Was die Fabriken und Manufakturen betrifft, so verarbeiten sie entweder eigenen oder fremden Urstoff. Was die Fabriken betrifft, welche fremden Urstoff verarbeiten, so ist ihr Betrieb höchst unsicher, da sie in Rücksicht des rohen Materials ganz vom Auslande abhängen. Sie müssen von der Regierung ganz und gar nicht befördert, sondern sich selbst überlassen werden. Ist der fremde Urstoff zumal ein Produkt auswärtiger Kolonien und die Nation, welche ihn fabriziren will, nicht im Besitz dergleichen Kolonien, so ist der Flor der darauf basirten Fabriken gar zu prekär, und dieselben positiv zu befördern, sehr unweise. Es ist das erste Erforderniß für den Flor der Fabriken einer Nation, daß die Nation sich stets im Besitz hinreichenden rohen Materials zur Fabrikation befinde.

Den eigenen natürlichen Produktstoff aber muß jede Nation selbst zu fabriciren suchen, das Fabrikat aber dem weltbürgerlichen Tausch übergeben und dem Fabrikat aus fremden natürlichen Produktstoff den Zugang nicht verschließen.

Man muß daher die Einfuhr fremder Fabrikate aus fremden Urstoffen nicht verbieten, sie aber mit einem verhältnißmäßigen Zoll belegen. Dadurch, daß die Einfuhr dieser Produkte verboten wird, giebt man dem inländischen Fabrikanten ein Monopol, er ist des Absatzes seiner schlechten Fabrikate gewiß, und es mangelt an allem Antrieb zu ihrer Vervollkommnung. Und trotz dieser Einfuhrverbote, wird doch durch Kontrebandehandel eine Menge Fabrikate ins Land gebracht. Ist aber ein verhältnißmäßiger Zoll darauf gelegt, so wird dadurch die Lust zur Kontrebande und der Reiz bei dem großen möglichen Gewinn den bedeutenden Verlust, im Fall der Entdeckung zu riskiren nicht erregt, auch würde die Sucht nach ausländischen Fabrikaten abnehmen. Die Seltenheit, der hohe Preiß, welche jetzt Statt finden, sind alles Reizmittel zur Erlangung fremder Fabrikate und ermuntern zur heimlichen Einschwärzung derselben. Es ist eine eigene Erscheinung zum Beispiel fremden Nanquin unter den Kontrebandeartikeln aufgeführt zu sehen und dennoch auf den Promenaden Tausende mit ostindischen Nanquinbeinkleidern bekleidet, einher gehen zu sehen.

Die Einfuhr der Fabrikate aus dem Auslande aber, welche aus eigenem Urstoffe verfertigt werden können und die Ausfuhr des eigenen Urstoffs können verboten, oder so hoch impostirt werden, daß der inländische Fabrikant die Konkurrenz mit dem Auslande aushalten kann. Positiv muß die Regierung die Fabrikation eigenen Urstoffs aber nur bis zu dem Punkte befördern, wo sie das Nationalbedürfniß vollkommen befriedigt, eine weitere Ausbildung aber sich selbst überlassen, dann mit allen positiven Beförderungsmitteln aufhören, auch die Ausfuhr des Urstoffs, welcher über den Bedarf der inländischen Fabriken zu Befriedigung des Nationalbedürfnisses gewonnen wird, gegen einen Ausfuhrzoll gestatten.

Sind aber Fabriken im Lande, die ausländischen Urstoff fabriziren, so muß man die Einfuhr desselben mit einem Zoll belegen, diesen aber bei der etwanigen Ausfuhr der daraus fabrizirten Waaren zurück geben.

Der Flachs und die Wolle sind Preußens Hauptprodukte, ihre Fabrikation muß von der Regierung, nach den angegebenen Grundsätzen, in alle Wege befördert werden.

Was den Handel betrift, so muß er sich den verschiedenen Einschränkungen in Rücksicht der Gegenstände, womit er sich beschäftigen kann, unterwerfen, wie wir dies im Vorhergehenden wegen der Getreideausfuhr und der Aus- und Einfuhr der Fabrikate und des rohen Materials dazu bereits erwähnt haben. Die Formalitäten

aber bei Bezahlung der Abgaben von den Gegenständen des Handels, müßten so viel irgend möglich vereinfacht, die Kanäle = und Straßengebühren so weit vermindert werden bis sie das wahre Bedürfniß zu Instandhaltung der Kanäle, und Straßen befriedigen. Die Chausseen müßten mit aller Sorgfalt vermehrt und die innere Kommunikation sollte auf alle Weise erleichtert werden.

VI.

Ueber das Volkskulturwesen.

Was der Staat für die Kultur der Staatsbürger thut, bringt tausendfältige Frucht, es ist eine Saat für die Zukunft, und die Ergiebigkeit der Erndte nicht zu berechnen. Der gebildeteste Staatsbürger ist gewiß nur der beste Unterthan.

Was kann der Staat nun thun, für wissenschaftliche, artistische, moralische und religiöse Bildung?

Für die Wissenschaften und Künste sorgt er theils durch Anlage von Schulen, worin sie gelehrt werden, wo der dafür schlummernde Sinn geweckt wird, theils durch Errichtung von Anstalten, in denen sich die Pfleger der Wissenschaften und Künste vereinigen, um gemeinschaftlich den Flor derselben zu bewirken, mit vereinten Kräften ihr Wohl zu berathen und zu schaffen.

Die Bildung der jungen Staatsbürger ist eine große wichtige Sorge des Staats. Dadurch wird bestimmt, was sie einst werden und dem Staate seyn sollen. Diese Bildung geschieht zum Theil in den Häusern der Eltern, größten Theils aber in öffentlichen Anstalten.

Die Bildung, welche die jungen Staatsbürger von ihren Eltern erhalten, liegt außer dem Gebiete der Staatsgewalt, sie wird mit der steigenden Bildung der Eltern gleichen Schritt halten. Hier kann der Volkslehrer, sei es mündlich oder schriftlich, nur rathen.

Die Erziehung in den öffentlichen Bildungsanstalten aber ist Sache des Staats; hier kann er zur Kultur der Staatsbürger mächtig wirken. Doch man überlasse dies ganz den Gelehrten der Nation, sie müssen das Kulturwesen leiten und ordnen. Wer wollte nicht mit Ueberzeugung sagen, daß der preußische Staat ein ehrwürdiges Kulturtribunal aus seinen Staatsbürgern errichten kann, daß achtungswerthe Männer die Direktion desselben bereits in Händen haben? Es fehlt nicht an vortreflichen Planen zu Verbesserung des Erziehungswesens. Es fehlt aber nur zu häufig an den Mitteln zu ihrer Ausführung. Ehe man an Verbesserungen der Art denken kann, muß man Mittel zu besserer Besoldung der Lehrer herbeischaffen. Das ist eigentlich der wahre Punkt, wo die Verbesserung anheben muß. Anstalten zur Kultivirung der Staatsbürger sind nothwendig, sie werden als solche vom

Staate erkannt, die Finanziers müssen zu ihrer Unterstützung Quellen eröffnen. Viel ist schon in dieser Hinsicht im preußischen Staat geschehen, aber vieles bleibt noch zu wünschen, nicht sowohl für die höheren Lehranstalten, als für die niederen: die Dorf- und Stadtschulen der ersten Klasse, wo der Bauer und Bürger die ersten Begriffe erhalten, wo der in ihm schlummernde Funke der Vernunft zuerst geweckt werden soll, sie bedürfen der väterlichen Sorgfalt des Staats, der nöthigen Fonds zu Besoldung ihrer Lehrer noch gar sehr. Die dazu nöthigen Summen muß jede Kommun für sich aufbringen, der Staat kann nur ihre Erhebung ordnen und durch Seminarien dafür sorgen, daß es nie an geschickten Subjekten zu Lehrern fehle.

Es mangelt weniger an der Zahl der allgemeinen und besondern Erziehungsanstalten, als bei den niederen der Art an geschickten Lehrern, und dies ist ganz natürlich, wenn man die Besoldungsetats sieht. Man lese, was Herr Kung darüber sagt, in seinen Betrachtungen über den Nationalreichthum des preußischen Staats 2ter Thl. S. 394. und folgende.

Eben so wenig fehlt es an Beförderungsanstalten der Wissenschaften und Künste, an gelehrten Gesellschaften, Kunstakademien, Bibliotheken u. s. w. Allein es ließe sich hier noch manches wünschen. Die Verbesserungen der gelehrten Gesellschaften und Kunstakademien müssen von ihren Mitgliedern selbst aus-

geben, sie selbst müssen die Form sich erschaffen und das Innere bilden; der Staat kann nur dafür sorgen, daß die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler der Nation darin aufgenommen werden. Was die Kunstsammlungen betrifft, so müßte man die vorhandenen Schätze der Art ordnen und an einem Orte concentriren. Die Kunst kann freilich nie gelehrt werden, durch Nachahmung aufgestellter Kunstwerke kann sie nie zur Blüthe kommen. Die Wirkung, welche artistische Lehranstalten haben können, beschränkt sich nur auf Belehrung über das Technische in der Kunst, auf Wirkung schlummernden Talents, Entzündung des Genies. Kunstsammlungen können nur Gefühl für Kunst erregen, Künstler wecken, aber nicht erzeugen. Schöne Formen nachahmen, kann nur der Handwerker, wenn er seine Produkte verschönern will, und dahin kann das Anschauen und Studiren von Kunstwerken führen. Die öffentlichen Bibliotheken sollte man besser dotiren, dadurch würde ihre Completirung möglich seyn und es nie an den besten und neuesten Werken in allen Wissenschaften fehlen, welches selbst bei der großen Bibliothek in Berlin nur zu sehr der Fall ist.

Was die moralische Bildung der Staatsbürger betrift, so wirkt das Beispiel des Staatschefs hierin am besten. Verehrt die Nation in dieser Hinsicht ihren Chef als Muster reiner Sittlichkeit, dann ist für die sittliche Bildung am besten gesorgt! Die äußere Sitte erzwingen Polizei und Justiz, und ist dies erreicht, wird

von oben herab ein gutes Beispiel gegeben, dann bildet sich allmählig auch gewiß die innere Sittlichkeit, die allein vor das Forum des Weltregierers gehört. Man lese hierüber was im 6ten Bande der Werke Friedrichs des Großen Seite 74. gesagt ist:

„Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist einer von den wichtigsten Gegenständen. Der Regent kann dazu sehr viel beitragen, wenn er die Bürger, welche tugendhafte Handlungen gethan haben, vorzieht und belohnt, und dagegen denen seine Verachtung beweist, deren Verkehrtheit nicht mehr über ihre Ausschweifungen erröthet. Der Fürst muß laut alle schändliche Handlungen mißbilligen, und denen die unverbesserlich sind, Vorzüge versagen. Noch ist es eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus den Augen verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn man nicht darauf achtete, einen unersetzlichen Nachtheil verursachen würde: nemlich wenn der Fürst allzusehr Personen vorzieht, die, ohne Verdienst zu besitzen, große Reichthümer haben. Diesen am unrechten Orte verschwendeten Ehrenerweisungen bestätigen das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß man nur Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden. Und dann werfen sogleich der Eigennutz und die Habsucht den Zügel ab, der sie sonst zurück hielt; jeder will nur Reichthümer häufen; man bedient sich der allerungerechtesten Mittel, um sie zu erlangen; das Sittenverderbniß gewinnt Feld, es schlägt Wurzel und wird allgemein; Leute

von Talenten und von Verdienst werden verachtet, und das Publikum ehrt niemanden, als die Midasenkel, durch deren großen Aufwand und Pracht es verblendet wird. Um zu verhindern, daß die Nationalsitten nicht bis zu diesem abscheulichen Grade verderbt werden, muß der Fürst unaufhörlich aufmerksam seyn, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichne, und dem Reichthume ohne Sitten und Tugend nichts als Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volks ist; so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen seyn, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, den Wittwen beistehn, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und freigebig gegen diejenigen seyn, die, von aller Hülfe entblößt, keine Unterstützung, als bei seiner Wohlthätigkeit zu finden wissen."

Was endlich die religiöse Kultivirung der Staatsbürger anlangt, so kann der Staat nur für die Anstellung tüchtiger Lehrer und die Anordnung des Kultus sorgen und Aufsicht darüber führen. Jede Verbesserung des Kultus muß vom Geiste der Kirchengemeinen ausgehen, der Religionslehrer kann nur das Organ der Glieder seiner Gemeine seyn, er muß beurtheilen, was für Verbesserungen ihrem Geiste zusagen. Man setze also zuförderst die Religionslehrer in den Stand, sich sorgenfrei zu ernähren, wodurch es ihnen allein möglich gemacht wird, sich ihrem erhabenen Beruf ganz zu widmen. Daß

die

Staate erkannt, die Finanziers müssen zu ihrer Unterstützung Quellen eröffnen. Viel ist schon in dieser Hinsicht im preußischen Staat geschehen, aber vieles bleibt noch zu wünschen, nicht sowohl für die höheren Lehranstalten, als für die niederen: die Dorf- und Stadtschulen der ersten Klasse, wo der Bauer und Bürger die ersten Begriffe erhalten, wo der in ihm schlummernde Funke der Vernunft zuerst geweckt werden soll, sie bedürfen der väterlichen Sorgfalt des Staats, der nöthigen Fonds zu Besoldung ihrer Lehrer noch gar sehr. Die dazu nöthigen Summen muß jede Kommun für sich aufbringen, der Staat kann nur ihre Erhebung ordnen und durch Seminarien dafür sorgen, daß es nie an geschickten Subjekten zu Lehrern fehle.

Es mangelt weniger an der Zahl der allgemeinen und besondern Erziehungsanstalten, als bei den niederen der Art an geschickten Lehrern, und dies ist ganz natürlich, wenn man die Besoldungsetats sieht. Man lese, was Herr Krug darüber sagt, in seinen Betrachtungen über den Nationalreichthum des preußischen Staats 2ter Thl. S. 394. und folgende.

Eben so wenig fehlt es an Beförderungsanstalten der Wissenschaften und Künste, an gelehrten Gesellschaften, Kunstakademien, Bibliotheken u. s. w. Allein es ließe sich hier noch manches wünschen. Die Verbesserungen der gelehrten Gesellschaften und Kunstakademien müssen von ihren Mitgliedern selbst aus-

von Talenten und von Verdienst worden verachtet, und das Publikum ehrt niemanden, als die Midasenkel, durch deren großen Aufwand und Pracht es verblendet wird. Um zu verhindern, daß die Nationalsitten nicht bis zu diesem abscheulichen Grade verderbt werden, muß der Fürst unaufhörlich aufmerksam seyn, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichne, und dem Reichthume ohne Sitten und Tugend nichts als Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volks ist; so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen seyn, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, den Wittwen beistehn, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und freigebig gegen diejenigen seyn, die, von aller Hülfe entblößt, keine Unterstützung, als bei seiner Wohlthätigkeit zu finden wissen."

„Was endlich die religiöse Kultivirung der Staatsbürger anlangt, so kann der Staat nur für die Anstellung tüchtiger Lehrer und die Anordnung des Kultus sorgen und Aufsicht darüber führen. Jede Verbesserung des Kultus muß vom Geiste der Kirchengemeinen ausgehen, der Religionslehrer kann nur das Organ der Glieder seiner Gemeine seyn, er muß beurtheilen, was für Verbesserungen ihrem Geiste zusagen. Man setze also zuförderst die Religionslehrer in den Stand, sich sorgenfrei zu ernähren, wodurch es ihnen allein möglich gemacht wird, sich ihrem erhabenen Beruf ganz zu widmen. Daß die

die Religionslehrer in der Regel besser besoldet werden, als die Schullehrer, hat Herr Krug in dem oben angeführten Werke bewiesen. (2ter Theil S. 393. und folgende.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Szene

aus dem jetzigen Kriege.

Auf dem Rathskeller zu * *

Ein Dragoner. (die Handschuhe auf den Tisch werfend) Einen Krug Bier und etwas zu Fressen!

(Mehrere preußische Dragoner treten ein.)

Wirth. (trägt Bier, Butter, Brod und Käse auf.) Hier, meine Herrn!

(Die Dragoner setzen sich und langen zu.)

Wirth. Die Herrn kommen wohl von —

Dragoner. Patrouille.

Wirth. Aha! — So, so!

Dragoner. Einen Schnapps!

Wirth. Sogleich! — Christoph! etliche Schnapse! Die andern Herrn nehmen doch wohl auch so etwas zu

sich? Ich pflege des Schnapps nur die Soldatenfreude zu nennen; nehmen's nicht übel!

Dragoner. Ganz und gar nicht, wenn die Freude nur kein Fusel ist, sonst hole sie der Teufel.

Wirth. Pomeranzen; — delikat! wahrlich, delikat! Ich ziehe ihn selbst ab.

Wachtmeister. Wohnt der Herr Burgermeister weit von hier?

Wirth. Um Verzeihung! gleich gegenüber; dort, wo das hübsche Gesichtchen am Fenster steht; 's ist die Köchin des Herrn Burgermeisters, ein allerliebstes Kind, das auch von ihm recht werth gehalten wird. Er ist ohnehin, ohne Schmeichelei, ein wahrer Vater der Stadt zu nennen, denn schon als Stadtschreiber hat er —

Wachtmeister. Was giebt's Neues —

Wirth. Die Frau Stadt-Syndikussin hat gestern ihre —

Wachtmeister. Was geht mich das an? — Nichts gehört von draußen, über'm Walde her?

Wirth. Ja, lieber Gott! mein wertheſter Herr Wachtmeister! wenn man so hört, was die Fuhrleute erzählen, da möchte man wohl gar sehr bedenklich werden. Der Bonaparte zieht ein mächtiges Heer zusammen; von Würzburg her, nichts als Himmel und Franzosen. Mein Gott! was soll das werden?

Wachtmeister. Krieg.

die Religionslehrer in der Regel besser besoldet werden, als die Schullehrer, hat Herr Krug in dem oben angeführten Werke bewiesen. (2ter Theil S. 393. und folgende.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Szene

aus dem jetzigen Kriege.

Auf dem Rathskeller zu * *

Ein Dragoner. (die Handschuhe auf den Tisch werfend) Einen Krug Bier und etwas zu Fressen!

(Mehrere preußische Dragoner treten ein.)

Wirth. (trägt Bier, Butter, Brod und Käse auf.) Hier, meine Herrn!

(Die Dragoner setzen sich und langen zu.)

Wirth. Die Herrn kommen wohl von —

Dragoner. Patrouille.

Wirth. Aha! — So, so!

Dragoner. Einen Schnapps!

Wirth. Sogleich! — Christoph! etliche Schnapse! Die andern Herrn nehmen doch wohl auch so etwas zu

Wirth. Husaren!

Wachtmeister. Hm! ein Offizier dabei. — Das ist —

Wirth. Sie kommen herauf!

(die Husaren treten ein.)

Kornet. Guten Tag Kameraden! Wo hinzu? und woher?

Wachtmeister. Aus dem Hauptquartier, bis hieher; Patrouille.

Kornet. Das Donnerwetter soll drein schlagen, in die verfluchte Wirthschaft! Da reiten wir im Kessel umher, und dürfen die Schnäbel nicht über die Berge hinausstecken. Ich will des Teufels seyn, die Franzosen spielen das Prävenire, und kommen uns auf den Hals, ehe wir's nur ahnden können.

Wirth. Daß sich Gott erbarme!

Kornet. Wein, und kalte Speise!

Die Husaren. Bier, und etwas zu Fressen!

Wirth. He! Christoph! Röse! — Sollen sogleich bedient werden.

Kornet. Ist das hübsche Mädchen Ihre Tochter, Herr Rathskellerwirth?

Wirth. Meine Tochter, erster Ehe, aufzuwarten!

Kornet. Her damit!

Wirth. Wie spashaft!

Kornet. (kniept das Mädchen in die Backen.) Straf mich Gott! ein allerliebstes Gesichtchen; du bist —

Wirth. Ja, du lieber Gott! die Herren Preußen haben ja aber keine Mannschaft weder hier, noch dort —

Wachtmeister. Wird schon kommen.

Wirth. Nehmen's nicht übel! wenn's nur nicht zu spät wird. Der Bonaparte ist ein behender Herr, ein Herr, der, so zu sagen, wie ein Donnerwetter —

Wachtmeister. Hat der Herr keinen kalten Braten? Nichts Geräuchertes?

Wirth. Wie wär's denn, mit einem geräucherten Ochsenzüngelchen?

Wachtmeister. Respekt! — Nur her damit; und ein Nößelchen Wein dazu; der Pomeranzen will mir nicht absprechen —

Ein Advokat. Er spricht sich selbst aus.

Dragoner. Der Schnapps?

Advokat. Wie gesagt; und seine Tendenz ist keineswegs zweifelhaft.

Dragoner. Das verstehe ich nicht.

Wirth. Der Herr Amtsadvokat sind ein Schriftsteller, und diese —

Wachtmeister. Der Schnapps ist gut, der Wein ist aber auch nicht übel, und allarmirt mich nicht zu sehr.

Advokat. Seine Potenz ist, verhältnißmäßig, nicht so kompromittirend, als die des Brandewein's, der eigentlich nur gewissen Menschen dienlich seyn kann.

Wirth. Reuter!

(Alle fahren an die Fenster.)

kein Mensch Geschmack; da ist alles im Biere und Klatschereien ersoffen.

Kornet. Sie sind nicht von hier?

Advokat. Hier geboren und erzogen, habe studirt, und bin Amtsadvokat, weil ich den Adderiten als Advokat doch am nützlichsten zu werden hoffen kann.

Kornet. Das wird Kappen setzen!

Advokat. Ich kann nicht helfen; Schellen daran, so sprechen sie sich selbst aus und bleiben nicht problematisch.

Röschen. (ängstlich) Mein Gott! Die Franzosen sind in S.

Alle. Was?

Röschen. Unten ist der Fleischer Balzer, er kommt geritten, hat sie gesehen, und erzählt's allen Leuten.

Wirth. Ach! du allmächtiger Gott!

Kornet. Wie weit von hier?

Wirth. Wer gut geht, geht's in 2 Stündchen.

Kornet. Donnerwetter!

Wachtmeister. Wir sind unsrer achtzehn — wenn Sie meinen, — so —

Kornet. Ich habe keine Ordre anzugreifen oder mich zu engagiren; das könnte mehr verderben, als nützen. — Ordonanz! schnell aufgesessen! Sogleich ins Hauptquartier, und rapportirt, was wir gehört haben.

Der Hausknecht. Die Franzosen flankiren bei der Schneidemühle herum; der Thürmer hat's gemeldet.

Kornet. Wie weit von hier?

Wirth. Dreiviertel Stunden.

Röschen. Ach! du lieber Gott!

Kornet. Ob sie wohl stark sind?

Hausknecht. Zehn bis zwölf Mann mögen's seyn.

Wachtmeister. (Heer Kornet —

Kornet. Kann nichts helfen! Ich habe keine Ordre. Man hat nachher Mannschaft genug.

Wachtmeister. Darauf wage ich es. — Purschel setzt auf.

(Die acht Dragoner eilen hinab und sitzen auf, der Wachtmeister mit ihnen.)

Wirth. Aber, wer giebt mir denn nun etwas für Essen und Trinken —?

Rathsdiener. Die Kommun muß das bezahlen; ich will's dem Herrn Burgermeister schon beibringen.

Stadtschreiber. (kömmt) Periculum in mora, meine Herrn! die Chasseurs sind bei der Schneidemühle.

Kornet. Die Ordonanz ist schon fort.

Stadtschreiber. Sie aber werden sich doch nicht wollen koupiren lassen, denn wenn die Chasseurs den Weg über die Wiese einschlagen, so sind sie vielleicht in einer halben Viertelstunde hier.

Röschen. Ach! das Unglück!

Stadtschreiber. Contenance, Jungfer! die Franzosen sind keine Menschenfresser, und unser Rathsdiener kann im Namen des Senats, in ihrer Sprache, mit ih-

nen sprechen, denn der Magistrat hat ihm das, auf unvorhergesehene Fälle, lehren lassen, und ist's aus der Kommunkasse bezahlt worden. Wenn freilich mein Sohn hier wär, der in Leipzig den Rechten obliegt, und seinen —

Röschen. Ich weiß gar nicht wie mir wird, wenn ich daran denke —

Stadtschreiber. Woran? An was? An wen? Doch nicht an meinen Sohn? Sie haben ja Ihre —

Röschen. Lieber Gott!

Stadtschreiber. Ihre Hand und Ihr Herz schon versagt und disponirt über Ihre —

Advokat. (einfallend) Beglückende Liebe!

Stadtschreiber. Sagen Sie mir doch, Herr Amtsadvokat! Wie ist es denn mit den Seilerischen Erben? hat sich denn die älteste Tochter bequemt, sich endlich durch einen Bevollmächtigten ihre —

(In der Entfernung fällt ein Schuß.)

Kornet. Himmelkreuzdonnerwetter! — Der alte Kreuztausendsakermenter von Wachtmeister will gewiß seinen —

(Mehrere Schüsse fallen schnell hintereinander.)

Kornet. Lustig, Pursche! aufgesessen! Da ist nicht länger zu zaudern.

Advokat. Dem Wachtmeister zu Hülfe?

Kornet. Den Teufel auf den Kopf! Er hat sich ohne Ordre engagirt, er mag's verantworten. Herr!

wissen Sie, wenn der erste Schuß fällt, daß der Krieg erklärt ist? Das verstehen Sie nicht. — Ich mag die Welt nicht ins Unglück bringen, und in der Geschichte meinen Namen mit Schande als Kriegsurheber brandmarken lassen. — Auf!

(Alles in der Stadt.)

Hausknecht. Rothe Husaren! — 40 Mann! Ein Offizier voran!

Kornet. Der Rittmeister! — Pursche nach! — Das Donnerwetter soll den Franzosen auf die Köpfe fahren, wir wollen ihnen zeigen, wer wir sind!

(Die Husaren sprengen davon.)

Röschen. Ach Gott! (sinkt dem Stadtschreiber ohnmächtig in die Arme.)

Stadtschreiber. Spiritus! — Schwefel, oder so etwas!

Advokat. (besprengt Röschens Gesicht mit Wasser.) Oeffne den Himmel wieder!

Stadtschreiber. Wer? Wo? — Wo ist der Himmel?

Advokat. (küßt, indem sie die Augen aufschlägt, Röschen dieselben.) Hier.

Stadtschreiber. Narrenspossen!

Röschen, lassen Sie das bleiben! Wenn's der Steuereinnehmer sähe, er könnte mich —

Advokat. Verlassen? — Dann greifen Sie nach mir, mit Entzücken ergreife ich Ihre schöne, feine, nicht kleine —

Rathsdiener. Schneidemühle! — Ach! arme Schneidemühle! — Sie steht im Feuer.

Advokat. (führt Röschen fort.) Kommen Sie! Das spricht sich selbst aus.

Der ganze Stadtrath ist in der Sessionsstube versammelt.

Burgermeister. Hochgeehrteste Herrn! Die Gefahr ist dringend und groß, daher werden Dieselben bestens verzeihen, daß ich es gewagt habe, Sie um Mitternacht, in den fatalen Stunden der Entfesselung so manches Geistes, durch unvermeidliche Turbation Ihrer Ruhe, hieher zu eitiren, wie ein Magus, so zu sagen, seine Geister; denn Sie sind es ja, die man nennen muß den Geist der Stadt und Bürgerschaft, welche der Leib desselben ist.

Alle. Ungemein verbunden!

Burgermeister. Seit unser gnädigster Herr die Gnade gehabt hat, mir den Charakter und Titel eines Kammerraths in Gnaden auf und beizulegen, habe ich schon mehrmal die Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß schlimme Situationen das K in ein J zu verwandeln pflegten, und mich zum Jammerrath machten; dennoch aber bin ich

überzeugt, wie mehr als jetzt, bin ich, so wie der ganze Magistrat mit mir, leider! ein wirklicher Jammertag.

Alle. In omnibus, wie der dermalen regierende Herr Burgermeister!

Burgermeister. Mein Herz ist gebrochen, und mein Muth ist hin, denn ich muß ausrufen: Hannibal ante portas! Der Feind ist vor den Stadtgattern.

Alle. Hannibal ante portas!

Burgermeister. Gern oder ungern, müssen wir ihm entgegen gehen, müssen ihn willkommen heißen, es mag uns nun vom Herzen gehen, oder nicht, und das ist — eine sehr traurige Nothwendigkeit!

Alle. Eine sehr traurige Nothwendigkeit!

Burgermeister. Ich habe zu dem Ende, da unsere Stadtgatterschlüssel zu klein und unansehnlich sind, von meinem Herrn Gevatter, dem Kastenverwalter, die ansehnlichen und etwas versprechenden Kirchenschlüssel geliehen, und habe dieselben sauber abputzen lassen. Diese nun gehörig zu placiren, hat meine Frau, um der Kommun keine Kosten zu verursachen, aus meiner rothen Sammtmütze, die ich nicht mehr trage, seit auf unsrer Bühne das rothe Käppchen gegeben und repräsentirt worden ist, der Consequenz wegen, ein Kissen verfertiget, und mit leonischen Tressen garnirt, auf welches die Schlüssel gelegt, und dem Feldherrn in Gottes Namen präsentirt werden mögen.

Alle. In Gottes Namen!

Burgermeister. Da nun aber bei diesem Vorgange doch auch ein Orator nöthig seyn will, den Sieger gehörig anzureden und mit Anstand willkommen zu heißen, — denn die Geschichte lehrt, daß dergleichen Negligenzen oft ganze Staaten vom Untergange gerettet haben, — so habe ich, da denn doch unter uns sich kein Redner finden möchte —

Alle. Keiner!

Burgermeister. So habe ich beschlossen, den dermalen bei uns anwesenden Schauspieldirektor, Herrn Sylvester, zu ersuchen, dieses Geschäft zu übernehmen; ja, ich bin — in Voraussetzung Ihrer Genehmigung, — noch weiter gegangen, und habe die Sache bereits mit ihm richtig gemacht. Er steht deshalb, gekleidet, wie der Burgermeister in den Hussiten, im Vorzimmer, und ist bereit, auf gegebene Erlaubniß einzutreten, und seine Rede, als Probe, uns vorzusagen.

Stadtsyndikus. Wie immer, haben auch diesmal der regierende Herr Burgermeister sich sehr ingenids und raffinirend gezeigt. Es ist der Schauspieldirektor ein pauper Diabolus, der mit einigen Thalern vorlieb nehmen, und gewiß eine Rede an den Feldherrn halten wird, die, so zu reden, sich gewaschen hat; weshalb ich im Namen meiner Herrn Collegen, ex infimo cordis calce, den verbindlichsten Dank sage.

Alle. Unsern verbindlichsten Dank!

Burgermeister. Nun dann, so trete Herr Sylvester ein, und stelle sich in mir und meiner Person den Feldherrn, und in den Personen meinen wertheſten Herrn Kollegen deſſen hohe Generalität vor. Er komme, und rede!

Sylvester. (tritt pathetiſch ein, und ſpricht:)

„Großer Feldherr!

Die Sonne iſt der ſchönſte aller Planeten, geformt von des Schöpfers allmächtigen Händen, und der Menſch iſt das ſchönſte und vortrefflichſte Thier auf der Erde.“ —

Burgermeister. Thier?

Sylvester. Animal.

Burgermeister. Ja, ja! Aber ich weiß denn doch nicht ob es wohl gethan ſeyn möchte, den Feldherrn ein Thier zu nennen, da er doch auch ein Menſch iſt, ſagen Sie deshalb lieber: Geſchöpf.

Alle. Ja, ſagen Sie: Geſchöpf!

Sylvester. Nun gut! — „auf der Erde, ſo, daß derſelbe ſogar die Welt im Kleinen genannt wird. Unter den Menſchen aber ſtralen gleich leuchtenden Geſtirnen hervor die —“

Rathswachtmeister. (tritt ganz beſtürzt ein.) Ein Hochedler Rath mag verzeihen! aber es iſt —

Burgermeister. (ärgerlich.) Was giebt's?

Rathswachtmeister. So eben rücken Soldaten in die Stadt ein.

Bürgermeister. Mein Gott! um Mitternacht? Hätten sie denn den Morgen nicht erwarten können? Das ist ja eine Eil, ein Drängen, — man weiß gar nicht —

Rathskämmerer. (tritt ein.) Die Soldaten sind schon auf dem Markte und zünden große Feuer an.

Bürgermeister. Ist es denn dem Herrn Polizeiinspektor gemeldet worden?

Rathsmarkmeister. (tritt ein.) Die Soldaten quartieren sich ein.

Bürgermeister. Ohne Billets? — Das giebt ja eine schreckliche Unordnung!

Rathsdiener. (tritt ein.) Die Frau Bürgermeisterin ist in großer Angst; es liegen ihr 17 Mann über dem Halse —

Bürgermeister. Ei, meine Herrn! Wir müssen die Session aufheben; wir müssen eilen, unser Eigenthum, unsre Weiber und Kinder zu beschützen. Und sollte Morgen früh der Feldherr eintreffen, so bleibt's bei der Abrede.

Sylvestrina.

Wo sind' ich den Gemal? Gleich hoch bestürmten Wellen
Rauscht durch die Stadt herein der Krieger wilde Flut,
Von Feuern sieht man rund die Straßen sich erhellen,
Es wirbelt hoch empor der Dampf durch rothe Gluth;
Der Trommel Schreckenston dringt zu erschrocknen Ohren,
Der Jammer zieht voran, die Klagen folgen ihm;
O! Väter dieser Stadt! seht, wie zu unsern Thoren
Herein die Kriegesschaar sich drängt mit Ungestüm.
(Es fallen mehrere Schüsse; allgemeines Geschrei: „Es lebe der Feldherr!“)

Burgermeister. Nun dann, so trete Herr Sylvester ein, und stelle sich in mir und meiner Person den Feldherrn, und in den Personen meinen wertheſten Herrn Kollegen deſſen hohe Generalität vor. Er komme, und rede!

Sylvester. (tritt pathetiſch ein, und ſpricht:)

„Großer Feldherr!

Die Sonne iſt der ſchönſte aller Planeten, geformt von des Schöpfers allmächtigen Händen, und der Menſch iſt das ſchönſte und vortrefflichſte Thier auf der Erde.“ —

Burgermeister. Thier?

Sylvester. Animal.

Burgermeister. Ja, ja! Aber ich weiß denn doch nicht ob es wohl gethan ſeyn möchte, den Feldherrn ein Thier zu nennen, da er doch auch ein Menſch iſt, ſagen Sie deshalb lieber: Geſchöpf.

Alle. Ja, ſagen Sie: Geſchöpf!

Sylvester. Nun gut! — „auf der Erde, ſo, daß derſelbe ſogar die Welt im Kleinen genannt wird. Unter den Menſchen aber ſtralen gleich leuchtenden Geſtirnen hervor die —“

Rathswachtmeister. (tritt ganz beſtürzt ein.) Ein Hochedler Rath mag verzeihen! aber es iſt —

Burgermeister. (ärgerlich.) Was giebt's?

Rathswachtmeister. So eben rücken Soldaten in die Stadt ein.

Sylveſtr. Ich Gott! — Ich bekomme Hunger — Magendrücken — Wie ſoll ich meine Schmerzen ſtillen? (ſinkt auf den Armſtuhl des Burgermeiſters.) Eine Ohnmacht — Luft! — Luft! — Mann — Wer du auch ſeyſt, entfeſſele dieſe Bruſt —

Rathsd. Madam! die Schicklichkeit — Wenn jemand käm —

Sylveſtr. Ich löſe dieſe Zone —

Rathsd. Du, mein Gott! wenn ich nur —

Sylveſtrina.

Es ſprengt des Herzens Schmerz die Banden die es feſſeln,
Es tobt die wilde Gluth, und ſticht und brennt wie Neſſeln.

Rathsd. Ich will meine Frau rufen, die hat einen Spiritus der —

Sylveſtr. (ſpringt auf.) Es iſt vorüber!

Rathsd. Gott ſei Dank! — Wollen Sie ſich nicht wieder —

Sylveſtr. So, dem Feldherrn entgegen!

(fürzt ab.)

Rathsd. (verſchließt die Thür.) Die Gerechtigkeit muß verwahrt werden, und — was ich geſehen habe — das wird nun auch der Feldherr ſehen. — Kleinigkeiten! —

(Die Fortſetzung folgt.)

So viel auch schon über die Verbesserung der Juden geschrieben worden ist, so bleibt dies Völkchen unverbesserlich, und alle bisherige Mittel, sie zu bessern, bewirkten nichts weiter als Irreligiosität unter ihnen, und äußere Bildung. In dieser wollen sie excelliren und sich zu Kunstkennern emporschwingen, sie wollen ganz in der Mode seyn, und in Berlin sind sie es vorzüglich, die die Sekte der ästhetischen Narren ausmachen. Ihre Weiber machen Anspruch auf die höchste Bildung; studiren Fichtens, Galls, Schlegels, Tieks und jetzt besonders Werners Werke. Da man ihnen gesagt hat, im Katholizismus sei der höchste Kunstsinn aufbewahrt, und seitdem Fesler durch seine neusten Werke ihnen neuen modernen Katolizism allgemeiner machen will, seitdem wollen sie alle katolisch werden, um in der Mode zu seyn.

Demungeachtet bleibt der Judaismus ihnen doch eigen und sei der Jude noch so elegant, so erscheint bei ihm doch irgendwo der Geldbeutel, gleich wie bei dem Teufel der Pferdefuß.

Sprechen sie nicht von der Kunst, so sprechen sie doch von Prozenten.

Darum mögen die folgenden Beiträge zur Charakteristik des Volkes Gottes hier ihren Platz finden.

Die Redaktion der Feuerbrände.

Sylvestr. Ach Gott! — Ich bekomme Hunger — Magendrücken — Wie soll ich meine Schmerzen stillen? (sinkt auf den Armstuhl des Burgermeisters.) Eine Ohnmacht — Luft! — Luft! — Mann — Wer du auch seyst, entfessele diese Brust —

Rathsd. Madam! die Schicklichkeit — Wenn jemand käm —

Sylvestr. Ich löse diese Zone —

Rathsd. Du, mein Gott! wenn ich nur —

Sylvestrina.

Es sprengt des Herzens Schmerz die Banden die es fesseln,
Es tobt die wilde Glut, und sticht und brennt wie Nesseln.

Rathsd. Ich will meine Frau rufen, die hat einen Spiritus der —

Sylvestr. (springt auf.) Es ist vorüber!

Rathsd. Gott sei Dank! — Wollen Sie sich nicht wieder —

Sylvestr. So, dem Feldherrn entgegen!

(fährt ab.)

Rathsd. (verschließt die Thür.) Die Gerechtigkeit muß verwahrt werden, und — was ich gesehen habe — das wird nun auch der Feldherr sehen. — Kleinigkeiten! —

(Die Fortsetzung folgt.)

So viel auch schon über die Verbesserung der Juden geschrieben worden ist, so bleibt dies Völkchen unverbesserlich, und alle bisherige Mittel, sie zu bessern, bewirkten nichts weiter als Irreligiosität unter ihnen, und äußere Bildung. In dieser wollen sie excelliren und sich zu Kunstkennern emporschwingen, sie wollen ganz in der Mode seyn, und in Berlin sind sie es vorzüglich, die die Sekte der ästhetischen Narren ausmachen. Ihre Weiber machen Anspruch auf die höchste Bildung, studiren Fichtens, Galls, Schlegels, Tieks und jetzt besonders Werners Werke. Da man ihnen gesagt hat, im Katholizismus sei der höchste Kunstsinn aufbewahrt, und seitdem Fesler durch seine neusten Werke ihnen modernen Katolizism allgemeiner machen will, seitdem wollen sie alle katolisch werden, um in der Mode zu seyn.

Demungeachtet bleibt der Judaismus ihnen doch eigen und sei der Jude noch so elegant, so erscheint bei ihm doch irgendwo der Geldbeutel, gleich wie bei dem Teufel der Pferdefuß.

Sprechen sie nicht von der Kunst, so sprechen sie doch von Prozenten.

Darum mögen die folgenden Beiträge zur Charakteristik des Volkes Gottes hier ihren Platz finden.

Die Redaktion der Feuerbrände.

Ueber die

bürgerliche Verbesserung der Juden,

besonders in den preußischen Staaten.

Als von Dohm zu Gunsten der jüdischen Nation schrieb, und es ihm, außer einem ansehnlichen Geschenk von dem sparsamsten Volke, auch einen Namen in der literarischen Welt einbrachte, wurde es in der gelehrten Welt Mode, für und wider die Juden zu schreiben, und die bürgerliche Verbesserung der Länder Israels war das allbeliebte Steckenpferd, auf dem sich unsre schöngeisterischen Aufklärlinge weidlich herumtummelten.

Mit jeder Messe vermehrten sich die Apologeten dieser unterdrückten Nation, und da es so edel, so human klang, sich des Bedrängten anzunehmen, so wurden die Gegner, bald als intolerant und inhuman, ver- und zugleich überschrien und überall drang man auf eine Reformation des Volkes Gottes.

Den Juden selbst kam diese Stimmung sehr erwünscht, und als kluge Spekulanten waren sie auch nicht träge, sie zu ihrem Vortheil zu benutzen, und auf den Grund dieser Stimmung überall so viel zu erschleichen, als nur immer

möglich war, aber sie hüteten sich sorgfältig, durch irgend eine Nachgiebigkeit, die eine Aenderung in ihrer innern Verfassung hätte hervorbringen können, den Absichten ihrer Beschützer zu entsprechen, und auch ihrer Seits durch Aufopferungen der gewünschten und so laut gepredigten Reformation entgegen zu kommen.

Alle ihre Vorschritte waren nur Fechterstreiche, bis auf das Schreiben einiger jüdischen Hausväter an den verstorbenen Oberconsistorialrath und Probst Teller; aber sie gewannen dabei doch immer sehr viel in den Augen des nicht prüfenden Publikums, das sich so leicht vom Scheine täuschen läßt, und ohne daß sie einem ihrer wesentlichen Vorrechte entsagen durften, erschlichen sie manche erhebliche Vortheile in den bürgerlichen Gesellschaften, die ihnen, zur Erhaltung des Gleichgewichts mit den übrigen nicht jüdischen Staatsbürgern, geschmälert worden wären.

Dies Geschrei der Schriftstellerwelt hatte denn auch endlich die Ohren der Regierungen berührt, und da diese denn doch, so sehr sie auch praktisch dem Geist der wahren Aufklärung und Freiheit entgegen arbeiteten, gern den Schein haben wollten, als seyen sie bereit, nach Möglichkeit für das Wohl der Unterthanen zu wirken, so kam denn auch bei ihnen das Modethema, die bürgerliche Verbesserung der Juden, zur Sprache.

Mit wie wenigem nützlichen Erfolg für diese Nation und ihre übrigen andern Religionen zugethanen Mitbürgern hat die Erfahrung gelehrt, da nach einer langen Reihe von

Jahren keine wesentliche Verbesserung mit ihnen vorgenommen ist, und auch selbst die neusten Verhandlungen in Frankreich beendigt zu seyn scheinen, ohne ein solches Resultat zu liefern, das den Hoffnungen und Wünschen eines redlichen Freundes der Menschheit zusagen möchte.

Der preußische Staat war nicht der letzte, der auch diesem interessanten Gegenstande seine Aufmerksamkeit schenkte, und es wurde schon unter der Regierung des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelms des II. eine eigene Kommission zu diesem Zweck niedergesetzt, um die innere Verfassung der Juden in den preußischen Staaten zu untersuchen, ihre Gebrechen, Mängel und Fehler zu erforschen und zweckmäßige Vorschläge zu deren Abhelfung zu thun.

Diese Kommission bestand aus aufgeklärten, hinlänglich kenntnißreichen und denkenden Männern und es ist daher für den Staatsmann, und überhaupt für den denkenden Kopf, hier der gutachtliche Bericht dieser Kommission abgedruckt zu finden.

Er enthält eine genaue aktenmäßige Schilderung des Zustandes der Juden in den preußischen Staaten, ihrer Abgaben und Lasten, ihrer Vorrechte und Privilegien, und Vorschläge, wie die Mitglieder dieser Nation nach und nach zu nützlichern Staatsbürgern gebildet werden können.

Von allen diesen Vorschlägen ist aber, bei dem Schneckengang der Verfassung, bis jetzt noch wenig oder nichts realisirt werden, weil die Collision der verschiedenen in

beſtändigem heimlichem Krieg mit einander liegenden Behörden, ſolches verhindert hat und es an Energie gebricht, ſelbſt das, was man gut anerkannt hat, mit Ernſt durchzuſetzen.

Will man die jüdiſche Nation auf eine höhere Stufe der Bildung bringen, will man ſie für den Staat nützlicher machen, ſo muß man nicht allein, wie bisher geſchehen iſt, ihnen nach und nach mehrere Vorrechte einräumen, ſondern ſie auch anhalten, mehrere Pflichten als Staatsbürger, gemeinſchaftlich mit den übrigen nicht jüdiſchen Staatsbürgern, zu tragen, damit dadurch ihr beſonderes Intereſſe ſich mehr mit dem allgemeinen Intereſſe amalgamire, und ſie nicht, wie jetzt, beſtändig einen Status in ſtatu bilden, der immer, nach Maaßgabe ſeiner Größe, ſeines Einfluſſes und ſeiner Intelligenz, dem allgemeinen Beſten mehr oder minder ſchädlich wird.

Vielleicht wäre die Zuziehung der Juden zum Soldatendienſt hierzu mit ein wirkſames Mittel, aber noch immer beſteht die geſetzliche Beſtimmung, daß keine Juden im Militär dienen ſollen; obgleich das Oberkriegskollegium ſchon vor vielen Jahren auf die glückliche Idee kam, auch dieſe Unterthanen dem Enrollement zu unterwerfen.*) In

*) Se. Königl. Majeſt. v. Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr ertheilen dem Oberkriegskollegio auf deſſen Anfrage vom 11. d. M. zur Reſolution, daß Allerhöchſtdieſelben keine Juden in der Armee haben mögen und daher nicht geſtatten wollen, daß ſolche als Soldaten angenommen werden. Potsdam, d. 21. Okt. 1799. Friedrich Wilhelm.

An das Oberkriegskollegium.

der französischen Armee befinden sich viele jüdische Glaubensgenossen und sie haben auf die siegreichen Fortschritte dieser Armee keine nachtheilige Wirkung gehabt.

So lange die Subsistenz der Juden blos auf den Handel beschränkt ist, wird der herrschende Geist des Wuchers unter ihnen nicht verringert werden, und da beinahe mit jedem Jahre die Summe des baaren Reichthums mehr und mehr in ihre Hände kömmt, bei dem herrschenden stets zunehmenden Luxus aber das Geld immer mehr Gewicht auch da erhält, wo edlere Motive wirken sollten, so leidet es keinen Zweifel, daß ihr heimlicher Einfluß auf die wichtigsten Branchen der Staatsadministration immer ausgedehnter und drückender werden muß.

Fast alle königliche Officianten, wenige Ausnahmen ausgenommen, sind in lästige Geldverbindungen mit dem Volke Gottes verwickelt und seufzen unter dem Druck ihres Wuchers; und es ist keine Uebertreibung, wenn man annimmt, daß die Hälfte der Gehälter der Civilofficianten jährlich, gleich nach der Zahlung der Empfänger, an die Juden gezahlt wird. Eine genaue Recherche bei den sämmtlichen Kassen, aus welchen diese Gehälter fließen, würde diese Behauptung bis zur Evidenz darthun. Unter solchen Umständen ist daher dem Gläubiger durch seine Schuldner nichts verschwiegen, was in den verschiedenen Zweigen der Staatsadministration vorgeht, er erfährt jede Staatsoperation weit früher, als das übrige Publikum, kann darnach seine Maaßregeln nehmen, und seinen Vortheil ziehn.

Sollen Lieferungen veranstaltet werden, so ist er der erste, der sich dazu meldet, und nur in seinen Händen sind die wichtigsten Entrepriſen, z. B. die Klaſſenlotterie, die Fourage-Lieferungen u. dergl. und in wichtigen Proceſſen erfährt er gewiß die Entſcheidung des Gerichtshofes früher, als noch die Sentenz publicirt iſt.

Doch dieſe Nation iſt unerſchöpflich, und ſo wenig man auch mit dem Tone zufrieden ſeyn kann, mit dem einſt der Juſtizkommiſſarius Grattenauer wider die Juden ſchrieb, ſo muß doch der Unparteiiſche ihm darin Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er viel Wahres und für den Staatsmann der Beherzigung Werthes zur Sprache gebracht hat.

Allerdurchlauchtigſter ꝛc. ꝛc.

In der mit dem Allerhöchſten Commiſſoriali zur Unterſuchung der, von der Judenſchaft gebetenen Verbeſſerung ihres bürgerlichen und ſittlichen Zuſtandes uns ertheilten Inſtruktion vom 10ten Decemb. 1787. haben Ew. Königl. Majeſtät uns zugleich die Geſichtspunkte und die Gegenſtände zu bezeichnen geruhet, von welchen wir auszugehen, und wohin wir unſer Augenmerk zu richten hätten.

Hiernach dürfen wir uns bei den Vorfragen:

1) ob eine Verbeſſerung der Juden möglich?

2) ob ſie den Chriſten und dem Staat nützlich ſei?

nicht weitläuftig aufhalten.

ad 1. Ist jedes europäische Christenvolk viel schlechter gewesen, und kein vernünftiger Grund gegen die Möglichkeit der Judenbesserung denkbar.

ad 2. Bedarf es noch weniger eines Beweises, daß alle mögliche Verbesserung aller Arten von Menschen nützlich und selbst Pflicht sei.

Daß aber die Juden so viele Jahrhunderte in ihrer Moralität und bürgerlichen Nutzbarkeit nicht nur keine Fortschritte gethan, sondern sich sogar verschlimmert haben, daran sind gewiß Fehler von beiden Seiten schuld.

Religionsvorurtheile haben einen wechselseitigen Haß zwischen Christen und Juden, dieser aber bei der Uebermacht der erstern, blos eine drückende Duldung der letztern, sowohl mit sehr prägravirender Belastung in den Abgaben, als mit vieler Einschränkung ihrer Erwerbsmittel, und mit ihrer Herabwürdigung in Absicht der gemeinen Ehre erzeugt. Solche auf Absonderung und Ausschließung gehende Grundsätze, hindern immer und überall den Fortgang der Erkenntnisse und selbst der Künste, wovon die groben katholischen Länder Beispiele geben.

Bei den Juden aber haben sie sogar böse Wirkungen hervorgebracht. Die Glaubensdifferenz hat selbige veranlaßt, unter ihren Rabbinen, durch Religionsgesetze, welche sie noch mehr von den Christen entfernen, in ein enges Band und unter ein wirkliches sogar ihre physische Subsistenz erschwerendes Joch zusammen zu halten, so wie die Einschränkungen und größern Abgaben sie zwingen, kein

arges und betrügliches Mittel, so weit sie es nur immer ungestraft brauchen zu können glauben, gegen die Christen zu ihrer Selbsterhaltung sich zu versagen.

Gleichwie nun mit ihren bürgerlichen und physischen ihre moralische Verbesserung nothwendig in genauer Verbindung zu behandeln ist; so halten wir davor, daß

I.

Ihre solidarische Verbindung, als eines der größesten Hindernisse ihrer moralischen Ausbildung, gänzlich aufzuheben sei.

Diese Verbindung haben sie theils selbst aus den vorgedachten Bewegungsgründen gesucht, theils ist ihnen solche als ein Mittel, die außerordentlichen Abgaben derselben vor alle Ausfälle zu sichern, gern zugestanden worden.

Nach dieser Einrichtung schätzen sie sich in den alten königlichen Provinzen unter einander durch dazu gewählte Männer, unter Direktion des Oberlandrabbiners, nach ihrem Vermögen, und zwar nicht nur für die landesherrlichen Auflagen, sondern auch für diejenigen Ausgaben, welche jenes enge kirchliche Band erfordert, und dieses hat mancherlei üble Folgen.

1) Werden sie dadurch in dem lästigen Ritualzwange, welcher ihre Moralität hindert, erhalten, indem ihre Kirchenbediente und die armen Hausväter gar zu sehr dabei interessiren, die Aufgeklärteren aber ihre vernünftige Meinung über zu weit ausgedehnten Ri-

tualzwang und dazu aufzubringenden unnützen Aufwand unterdrücken müssen, um nicht vom größern Haufen verfolgt, bei auswärtigen Glaubensgenossen angeschwärzt, und was die nächste Besorgniß ist, desto höher quotisirt zu werden. Gleichwohl geht diese größtentheils unnütze Ritual- und aus der solidarischen Verbindung fließende Gemeindeausgabe, worauf die Juden sich quotisiren lassen müssen, so weit, daß solche bei der Judenschaft in Berlin, und auch in vielen andern Städten die landesherrlichen Auflagen übersteigt, wie die von verschiedenen Kammern an Uns eingegangene Nachrichten und wegen Berlin die von den hiesigen Judenältesten gegebene Nachweisungen darlegen.

2) Vermehret diese solidarische Verfassung bei den Aermern, also bei dem größten Theil die Faulheit. Zu körperlicher Arbeit theils nicht erzogen, theils nicht zugelassen, müssen die Vermögenden nicht nur dieselben sowohl in den öffentlichen, als in den Gemeindeabgaben übertragen, sondern sie auch mit ihren Familien unterhalten, wodurch aber mit die außerordentlich großen Gemeindeausgaben verursacht werden.

Daraus aber entspringt auch:

3) Die äußerst große Ungleichheit der Beiträge, die, nach der unterschiedenen Vermögenheit und darauf gegründeten Quotisation der Schutzjuden, so sehr von einander abstehen, daß von einer Menge jeder Schutzjude

nur einige Thaler, andere aber zu hunderten, ja zu tausenden jährlich kontribuiren müssen, wie solches die vorgedachten, von verschiedenen Kammern an Uns eingegangenen Nachrichten und eingeforderten Designationen darlegen.

Die Münzoperationen im siebenjährigen Kriege haben bekanntlich einige Judenfamilien ganz außerordentlich bereichert, und dieser Zufall hat es verursacht, daß bisher so ungleiche Repartitionen haben gemacht und ausgehalten werden können. Allein ihr Vermögen vertheilet sich sehr unter den Kindern, und bei ihrem eingeschränkten Gewerbe, auch hin und wieder zunehmenden Luxus, fängt schon jetzt dessen Abnahme an merklich zu werden, in der Folge aber ist es sicher voraus zu sehn, daß sie die solidarischen Ausgaben nicht werden aufbringen, und also diese Verbindung nicht einmal für die landesherrlichen Auflagen lange würde bestehen können.

Die Auflösung derselben hat zwar ihre Schwierigkeiten, sie sind aber unseres Erachtens nicht so groß, daß sie nicht ohne sonderliche Inconvenienzen sollten gehoben werden können.

Die eine betrift die landesherrlichen Abgaben, welche nach der Angabe der Judendeputirten aus den alten Provinzen

An Schutzgeld	25,000	Thlr.
= Rekrutengeldern	4,809	=
= Verlust bei der Silberlieferung	16,200	=
= Montis Pietatisgelder	300	=
= Kalendergelder	400	=
	46,700	Thlr.

und unter der bisherigen solidarischen Verbindlichkeit stehen.

Außerdem fließen an besonderen jährlichen Einnahmen, nach den Uns kommunizirten Extrakten in resp. sechs und zwölfjährigen Fraktionen

und zwar

zur Hauptstempelkasse	7434	Thlr.
= Chargenkasse	3851	=
= Potsdamschen Waisenhauskasse	782	=
= Direktorialsportulkasse	1438	=
	13,505	Thlr.

die aber nicht gemeinschaftlich erlegt werden, sondern einen jeden einzeln treffen, der eine Schutz-, Heiraths-, oder andere Concession sucht und erhält. Auch haben die Kammern ihre besondern Vortheile von den Juden durch die vielen Berichte und Rescripte, die ihre Concessionsangelegenheiten veranlassen.

Sollte nun bloß der nexus solidarius aufhören, im übrigen aber mit allen Concessionssachen es bei der jetzigen Verfassung bleiben, so würde die zweite Gattung von Einnahmen gar nicht alterirt werden, die erste hingegen vielen

Ausfällen von den Armen und weiter armwerdenden Juden ausgesetzt seyn, und wenn man die Juden von diesen Ausgaben ganz befreien wollte, so entstünde eine Lücke in den Staatseinkünften, wohin wir unser Gutachten zu richten billig Bedenken tragen müssen.

Allein dieses wird auch nicht nöthig seyn, sondern einer solchen Inconvenienz würde nach unserm Erachten durch folgende Einrichtung vorgebeugt werden können.

Die schon angesetzte Juden und diejenigen zur Ansetzung berechtigte, welche ein solches Alter und Vermögen haben, daß sie weder ein anderes Gewerbe als das schon geübte, Handeln und Schachern erlernen, noch ohne Härte zu niedriger Handarbeit gezwungen werden können, würden auf ihre Lebenszeit den bisherigen solidarischen Abgaben von 46,700 Thlr. unterworfen bleiben und die 13,505 Thlr. Einkünfte der zweiten Gattung an verschiedene Kassen, damit solche nicht eher bis an die Reforme der Juden ihre Wirkung bewiesen und dadurch ein Ersatz für die nach und nach aufhörende Judeneinkünfte entstehen wird, ausfallen, mit dazu geschlagen werden können, jedoch würde ein jeder nur für sich haften können und dürfen.

Die Repartition hiervon wäre auf dem bisherigen Fuß nach eines jeden Vermögen doch ein für allemal zu machen, und da solches sonst alle 5 Jahr geschehn, jetzt aber, nach deren Ablauf, die neuen Schätzungen suspendirt werden; so könnte solche dergestalt angeordnet werden, daß

1) die extraordinairen Schutzjuden, welche bisher ohne Rücksicht auf ihr Vermögen gegen einen Ordinarium nur die Hälfte beigetragen haben, auf gleichem Fuß mit diesen, weil sie künftig ebenfalls alle Kinder werden etabliren können, angezogen werden müssen, welches den übrigen Ordinariis zur Erleichterung dienen würde.

2) Daß die Kosten zu den Gemeindebedürfnissen, welche so viel, und in einigen Städten gar mehr wie die landesherrlichen Abgaben ausmachen, von dieser Repartition gänzlich abgesondert, und insofern selbige auch in der Folge erforderlich bleiben, zu einer eigenen von den Judengemeinden nicht abhangenden Einrichtung ausgesetzt werden, welches, weil, wie wir unten vortragen werden, die viele publique Bediente fast gänzlich eingehen können, die Juden in ihren außerordentlichen Lasten fast um die Hälfte erleichtern wird.

Solchergestalt würden die Judeneinkünfte, jedoch nur auf einige Zeit, beibehalten werden können. Wenn aber ihre Kinder zu andern Gewerben schreiten, deren viele so beschaffen sind, daß die jetzigen außerordentlichen Judenauflagen unmöglich dabei erübrigt werden können, und zugleich allen den Christen obliegenden Pflichten gegen den Staat, ohne Unterschied, unterworfen werden; so würde die Religionsdifferenz keinen Grund weiter geben können, sie in Ansehung der Abgaben härter zu behandeln.

Mit dem Absterben der jetzigen Schutzjuden würden sich also die Ausfälle vermehren und endlich ihre Abgaben ganz aufhören. Alsdann aber würde auch wohl sicher durch eine grössere Menge verbesserter Judenfamilien in der arbeitenden Klasse der Staat nicht nur reichlichen Ersatz erhalten, sondern auch, so weit es hier auf klingende Einnahme ankömmt, der Abgang der Judeneinkünfte, durch von dieser Nation vermehrte Gefälle, die in andere Kassen fließen, völlig und höchstwahrscheinlich mit beträchtlichem Ueberschusse wieder eingebracht werden.

Sollte aber schlechterdings erfordert werden, bis zu solchem Erfolg den Etat der jetzigen Judeneinkünfte vollständig zu conserviren, so könnte, um die Ausfälle der jetzigen nach und nach abgehenden Schutzjuden zu decken, denjenigen, die auf den Fuß der Reform sich ansetzen, eine Abgabe von einem bis zehen Thaler, je nachdem sie Handlanger, Bauern, Handwerker, Künstler und Kaufleute werden, auferlegt werden, welche jedoch mit ihrem Tode aufhören, und ihre Nachkommen nicht weiter belästigen müßten, weil alsdann der Ersatz schon in andern Kassen, nach der höchsten Wahrscheinlichkeit, sich befinden wird.

Ueberhaupt halten wir in Rücksicht auf die Finanzen für ungezweifelt, daß der künftige Verlust der besondern Judeneinkünfte, mit der zu erwartenden grössern Population dieses Volks, der vermehrten Masse von Arbeit, der erhöhten Industrie, der stärkern Consumtion und den daher sowohl als von ihrem Gewerben erwachsenden mehreren Ein-

nahmen in keinen Vergleich zu setzen sei, und also die besondern Abgaben der Juden einer Veränderung ihres jetzigen eingeschränkten Zustandes keinen Anstand geben dürfen.

Eine andre Schwierigkeit bei Aufhebung der solidarischen Gemeinschaft findet sich bei den Juden selbst, doch aber nur bei sehr wenigen großen Gemeinden und vornemlich in Berlin. Die hiesige Judenschaft bestehet nach den eingegangenen Nachrichten aus so vielen Familien, und muß so viel jährlich aufbringen, als beinahe ihre Glaubensgenossen in allen übrigen unter dem Generaljudenreglement und solidarischen Verbindung stehenden Provinzen zusammengenommen, und sie hat

1) eine Menge publiquer Bedienten, und
2) ein eigenes Lazareth, welche ihnen jährlich einige Tausende kosten, außerdem aber noch
3) über 140,000 Thlr. Gemeindeschulden.

ad 1. Indessen sind die publiquen Bedienten nur eine temporaire Last, welche sich mit dem successiven Absterben derselben vermindern wird. Bis dahin, ist vorher schon bemerkt, daß die so lange zu ihrer Unterhaltung erforderlichen Beiträge der auf dem jetzigen Fuß bleibenden Schutzjuden dauern können. Für die wenigen, die in Berlin werden bleiben müssen, wird hiernächst ein ganz kleiner Beitrag der hiesigen Hausväter hinreichen. Besser aber wird es zu Beförderung ihrer Moralität seyn, wenn der Staat solche Beiträge von ihnen einzieht und den bleibenden jüdischen Officianten ihre Besoldungen unmittelbar giebt, welche

ihrer Rücksicht auf die ihnen zu bestimmende Accidenzien, von denjenigen die ihren Dienst brauchen, nach der Analogie der Lutherischen Predigen, nicht groß seyn dürften.

Hierin liegt kein Religions- oder Gewissenszwang; denn schon lange haben die hiesigen bemittelten Juden ihre eigenen Synagogen oder Betschulen in ihren Häusern und besuchen nicht die öffentliche Synagoge.

Auch kann jeder von ihnen, der es versteht und thun will, alle Religionsgeschäfte eines Rabbiners und sonstige Actus Ministeriales nach ihren Ritualgesetzen, ohne einige Ordination oder andere kirchliche Qualificirung, verrichten.

Insofern aber Unkundige, oder mit mißtrauischer Strenge auf ihre Satzungen haltende Juden, Beschneider, Schlächter, Todtengräber ꝛc. nicht entbehren wollen, können dergleichen Leute sich hier und in andern großen Städten, wo viele Juden sind, jedoch nicht als zu salarirende publique Judenbediente, sondern zum bloßen Betriebe ihrer Kunst, als eines bürgerlichen Gewerbes, so daß jeder sie auf die Fälle lohnen müsse, der sich ihrer bedienen will, ansetzen.

Es würde demnach nur ein einziger Rabbiner und etwa ein Vorsänger nöthig seyn, aber auch hinreichen, um in der öffentlichen Synagoge den Ritualkultum zu regieren, und wenn Juden unter sich Processe haben, bei den Gerichten, so oft es verlangt wird, als Sachverständige ihr Votum consultativum zu geben.

Diese große Verminderung ihrer bloß zum Ritualwesen bisher gebrauchten Bedienten und deren oberwähnte Behalt

dung vom Staat, wird viel beitragen die ängstliche Anhänglichkeit an solche rabinische Satzungen zu schwächen und endlich gar zu vertilgen, welche nicht nur ihre physische Subsistenz, sondern auch ihre moralische Bildung zu guten Bürgern so sehr erschweren.

Dazu aber würde auch nöthig seyn, daß den wenigen Synagogenbedienten alle Disciplin und Cognition in Kirchensachen genommen und die hierin vorfallenden, obrigkeitlichen Einsehens bedürfenden Ausschweifungen den christlichen Behörden, allenfalls mit Zuziehung jüdischer Gesetzverständigen pro Consultatione, unterworfen werden.

ad 2. Würde das Lazareth in Berlin vorerst und bis es in der Folge mit den christlichen Armenanstalten vereinigt werden kann, bleiben können, jedoch unter christliche Direktion mit Beibehaltung jüdischer Bedienten und Aufwärter zu setzen seyn.

Die Unterhaltungskosten müßten die Juden so lange auf gleichem Fuß, wie wir oben in Ansehung der extraordinairen Ausgaben vorgeschlagen haben, aufbringen. Diese Kosten aber werden auf ein viel geringeres als das bisherige zu 3630 Thaler für Berlin angegebene Quantum sich vermindern, wenn auf das bekannte Edikt gegen Einlassung fremder Betteljuden besser als leider bisher geschehen, gehalten wird. Denn der große Zufluß derselben hat allen Schutzjuden, vornemlich den Berlinischen außerordentlich viel gekostet.

ad 3. Haben die hiesigen Judenältesten den 16ten December erfordertermaaßen den Vorschlag gethan, wie durch extraordinairen jährlichen Beitrag in 10 Jahren die ganze Schuldenmasse der berlinischen Gemeinde zu tilgen sei. Wider diesen Plan und die dabei erbetenen Bedingungen finden wir nichts zu erinnern. Nur würde eine christliche Commission mit Zuziehung einiger Juden zur Regulirung, Beitreibung, Anwendung und Berechnung des Gemeindeschuldentilgungsfonds anzuordnen seyn, weil sonst dieser Gegenstand eine solidarische Gemeinschaft zwischen den Juden unterhalten würde, die doch durchaus ihrer Umschaffung im Wege ist.

Die französischen Refugiés bieten hiervon einen sichtbaren Beweis dar. Die ihnen zugesicherten eigenen Gerichte, Kirchliche = und Armenverfassung, hat sie in solcher Verbindung und diese in dem Zustande erhalten, daß seit länger wie 100 Jahren, unerachtet hier die Religion keine Scheidewand macht, ihr Charakter, ihre Maximen und Sitten, sich noch von den deutschen Einwohnern merklich unterscheiden, anstatt daß bei andern selbst französischen Kolonisten, die nicht in gleichem nexu und nicht so lange hier leben, der Unterschied gegen die alten Einwohner schon vergangen ist.

Es würde daher auch die gesellschaftliche Einrichtung der französischen Kolonie aufzuheben seyn, wenn solche ihr und dem Staate nur halb so gefährlich wie die Jüdische wä-

se, und nicht dieselbe vielmehr sogar die Verbesserung der alten Einwohner verursacht hätte.

Durch Aufhebung der jüdischen solidarischen Gemeinschaft indessen, für so nothwendig zum Zweck wir solche auch halten, wird doch nur das Hinderniß weggeräumt, welches dem Gange der moralischen und bürgerlichen Verbesserung der Juden im Wege stehet. Zu dieser selbst aber sind besondere Grundsätze und Mittel nöthig, die wir in folgenden zu bestehen erachten.

II.

Müssen sie gute Schulen zu ihrer Erziehung haben, und nicht in der jüdischen, sondern schlechterdings in der Landessprache unterrichtet werden.

Bisher haben die Vermögenden oder einzelnen in den Landstädten wohnenden Schutzjuden eigene Hauslehrer, und die übrigen publique Schulmeister gehabt.

Beide Gattungen bestehen gemeinhin aus pohlnischen armen Juden, deren ganzes Wissen allein der Talmud ist.

Jemehr das Gedächtniß alle Rabbinische Satzungen, Grillen und Sophistereien gefasset hat, und dazu geübt ist, desto höher wird solche Gelehrsamkeit geschätzt, und derjenige, der sie besitzt, viel mehr, als der reiche rechtschaffene mit bessern Kenntnissen versehene Jude geachtet, folglich hierdurch die Natur in Dummheit, Aberglauben, unnützem Ritualzwange und Entfernung von den Christen unterhalten.

Es müßte also festgesetzt und darauf gehalten werden, daß kein ausländisches Subjekt weder zum Rabbiner und Kantor, noch zum öffentlichen oder Privatlehrer angenommen werde.

Diese Anordnung würde auch das Gute mit sich führen, daß eine Menge inländischer Juden, die sonst kein Unterkommen finden können, solches bei Applikation durch Schularbeiten erhalten, und es ist ohnehin schon im Generaljudenreglement von 1750.

Artikel III.

verordnet, daß vorzüglich einländische Juden, die sich nicht zum Schutzprivilegio qualificiren, zu Schulmeistern genommen werden sollen.

Auch wird kein Mangel an bessern einländischen Lehrern zu besorgen seyn.

Denn in Berlin haben bereits seit mehreren Jahren einige von Vorurtheilen befreiete, für ihre Nation wohldenkende Juden, eine Schule zu Unterweisung in allen Kenntnissen und Wissenschaften mit Ausschließung des Talmudstudirens errichtet, worinn schon tüchtige Subjekte gebildet seyn sollen.

Diese Schule könnte zu Anfang auch in der Folge das Seminarium für die Lehrer werden und damit der Staat sich von der guten Erziehung versichern könne, würden die jüdischen öffentlichen Schulen, gleich den christlichen, der Aufsicht des Oberschulkollegii mit Zuordnung vernünftiger Juden cum Voto consultativo zu untergeben seyn.

Bei solcher Anordnung ist gewiß zu hoffen, daß schon in der nächsten Generation aus den Juden, denen es an Geistesträften und anhaltender Applikation nicht fehlet, bessere Menschen, und darunter selbst viele vorzügliche Subjekte entstehn werden.

Was hiernächst die Kosten zu Einrichtung der öffentlichen Schulen anbetrifft; so können in Berlin die der Gemeinde zugehörigen, in dem Berichte der Judenältesten vom

24. April verzeichneten Gebäude zu Schulhäusern und Wohnungen der Lehrer angewändt werden, weil künftig außer der Wohnung des Rabbi und Kantors der Gebrauch dieser Gebäude für die eingehenden Assessoren, andere publique Bediente und die Aeltesten aufhören wird.

Die Miethe von den alsdann noch übrig bleibenden Wohnungen in diesen Gebäuden und die Zinsen von den bei den unter den Gemeindeschulden steckenden Kapitalien von 3900 Thalern und 2000 Thalern die ohnehin zum Talmudstudiren gewidmet sind, können einen Fond zur Besoldung der Schulbedienten abgeben, das übrige wird aus den Lehrgeldern aufkommen.

Auch halten wir davor, daß von den in dem vorgedachten Berichte der Aeltesten angeführten milden Stiftungen diejenigen, die von den Fundatoren zum Beten und Studiren bestimmt sind, und von der ganzen Gemeinde abhangen, zu den öffentlichen Erziehungsanstalten werden gezogen werden können, weil da die Gemeinde aufgehoben wird, die Obrigkeit an ihre Stelle tritt und die Anwendung nicht gegen die Absicht des Stifters, sondern auf den von ihm verordneten Religionsunterricht, zu verbesserter Art dirigiret wird.

Bei den von Privatkollatoren abhängenden Fundationen ist zu hoffen, daß dieselben, nach ihrer eigenen zunehmenden bessern Einsicht, die zu gleichem Studiren gewidmeten Einkünfte gleichfalls zu verbesserten Lehranstalten verwendet werden. Die berlinischen Erziehungsanstalten werden also keine Schwierigkeiten machen.

In andern großen Städten, wie Königsberg in Preussen, Breslau, Frankfurth an der Oder u. s. w., würde mit den Schuleinrichtungen analogice zu verfahren seyn und wenn es daselbst an öffentlichen Gebäuden und Stiftungen mangeln sollte, würden die Aeltern durch verhältnißmäßiges Schulgeld das Auskommen dem Schulmeister zu bewirken haben, welches ihnen weniger, als die jetzt

sehr gewöhnlichen Privatlehrer kosten wird. Wo aber nur einige oder wenige Juden wohnen, können sie die Kinder in einer der mit Judenschulen versehenen Städte unterbringen, oder auch bis auf den Religionsunterricht ihre Kinder in christliche Schulen schicken, zu welchem Ende zu verordnen wäre, daß so wie von der einen Seite die christlichen Schullehrer jüdische Kinder zum Unterricht annehmen müßten, also auch von der andern Seite ihnen und ihren Aeltern solches bei ihren Glaubensgenossen zu keinem Vorwurf gereichen sollte.

Aufgehobene Gemeinschaft und bessere Erziehungsanstalten aber würden noch immer die Nützlichkeit der Juden wenig oder gar nicht befördern, wenn sie in ihren übrigen bisherigen Einschränkungen verblieben, welche zu ihrer, alle andre Betrachtungen überwiegende physische Existenz, sie zu Betrug und Wucher zwingen muß.

Es ist also

III.

zu ihrer Reform unseres Erachtens nothwendig, sie zu mehreren Erwerbungsarten und Nahrungszweigen, als das Judenreglement bestimmt, zuzulassen, auch selbst die Mittel zu erleichtern, wodurch sie sich dazu fähig machen können und hiebei kommt es darauf an, wie solches auf eine ihnen und den Christen am wenigsten schädliche und unbequeme Art geschehen könne.

Dieser Punkt hat nicht viel von Seiten der Juden, desto mehr aber von Seiten der Christen wider sich.

Die schon auf das Gerüchte einer vorzunehmenden Judenreform eingegangenen uns kommunicirten Widersprüche lassen voraussehen, wie viele Beschwerden erfolgen werden, und wenn alle Bürger in und außer Gilden und Zünften befragt werden sollten; so würde vielleicht die allgemeine Stimme wider alle Konkurrenz der Juden zu eines jeden Gewerbe seyn.

Ob nun zwar Haß und Vorurtheil gegen dieses Volk nebst der sehr oft irrigen Meinung, daß das, was der Jude durch besondere Industrie und äußerste Sparsamkeit gewinnt, dem christlichen Kaufmann entzogen werde, hauptsächlich diese Widerstrebung verursachen; so ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Juden bisher durch ihren Wucher, Arglist und Betrug, den Christen vielfältig schädlich gewesen, und wenn alle individuelle Fälle berechnet werden könnten, den Schaden, den diese von jenen gelitten, die Vortheile anderer weit überwogen haben.

Allein diese Schädlichkeit der Juden würde bleiben und sich wohl noch vermehren, wenn ihre Gewerbebeschränkung fortdauern sollte und der Zunahme dieses Uebels würde nur durch ihre gänzliche Vertreibung, oder durch Bewilligung mehrerer Erwerbsfähigkeiten vorzukommen seyn.

Ersteres gehet gegen die ihnen zugesicherten Rechte, möchte auch dem Staat im ganzen nicht dienen. Ohne letzteres kann also eine nützliche Reform nicht geschehen.

Es werden daher nur die besondern Schwierigkeiten zu heben, oder sofern solche nicht wenigstens sogleich ganz thunlich seyn möchten, die Einrichtungen darnach zu modificiren seyn.

Diese Schwierigkeiten concentriren sich dahin:

1) Behaupten die Städte Magdeburg, Elbing, Stettin in Vorpommern, die übrigen eigentlichen westpreußischen Städte und Ruppin das Recht: keine Juden zu dulden. In den westpreußischen Städten exclusive Elbing sind schon Juden angesetzt, und in einigen andern privilegirten Städten, unter andern in Magdeburg und Anclam, hat man dieselben als Kommissionairs der Porcellanmanufaktur, des Tabaksblättermagazins u. s. w. leiden müssen.

Wenn man nun dieselben sowohl in Pflichten als in Rechten den christlichen Einwohnern gleich machen, oder wenigstens von Anfang sehr nahe bringen sollte, besonders

wenn sie alle persönliche Lasten, sowohl im Kriege als im Frieden gleich christlichen Bürgern werden übernehmen müssen; so wird der Grund, warum sie bisher von solchen Städten ausgeschlossen gewesen, und worauf diese vornemlich ihren Widerspruch gestützt haben, wegfallen. Denn der Unterschied der Glaubensmeinung allein, so bald der Staat keine Bedenklichkeit dabei findet, kann die christlichen Einwohner nicht berechtigen, Bürger, die der Landesherr aufzunehmen für gut findet, zurück zu weisen.

2) Ist es zu besorgen, daß, wenn die nach der Reformirte sich etablirenden Juden nach ihrer Wahl zum Handel zugelassen werden sollten, alle, die nur einige Mittel und Unterstützung von ihren Glaubensgenossen haben, wegen ihres Hanges zu schachern, sich dem Handel widmen und wegen ihrer Menge sowohl, als durch ihre mit vieler Arglist verknüpften Industrie, die christlichen Kaufleute gar zu sehr leiden, ja viele ganz unterdrückt werden möchten.

Diese üble Folgen zu vermeiden, würde festzusetzen seyn:

a) Daß jetzt und bis auf die Enkel mit Einschließung derselben, kein Jude in einer großen oder Hauptstadt ohne 15000 Thlr. in einer mittlern ohne 5000 Thlr. und in einer kleinen Stadt ohne 1500 Thlr. Vermögen, sich zum Handel soll etabliren dürfen.

c) Müßte derselbe nach den Vorschriften der Gilde Privilegien und Handlungsordnungen jeden Orts, die Handlung gewisse Jahre gelernet, und als Diener gleichfalls gewisse Art serviret haben, auch mit Zeugnissen seines beständigen Wohlverhaltens versehen seyn, ehe er zur eigenen Handlung zuzulassen wäre.

Da aber vorauszusehen, daß aus Abneigung und Mistrauen kein christlicher Kaufmann so leicht einen Juden in die Lehre nehmen werde, so wird es zwar die Sache der Juden seyn, wie sie dazu gelangen können.

Um ihnen jedoch den Zugang dazu nicht unmöglich zu machen, könnte den christlichen Kaufleuten nachgegeben werden, bei der Aufnahme eines Juden als Lehrburschen oder Diener, sich auszubedingen, daß derselbe an eben dem Orte und wenn die Art des Handels sich außer der Stadt ausdehnt, auch in eben der Provinz sich nicht ansetzen müsse, da denn der Jude, welcher für seinen Sohn ein künftiges Handlungsetablissement in einer Stadt oder Provinz beabsichtiget, denselben wenigstens in einer andern Stadt oder Provinz, in die Lehre bringen und dienen lassen könnte.

In so fern aber die christlichen Kaufleute auch dies erschweren sollten; so müßte den Juden verstattet seyn, die erforderliche Qualification zum Handel sich in andern Ländern, z. B. in Holland zu verschaffen; sobald hiernach nur eine kleine Anzahl jüdischer dergestalt entstandener Kaufleute vorhanden seyn wird, fällt die anfängliche Beschwerlichkeit, sich zu Handlungsetablissements vorzubereiten, weg.

c) So lange in der Stadt bei der Kaufmannschaft gewisse einschränkende Gesetze vorhanden sind, daß z. B. ein Grossist nicht en detail, ein Materialist nicht mit Ellenwaaren ꝛc. handeln dürfe, müßte der Jude denselben gleichfalls unterworfen seyn, und zu Beförderung der Zucht dieser Nation in Contraventionsfällen noch einmal so strenge, wie ein christlicher Kaufmann bestraft werden.

d) Sollte der Juden, die sich hiernach zur Handlung qualificirt haben werden, in einigen Jahren zu viel werden; so müßten in einer Stadt nicht mehr zum kaufmännischen Etablissement verstattet werden, als sich neben den schon vorhandenen christlichen und jüdischen Kaufleuten daselbst füglich ernähren können, welches desto unbedenklicher seyn wird, da schon jetzt bei den christlichen Kaufleuten, besonders bei den Materialisten in den Landstädten, nach dieser Maxime verfahren wird.

c) Stellen wir anheim, ob nicht, um die Christen gegen die jetzige vorzügliche jüdische Handelsindustrie in mehrere Gleichheit zu setzen, und um den etwanigen Ausfällen bei dem bisherigen extraordinairen jüdischen Etatsquanto zu Hülfe zu kommen, die nach der Reforme sich ansetzenden jüdischen Konsulente mit einer besondern jährlichen mäßig zu fixirenden Abgabe auf eine gewisse Zeit von 30. höchstens 50 Jahren, nach deren Ablauf selbst der gänzliche Abgang solchen Etatsquanti durch die zugenommene Population und Gewerbe der Juden wohl reichlich ersetzt seyn möchte, zu belegen seyn würden.

Die dem Staat ungleich nützlichere Art von Gewerben der Juden aber werden:

Ackerbau und Hand- oder Tagelohnerarbeit

hiernächst

Professionen, Künste und die Wissenschaften seyn, Ackerbau und Handarbeit jedoch, wird das vorzüglichste bleiben, und daher besonders zu begünstigen seyn.

Bei allen diesen Gewerbsarten ist allgemein diese Grundregel nöthig:

daß keiner, der sich zu einer derselben widmet, bei unnachlässiger Strafe der Landesverweisung, worauf strenge zu halten wäre, die geringste Schacherei oder einer Stecknadel Werths Einkauf zum Wiederverkauf und keinen Wucher treibe,

denn sonst würde dieser Hang, der fast zum Instinkt geworden, nimmermehr aufhören, und die Verbreitung der Juden auf dem platten Lande würde zum ärgsten Uebel ausschlagen.

Was hiernächst besonders

den Ackerbau

betrift; so müßten

a) in der Regel keine Juden zu einer alten christlichen Stelle zugelassen werden, indem hierdurch der Staat

nicht gewinnen, und von Seiten des Cantonsinteresse, wenigstens so lange als die Juden nicht eben so angenehmliche Rekruten liefern würden, Widersprüche veranlaßt werden würden. Sie müßten vielmehr neue Stellen entweder etabliren, oder sich von Bauerhöfen abbauen, und zu beiden wird es in den mehrsten Provinzen an Gelegenheit, besonders diesseits der Elbe nicht fehlen.

Weil aber

b) anfänglich nur Arme oder wenig Vermögende zum Landbau sich entschließen möchten, auch es ihnen an Kenntniß und Geschick zum Ackerbau noch gänzlich fehlt; so würde bei unbeschränkter Entrepriſe neuer Etablissements vorerst als eine Ausnahme von der Regel die Acquisition einiger wenigen bebauten Höfe oder alte Stellen allenfalls unter der Verbindlichkeit, daß dabei, nach der Größe des Guths, eine christliche Büdner oder Tagelöhnerfamilie angesetzt werden müſſe, nachzugeben seyn, damit darauf ärmere jüdische Bursche und Mädchen zur Landwirthschaft zugezogen werden, und aus demselben sich neue Bauerfamilien etabliren können.

Tagelöhner Arbeit

ist auch den Juden bisher unverwehrt gewesen, und hiervon hat sie nichts anders, als theils ihre üble Erziehung, theils der Zwang, in den Städten allein zu wohnen, abgehalten. Gleichwohl giebt es viele ganz arme Juden, die weder eigne Etablissements auf dem Lande unternehmen, noch sich zu Professionen wenden können, auch diese überschwemmen würden.

Diese werden zwar ungern an ungewohnte Arbeit gehen, desto mehr aber werden sie in genauer Obacht genommen und dazu nachdrücklich angehalten werden müssen, weil sie sonst entweder schädliche Vagabunds werden, oder als Arme ihren Glaubensgenossen zur Last fallen würden.

In Westpreußen giebt der Festungsbau Gelegenheit genug, dieselben zu employiren, und auch in den andern Provinzen wird es daran nicht fehlen.

Die Obrigkeiten müßten also besondere Aufmerksamkeit darauf richten, daß solche arme Juden und ihre Kinder, die Gesundheit und die nöthigen Kräfte haben, sich zur Handarbeit appliciren, auch ihnen dazu so viel möglich Gelegenheit verschafft werde.

Mit den zünftigen Professionen hat es von Seiten der Christen die größte Schwierigkeit.

Es hat zwar der Landesherr in den Privilegien der Gewerke sich vorbehalten, solche zu mehren, zu mindern und aufzuheben.

Allein alle Gesetze und Anstalten haben es nicht erzwingen können, daß gewisse alte Meinungen und Gebräuche, worunter auch gehöret, keine Juden als Genossen unter sich zu leiden, außer Vigueur gekommen, vielmehr hat selbst hier in Berlin vor einigen Jahren bei dem Mauergewerk, unerachtet eine große Menge Gesellen arretiret wurden, in einem Handwerksvorurtheil, da ein Geselle eine todte Katze aus dem Mauerkasten warf, und niemand weiter mit ihm arbeiten wollte, nachgegeben werden müssen.

Die Verbindung aller Handwerker mit den Reichsländern steht im Wege, und wollte man hier sie zwingen Juden in die Lehre zu nehmen, oder mit ihnen zu arbeiten, so würde die unausbleiblich schlimme Folge daraus entstehen, daß die fremden Gesellen auswandern und keine weiter einwandern.

Vor kurzem hat ein pohlnischer Jude hier bei einem Meister das Buchbinden für ein sehr ansehnliches Lehrgeld, und unter der Verbindlichkeit, solches nirgends anders als in Pohlen an einem unzünftigen Orte zu exerciren, erlernen wollen, das Gewerk aber hat es dem Meister untersagt, und derselbe seine Vortheile fahren lassen müssen.

Es würde also

a) dem guten Willen der Gewerke zu überlassen seyn, ob sie Juden in die Lehre, dann zu Gesellen und endlich als Meister in ihre Zünfte aufnehmen wollten.

Damit aber

b) bei gewiß zu erwartender Weigerung den Juden die Gelegenheit werde, Professionen zu erlernen und auszuüben, so würden unzünftige oder Freimeister angesetzt, und wenn sich unter den Christen keine dazu finden sollten, einige jüdische Handwerker aus Städten, wo dergleichen sind, zugelassen werden können.

c) Die Wahl der Profession würde zwar jedem Juden frei stehen, unter den Professionen aber, zu welchen sie überhaupt zulässig seyn sollen, ein Unterschied zu machen seyn.

Diejenigen Handwerker nemlich, welche allein, oder doch hauptsächlich blos auf Bestellung zum Gebrauch und zur Consumtion der Einwohner des Orts arbeiten, sind schon in allen Städten so übersetzt, da es wohl keine geben möchte, wo nicht Meister sich befinden, die kaum Arbeit zu ihrem nothdürftigen Unterhalt haben.

Daher die vielen Zänkereien zwischen ihnen über Eingriffe in Arbeiten, die einer andern Profession im Gewerksprivilegio beigelegt sind, die Beschwerden gegen Bestellungen in andern Städten, die Bitten das Gewerk auf eine gewisse Anzahl zu schließen und die häufigen Klagen über Nahrlosigkeit.

Wir sind demnach der Meinung, daß

d) die Juden von der gedachten Gattung Professionen, wohin Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Schlösser, Tischler, Sattler, Stellmacher, Schuster, Schneider und überhaupt diejenigen Handwerker gehören, die in allen Landstädten sich finden, auszuschließen, und

e) nur zu denjenigen zu admittiren seyn werden, die beiläufig zwar mit auf Bestellungen, hauptsächlich

aber zum Verkauf und Commerce arbeiten, wohin wir alle Fabriken und Manufakturen, so weit sie überhaupt dem Lande nützlich und daher zulässig sind, oder nicht bei einer oder der andern ausschließende Privilegia im Wege stehen, außerdem auch alle Stuhlarbeiten, in welcher Materie es seyn möchte, feine Stahlarbeiten, Quincaillerien, feine sogenannte Ebenisterie arbeiten und was mit diesen Professionen ähnliches Bewandniß hat, rechnen.

f) Sollten ihnen außer diesen aber auch noch andere Professionen gestattet werden, wozu wir jedoch vor der Hand auch darum, damit sie desto mehr zum Landbau sich wenden, nicht anrathig seyn können, so würden sie in der Zahl der Lehrjungen und Gesellen einzuschränken seyn, welches ohnehin auch bei verschiedenen christlichen Zünften eingeführt ist.

Anlangend endlich

die unzünftigen Künste und Wissenschaften,

so sind ihnen die allermehrsten immer unverwehrt gewesen, und ist es wohl ihrem Hang zum Schacher und Wucher zuzuschreiben, wenn sie bisher vornemlich nur Perlschirrstecherei, Glasschleifen und an theils Orten Goldstickerei getrieben haben.

Hierin aber werden ihnen nach wie vor freie Hände zu lassen seyn.

In den Wissenschaften hat dies Volk schon Gelehrte von allgemeiner großer Achtung producirt, des Unterhalts wegen aber bloß die Arzneikunde mit den dazu gehörigen Hülfswissenschaften und die Philosophie zu eigenem Vergnügen studirt. Zur Chirurgie würden sie gleichfalls zu admittiren seyn, weil das Zünftige hier nur die Barbierstuben angeht, von welchen jüdische Chirurgi ausgeschlossen bleiben könnten.

Wir sehen aber keine Bedenklichkeiten, Juden auf Akademien Vorlesungen zuzugestehen. Dieses würde sie bewe-

gen, außer der christlichen Theologie, die Rechte, Geschichte, Sprachen, Mathematik, Philosophie und schöne Wissenschaften zu studiren und dadurch mehr Kultur und bessern Charakter in ihrer Nation zu verbreiten.

Zwar würde es bedenklich seyn, und die Engagements mancher berühmten christlichen Gelehrten auf den preußischen Universitäten erschweren, wenn aus den Juden Professoren genommen werden sollten. Allein es darf ihnen nur auf Akademien die Erlaubniß zum Lesen gegeben werden, worin die christlichen Doktoren und Magistri um so weniger ein Aergerniß nehmen werden, als schon seit mehreren Jahren das Commercium litterarium zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten im Gange ist, auch viele Christen allhier bei jüdischen Gelehrten in Wissenschaften sich unterrichten lassen.

Sollten übrigens solche hervorstechende Subjekte unter den Juden entstehen, daß der Landesherr sie auch zu öffentlichen Funktionen vorzüglich gut und brauchbar finden würde; so bleibt dies künftiger höchsten Entschließung anheim gestellt.

Bei allen nach der Reforme sich etablirenden Juden würde eine nothwendige Bedingung seyn:

(Die Fortsetzung folgt.)

Relationen aus Berlin.

In meinem vorletzten Briefe sagte ich Dir etwas von einer Bekanntmachung des Obristen Jourdan an die hiesige Bürgergarde; zu mehrerer Beglaubigung übersende ich Dir dieses mit Nro. 1. bezeichnete wörtliche Aktenstück, das unser Corps nicht säumen wird, in seinem Archiv niederzulegen. Nro. 2. drückt die Gesinnungen des Königs für die hiesige Obrigkeit und die Einwohner von Berlin aus, und ist also ein Beytrag zur Zeitgeschichte der Residenz.

Außer diesen Beyden ist noch vom Könige ein Publikandum an die kriegsgefangenen Preuß. Officiere erlassen, das sie anweiset, sich vom 1sten August d. J. die Hälfte ihrer Besoldung auszahlen zu lassen, aber durchaus vor der Hand nicht darauf zu rechnen, eine Anstellung bei der Armee zu erhalten. Dieses Publikandum wird wahrscheinlich in mehreren öffentlichen Blättern abgedruckt werden (wie es schon unser Intelligenz-Blatt geliefert hat). Darinnen kannst Du es lesen; erscheint es nicht öffentlich, so erhältst Du es künftig von mir ꝛc.

Nro. 1.

„Bekanntmachung bey und nach der Parade der Berliner „Bürgergarde den 24. August 1807, erlassen von dem „Obristen des Corps, Herrn Jourdan.“

„Nach einer so eben erhaltenen allerhöchsten Cabinetsordre unsers allergnädigsten Königs, vom 13. August, haben allerhöchst „Dieselben dem Chef des Corps Dero gnädige Gesinnung gegen die Bürgergarde zu erkennen gegeben. Sr. Königl. Majestät „erkennen den Patriotismus, die Treue und Anhänglichkeit gegen

„die Stadt und Dero allerhöchste Person, wünschen und erwar„ten, daß die Mitglieder des Corps zum Besten der Stadt und „ihrer Mitbürger den Dienst fortsetzen, um sich dadurch neue An„sprüche auf Sr. Majestät Zufriedenheit und Dank zu erwerben.“

„Indem dieses hiermit dem Corps bekannt gemacht wird, ist „der Obrist überzeugt, daß das Corps in Erfüllung seiner Pflich„ten fortfahren werde, um bey der Zurückkunft Sr. Majestät die „Zufriedenheit und den Dank einzuärnten, deren es sich bisher „würdig gemacht hat.“

Nro. 2.

„Cabinetschreiben Sr. Majestät des Königs an den Ma„gistrat und die gegenwärtige Obrigkeit der Stadt „Berlin.“

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden ꝛc. Unsern gnä„digen Gruß zuvor. Gelahrte, Ehrbare und Weise, Liebe Getreue.“

„Wir haben das Schreiben mit Rührung gelesen, welches „Ihr als Ausdruck Eurer und der gesammten Einwohner Berlins „Empfindungen bei Gelegenheit Unsers Geburtstages und des ge„schlossenen Friedens, Uns unter dem 1sten dieses Monats unmit„telbar überfandt habt.“

„In Eure biedere Treue und Anhänglichkeit haben Wir, auch „unter den ungünstigsten Umständen nicht aufgehört, Vertrauen „zu setzen und die Ueberzeugung davon, so wie die Nachricht von „der Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe, womit ihr Euch der „Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung mit musterhafter Be„harrlichkeit unterzogen habt, haben Uns mit zum Troste bey „Unserm nur allzugegründeten Kummer gereicht. Euch und allen „den Berlinern überhaupt, die Uns treu geblieben sind, danken „Wir für die bisherigen Beweise und für die jetzige Bezeigung „Ihrer Liebe und rechnen auch für die Zukunft zuversichtlich dar„auf. Mögen sie ihrer Seits von Unsern väterlichen Gesinnun„gen gegen sie, auch ohne öffentliche Betheurungen, sich ver„sichert halten.

„Mit Verlangen sehen Wir und Unser Haus den Zeitpunkt „entgegen, wo Wir zu ihnen werden zurückkehren, und Uns der „Sorge ganz überlassen können, die tiefen Wunden des Staats, „so viel es nur seine höchst erschöpften Kräfte erlauben werden, „unter Gottes Beystand allmählig zu heilen.“

„Durch dieses Bestreben und Unsere aufrichtige Gegenliebe, „die Gesinnungen unserer guten Unterthanen zu lohnen, wird im„mer Unsere Freude und die kräftigste Beruhigung Unsers Her„zens seyn.“

„Sind Euch mit Gnaden gewogen.“

Memel, den 8. August 1807.

Friedrich Wilhelm.

Schreiben eines preussischen Kanzleydieners an den Verfasser der Vertrauten Briefe ꝛc. und Herausgeber der Neuen Feuerbrände.

Hochgelahrter,

Insonders von Vielen Hochgeehrter, von andern aber ausgescholtener Herr!

Glauben Sie, da Sie sich so ganz inkognito halten, daß man nicht wissen solle, auf welche Weise man ein Schreiben in Ihre Hände gelangen läßt? Oho, damit sind Sie angeführt, mein spitzfindiger Herr, denn Wir wissen recht gut, wie man ein Ding angreift. Man darf ja einen Brief an Sie nur in die erste beste Buchhandlung abgeben, so kömmt er sicher zu Herrn Peter Hammer nach Amsterdam oder Cölln an Ort und Stelle, wo sie zu erfragen sind. O, Wir sind nicht dumm. Und nun zur Sache: Ihren Namen wissen Wir freilich nicht, aber Wir meinen, Sie müssen wohl Zange heißen, weil sie wirklich mitunter recht kräftig kneipen und weil ihr College, (der Verleger nämlich) den Namen Hammer führt. Nun aber entsteht die Frage: Warum kneipen Sie?

Sehn Sie, Wir ärgern uns überhaupt schon immer, wenn Wir Jemand am Schreibtische sitzen sehn, denn das Schreiben ist schon an und für sich eine häßliche und schädliche Arbeit, weil man dabei immerwährend wie angenagelt sitzen oder stehen muß, ohne sich gesunde Bewegung machen zu können, wie Wir in unserm Amt; wenn aber ein Gelehrter nun vollends solche Gottes- und Menschenlästerliche Dinge mit einer Rabenfeder in den Tag hineinschreibt, wie Sie, so ist das Schreiben gar eine verfluchenswürdige Sache. Was haben Sie davon? Sie meinen, wie ich gelesen habe, Sie wollen damit nutzen? Prosit die Mahlzeit! Das ist Ihr Ernst nicht. Die großen Herrn werden Ihre Bücher gar nicht lesen, das weiß ich gewiß, und Sie wissen es auch, und wenn Sie sie ja lesen, so werden Sie nicht glauben, daß sie Wahrheit enthalten, und posito zum Beispiel, ich setze den Fall, wenn Sie es glauben, so werden Sie es sich nicht merken lassen.

Alles wird Lüge und Verläumdung genannt, das sollten Sie doch wohl aus Erfahrung eben so gut wissen, als ein Kanzleydiener.

Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Sie uns alle beleidigt haben, alle preußischen Collegien, vom Minister an bis auf uns her-

ab? Glauben Sie, daß man das so ungerächt hingehen lassen wird? Auf Ehre! nicht, weiß Gott nicht!

Wir haben gedacht, der Schlag wird uns rühren, als wir Ihre — Gott verzeihe mir die Sünde! — Ihre Teufelsschriften gelesen haben, die bis jetzt herausgekommen sind. Wie geht es darinnen über uns und viele große Herren her. Ein Wunder ist es, daß Sie nicht auch die Gesalbten des Herrn angetastet haben; aber man wird Sie dafür auch salben. Hätten Sie noch uns Civilisten allein vorgenommen; aber nein, Sie haben sich auch über die hohe Generalität und das Militär hergemacht, über so viele große Officiere, die alle lange Degen und hohe Federbüsche tragen. Nun, wenn Sie dafür einmal in Stücken gehauen oder mit einem großen Huth todt gedrückt werden, so dürfen Sie sich gar nicht beklagen. Warum schreiben Sie so etwas!

Am Ende haben Sie wohl gedacht, man würde nichts von Ihren Werken erfahren, weil unsre Herren Minister und Generale in dem Ruf stehen, daß Sie nicht viel lesen; aber auch hier haben Sie geirrt. Wir haben ihre vermaledeiten Bücher alle gelesen, weil Wir gehört haben, daß sie so spitzig, stachlicht und ehrenrührig sind; ja, viele von uns, die sich sonst den lieben Gott um das Lesen und die Bücher bekümmern, haben uns zur Erinnerung an Ihre Malizïösigkeit selbst die Bücher gekauft, und in unsre Bibliothek gestellt, ob uns gleich die Ausgabe schmerzhaft war. Und um so mehr sage ich Ihnen, es wird nicht gut gehn, denn (erstens) sind Wir alle so unschuldig, wie die neugebohrnen Kinder, und haben nie etwas Uebels gethan. Wenn wir aber (zweitens) auch dergleichen begangen hätten, so wollen wir doch durchaus nicht leiden, daß es jeder Narr wissen soll. Haben Sie jemals gehört, daß Dummköpfe oder Schurken es bekannt lassen werden wollen, daß sie es sind? Und wissen Sie nicht, daß es kein Mensch wissen will, daß er ein Einfaltspinsel ist? (Drittens) Sie kommen bei denen, die wirklich ein böses Gewissen haben, am schlimmsten an, denn diese Klasse leidet es gar nicht, daß sie angegriffen wird, weil ihr daran liegt, noch ferner ihr Wesen im finstern fortzutreiben, ohne daß die Welt aufmerksam darauf wird. Sehn Sie nur zu, alle Zeitungen und Bücher werden nun immer voll Rechtfertigungen seyn, wie es bereits angefangen hat, und in allen diesen Schriften werden Sie herumtergerissen werden, daß — wie man zu sagen pflegt — die Hunde kein Stück Brod von Ihnen nehmen. (Nehmen Sie den Ausdruck nicht übel, unser einer schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und Sie selbst sind ja auch nicht immer extrafein.) Und das ist noch nicht alles. Man wird Ihren Aufenthalt ausspüren und Sie werden Ihre Schreiblust büßen. Denken Sie an meine Worte: Sie werden kricassirt. Denn es existirt eine Menschenklasse, die, wie der Herr Gott, den nicht ungestraft lassen will, der ihren Namen mißbraucht (oder mit Wahrheit angreift).

Wir, die Wir ein reines Gewissen haben, Wir werden unsre Sache im Stillen mit Ihnen abmachen, und damit Holla. Ich, für meine einzelne Individualität, ich bin so eigentlich gar nicht

von Bosheit gegen Sie impulsirt, weil ich schuldlos an dem excentrischen Unglück unsers jetzt concentrirten Vaterlandes bin. Aber die andern, die ihre langen Finger und spitzen oder dicken Köpfe so allenthalben hingestreckt haben, und die Sie öffentlich genannt haben, mit denen bekommen Sie einen harten Stand.

Als ich noch ein kleiner Junge war, entdeckte ich einmal ein Wespennest in der Erde. Oh — dachte ich — warum sollen die Insekten hier ruhig verfahren, was sie zusammensangen? Ich will sie austreiben! Somit ging ich mit einem Stock auf die Oeffnung zu, wie Sie mit den vertrauten Briefen auf uns. Mein Vetter rief: Es geht nicht gut, du richtest nichts aus und wirst brav zerstochen werden! aber ich lachte und fing die Zerstörung des Wespen-Jerusalems an. Flugs summte und brummte es ganz gewaltig um mich her, und ehe ich gehörig angreifen konnte, hatten die Insekten mir Ihre Potenz fühlen lassen und tausend schmerzhafte Stiche strafften meinen Mangel an Intelligenz. So wird es Ihnen auch gehn, wenn Sie es nicht übel nehmen. Man muß die Wespen nicht reitzen!

Wissen Sie das noch nicht, und sind doch, wie Sie im zweiten Theil der vertrauten Briefe zu verstehen geben, schon ein alter Bursche? Ei, ei!

Ich an ihrer Stelle, ich hätte mich hingesetzt (wenn mir doch einmal die fatale Schreibsucht in die Finger gekommen wäre) und hätte bewiesen, daß das Unglück des preuß. Staates ein bloß zufälliges unvermeidliches Unglück gewesen sey, wie die Verschüttung der beyden Städte, ich glaube in Egypten (Pompulanum und Herkuleji heißen sie ja wohl); daß alle preußische Militair- und Civilbeamte, vom ersten bis zum letzten, Leute wie die Kinder sind, und hätte das Buch mit meinem vorgedruckten Namen irgend einem großen Herrn im Lande dedizirt; so hätten Sie noch einen Titel, ein Amt oder ein Geschenk erhalten, statt, daß sie nun ihren Namen verschweigen müssen und nichts erhalten als Feindschaft und etwa ein paar Groschen Honorarium von Ihrem Herrn Peter Hammer, der wohl auch nichts wegwerfen wird, da die Buchhändler von Jahr zu Jahr immer geitziger werden, weil der hungrigen Buchmacher immer mehrere werden.

Liebster, Hochgelahrter Herr, weiß mein Gott, mir bricht mein menschenfreundliches Gemüth, das, nach seinen organischen Gesetzen auch sogar mit einem unvernünftigen Vieh, (um so mehr mit einem Schriftsteller) Mitleiden trägt, wenn ich erwäge, was man alles mit Ihnen vornehmen wird, wenn man Sie hat.

Die Berliner, welche Sie als sehr liederlich schildern, stehen in Masse gegen Sie auf. Schon jetzt geht es auf Bergers Saal, bei Madam Bernhard, in allen Tabagieen, auf den Kaffehäusern, bei Krausens, Martinets, Arndts, Schlößers, Benda's, bei Josti, in allen Weinhäusern, bei Hippel, Nau, Havel u. s. w. bei Weber, Klauß, Kersten, in Charlottenburg, Moabit, Mollards Weinberg, auf dem Gesundbrunnen, in der Hasenheide, bei dem Hofjäger, in Templow, Stralau, Pichelsdorf, Rummelsburg und unter den Linden, ja sogar in den drei Logen schrecklich über sie her.

Sie wissen, daß man hier lieber kritisirt ohne zu untersuchen, als handelt nach der Untersuchung. Die Herren vom Militair, welche Sie beleidigten, indem Sie ihnen den Muth oder den militairischen Geist absprachen, werden Ihnen sicher beweisen, daß Sie Courage besitzen, da Sie wahrscheinlich kein Franzose und einzeln sind. Ja, die Herren Commandanten, welche aus lauter Höflichkeit dem Feinde unsre Festungen so schnell übergaben, damit er nicht böse auf sie werde, dürften nichts weniger als artig mit ihnen verfahren, weil Sie keine Kanonen mit sich führen, sondern höchstens spitzige Federn. Die Civilofficianten? — Nun, es soll mir (aus Menschenliebe) viel Freude machen, wenn sie Ihnen nicht gleiches mit gleichem vergalten, und Sie — todtschreiben.

Der Adel insbesondre ist durch seine Ehre genöthigt, Sie zu ermorden.

Prozesse müssen Sie wenigstens mehrere Dutzende bekommen, die Sie alle ganz gewiß verlieren, denn mit den Justizkommissarien haben Sie es auch verdorben. Die Herren werden sich furchtbar rächen, so daß Sie weder in Cölln noch Amsterdam sicher sind. Wer Ihnen öffentlich nichts zuwider thut, der greift Sie heimlich und von hinten an.

Die Juden? — Sie haben doch als Knabe in der Bibel von Haman gelesen? Geben Sie Acht. Es geht Ihnen wie dem Haman.

Von Todten und Abwesenden soll man nichts als Gutes reden! sagt ein Sprichwort; aber Sie? ja, bei Ihnen haben es die Verstorbenen gerade am schlimmsten. Sind Sie ein Christ? He! Wegen des Prinzen Louis Ferdinand, den Sie auch gehechelt haben, ist schon ein kleines Buch herausgekommen, das Ihnen wiederspricht. Das haben Sie davon. Wenn es spukt, wie meine Frau behauptet, dann sey Ihnen gar Gott gnädig. Bischoffswerder und Compagnie wird Ihnen im Vertrauen die vertrauten Briefe anstreichen, und sie der Feuerbrände wegen, in Feuer setzen.

Gestern habe ich Ihretwegen mit unserm Herrn Präsidenten gesprochen. Er ist auch meiner Meinung, daß Sie gleichsam schon als ein todtes Menschenkind zu betrachten sind. Sie thun mir leid, sehr leid. Ein Mann, der alles so genau weiß, wie Sie, sollte wenigstens so lange leben wie Methusalem.

Da kommt ich denn ganz natürlich wieder auf meine erste Frage: Warum kneipen Sie? Das heißt: Warum schreiben Sie vertraute Briefe, und geben Feuerbrände heraus, wenn Sie solchen Lohn haben? Thun Sie es ja nicht mehr. Aber damit ist es noch nicht genug. Man muß auch überlegen, was nun mit Ihnen werden soll, wie Sie sich Ihrem Untergange entziehen?

Flüchten müssen Sie auf jeden Fall. Aber wohin? Da stehen die — Spekulationen am Berge.

Hören Sie einen freundschaftlichen Rath, den unsre Intelligenz ausgesonnen, und unsre Menschenliebe und Edelmüthigkeit Ihnen ertheilt.

Im Preußischen Staate ist Ihres Bleibens nicht mehr.

Sachsen ist, der preussischen Verfolgung wegen, zu nahe.

In England würden Sie, ihrer Schriften wegen, schön ankommen.

Ueber die Russische Unkultur haben Sie sich auch ergossen, also sind Sie auch in Rußland nicht sicher.

Die Türken haben Sie faul und dumm genannt, und so ist es auch in der Türkey nichts mit Ihnen.

Frankreich und die Länder der französischen Alliirten werden Ihnen gleichfalls verschlossen, wenn Preußen, wie man spricht, in den Rheinbund tritt.

Sie haben gefragt: Haben wir denn Krieg mit Schweden? Gehen Sie nun nach Schweden, so wird der konsequente Monarch Sie rasiren lassen, wie das Opernhaus in Stockholm, oder Sie zurückschicken wie den schwarzen Adlerorden.

Was mit Amerika und Afrika im Kurzem vielleicht geschieht, läßt sich nicht mit Sicherheit voraussehen. Sie dürfen nicht wagen, dahin zu gehn. Wohin also mit Ihnen?

Asien ist noch das einzige Land; freilich in dem Russischen und Türkischen Antheile dürfen Sie nicht bleiben; aber in China. Weiß Gott, hochgelahrter Herr, in China geht es gut. Einmal, man hat dort ihre Schriften nicht gelesen, man kennt Sie nicht und erlaubt Ihnen also gern den Aufenthalt; dahin kommen keine Nachrichten aus der andern Welt und daher kommen keine in unsre. Auch ist das noch das einzige Land, von dessem Hofe man keine vertraute Briefe hat. Da ist für Sie ein Schnitt zu machen. Da setzen Sie sich hin, schreiben alles Geheime auf von den Mandarinen, (die wohl eben so viele dumme Streiche machen mögen als die unsrigen,) und schicken es an ihren Herrn Peter Hammer, der es denn schon zusammen hämmern lassen und in alle Welt schicken wird.

In einigen Jahren, in denen Sie sich ordentlich genährt haben, kehren Sie hieher zurück (dann sind Ihre Schriften vergessen, weil wir unterdessen was Neues haben) dann können Sie wieder in Gottes Namen drauf los schreiben; Stoff findet sich, dafür lassen Sie Uns nur sorgen.

Ja, mein theuerster und hochgelahrter Herr, um Ihrer körperlichen und geistigen Wohlfahrt willen, begeben Sie sich sobald als möglich nach China. Dort finden Sie Ruhe vor den Verfolgungen ihrer Feinde.

Dieser freundschaftliche Rath sey meine schöne Rache für die Beleidigungen, welche Sie mir, als einem Mitgliede der preuß. Collegien, zugefügt haben. Nicht wahr, das ist edelmüthig gedacht und gefühlt?

In der Hoffnung, daß Sie meine Warnung befolgen, verharre ich Ihr, als meines künftigen chinesischen Freundes und Gönners

Berlin im August.

ganz gehorsamster obgleich unbekannter

* * *

Kanleydiener.

Dem Verfasser des schwarzen Registers.

Auf die Erklärung des Hrn. v. Held in der Berliner Zeitung in Betreff des schwarzen Registers, haben wir weiter nichts zu sagen, als daß es Herrn Stillers, in Rostock, Sache ist, mit dem Hr. v. Held diesen Zwist auszumachen. Wir beziehen uns dabey auf die Erklärung des Hrn. Stillers in den Feuerbränden 5tes Heft Seite 160, und auf unsere Erklärung im 3ten Hefte S. 137, daß wir von seinen Prozeß-Akten keinen Gebrauch machen wollten, wodurch erwiesen ist, daß Hr. v. Held abermals gelogen hat, wenn er behauptet: der vermuthete Redakteur wollte im Einverständniß mit dem Herrn Stiller schlechterdings diese ehrenrührigen Aktenstücke verlegen.

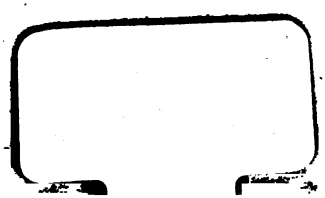
Die Redaktion.

In den 3 ersten Auflagen der Neuen Feuerbrände 1s Heft, ist auf S. 20 folgender Druckfehler stehen geblieben, es soll nämlich Zeile 20 Unbezweifelt statt Unbegreiflich heißen.

Durch die scharfe Sehekunst des Professors Voß in Halle ist dies noch so eben glücklich entdeckt worden.

Stehender Artikel.

Der Verleger dieſer Feuerbrände ſieht eines Theils alle Gegenſchriften, ſie mögen die vertraute Briefe oder die Feuerbrände ſelbſt betreffen, mit Vergnügen, denn ſie verurſachen Frictiones; allein andern Theils bedauert er, daß durch dergleichen, wenn ſie in fremde Zeitungen eingerückt werden, jenen, sans rimes et sans raison, ein Vortheil zufließe. Man gebe dieſes der Verlagshandlung zu verdienen, welche ſich billig finden laſſen wird. Ihre Adreſſe findet man in dem 6ten Hefte der Feuerbrände Seite 131 genau angegeben (wie der Herr Kanzleidiener wohlweislich meint), und jede Berichtigung, ja ſelbſt Invectiven ſollen in den Feuerbränden gegen ein Billiges aufgenommen werden. Auf dieſe Weiſe kann jedes beklommene Herz ſich Luft machen, und es bekommt doch wenigſtens jeder Leſer der Feuerbrände Notiz davon, ohne daß man nöthig hat es andern auf die Naſe zu binden, was man ſich zu ſagen ha-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS